KARL MIEDBRODT

Ein Deutscher fand zurück

Karl Miedbrodt

Ein Deutscher fand zurück

Roman

Verlag Franz Eher Nachf., GmbH., München

4. Auflage / 31.—40. Tausend

Alle Rechte vorbehalten · Copyright 1940 by Franz Eher Nachf. GmbH.
München · Printed in Germany · Druck der August Pries GmbH. in Leipzig

I.

Madeleine

Lieblos, als schütte sie einen Sack aus, läßt Madeleine das Brot und die Tüte Tomaten auf den kleinen Tisch am Fenster fallen. Die Tüte platzt und die Früchte rollen über den Tisch. Sie muß zupacken, damit keine auf den Boden fällt. Im gleichen Augenblick fühlt sie ihre Ungezogenheit gegenüber dem Manne, der am Fenster neben dem Tisch steht. Keine Bewegung dieses Mannes deutet an, daß ihre Unart irgend einen Eindruck hinterläßt. Er muß sie aber gehört haben. Taub ist er nicht!

Aus Ärger über sich selbst möchte sie noch unhöflicher sein und irgend etwas tun, was den Mann aus seiner Ruhe bringt. Leicht schürzt sie die Lippen, und — als werfe sie zu Tomaten und Brot auch noch ihre Worte, sagt sie:

„So, hier ist das Brot, auch die Tomaten habe ich bekommen."

Doch der Mann bleibt schweigsam. Er scheint sie zu übersehen, selbst ihre Worte sind ihm keine Antwort wert. Da wirft sie trotzig den Kopf in den Nacken und stolz, als wenn auch sie nichts für ihn übrig hätte, dreht sie sich im Tanzschritt einer Schlagermelodie zur Tür.

Ein Wind weht durch den kleinen Raum, aufgewirbelt durch die tanzende Bewegung des Mädchens. Die Asche

von der Zigarette des Mannes, der scheinbar gedankenlos aus dem Fenster sieht, wird auf den Tisch geweht. Die Tür hinter ihm fällt ins Schloß. Nun ist er allein. Lächelnd schüttelt er den Kopf. Immer dieser neckende Zorn zwischen ihnen. Man müßte das Mädchen in den Arm nehmen, wenn sie wieder ungezogen ist und ihr einmal richtig die Luft wegküssen, vielleicht würde sie dann netter sein.

Als er das Brot sieht, legt sich seine Stirn in Falten. Unmutig ruft er: „Verfluchte Schweinerei, immer alles in Zeitungspapier einzupacken". Auch die Tomaten sind in einen Zeitungsbogen eingeschlagen. Noch einmal tönt das Wort „Schweinerei"! über den Tisch. Dann zuckt er die Achseln. Über eine Angelegenheit, die man nicht ändern kann, sollte man kein Wort verlieren!

Wieder ist der Luftwirbel um ihn. Madeleine ist in die Stube zurückgekommen und wirft ebenso achtlos wie vorher zwei Zwiebeln auf den Tisch. Sie kümmert sich nicht weiter um den Mann und ist schon wieder an der Tür. Da wendet sich der Mann um, sieht ihr nach und ruft, als befehle er einer Kompanie Soldaten:

„Halt!"

Mit der rechten Hand auf der Türklinke, dem Manne halb zugewendet, bleibt Madeleine stehen. Schwarz wie Kohlen flammen ihre Augen ihm entgegen. Um den Mund geht ein spöttischer Zug. Leicht liegt ihr Kopf im Nacken. Die freie Hand ist in die Hüfte gestemmt. Sie weiß, nun wird er über ihre herausfordernde Art endlich etwas sagen. Gerade das will sie. Dieser Mann, der so ganz anders ist als die Männer ihrer Umwelt, um den eine andere Luft weht, fordert ihren Widerspruch

heraus. Warum? Darauf hat sie keine Antwort. Wenn sie an ihn denkt, für ihn etwas auszurichten hat, zuckt und ruckt es in ihrem Blut. Sie weiß nicht, ob es Liebe oder Haß ist. Sie muß dann etwas tun, wovon sie glaubt, daß es dem Manne nicht recht ist. Ganz Abwehr und zum Gegenschlag bereit wartet sie nun!

Der Mann, den ihre Augen anflammen, denkt: was ich auch wollen mag, immer wird es eine königliche Gnade von ihr sein, wenn sie meine Wünsche erfüllt. Und nicht mit Unrecht, sinnt er weiter, flämisches Blut fließt in ihren Adern und hält uralten Trotz gegen den lebendig, der es beherrschen will.

Nun, wo er ihr Auge in Auge gegenübersteht, sagt er nichts davon, daß sie seine Eßwaren nicht so lieblos auf den Tisch werfen soll. Das Zeitungspapier, mit dem sie eingewickelt waren, muß seinen Zorn ableiten:

„Madeleine, hat dein Bäcker kein anderes Papier?"

Er sagt du; als Mitglied der Französischen Kommunistischen Partei ist es ihm eine Selbstverständlichkeit, sie so anzureden. Der spöttische Zug um den Mund Madeleines wird abweisend, noch um einen Zoll mehr geht ihr Kopf in den Nacken. Ganz von oben kommt ihre Antwort:

„Bist du ein Herr, ein Graf, daß du verlangen kannst, daß dein Brot besonders eingepackt wird? Du bist ein Arbeiter wie wir, und wenn wir nichts dagegen einzuwenden haben, muß es dir auch recht sein."

Und spöttisch hängt sie noch an:

„Mein lieber Genosse Fritz Günther."

Ohne den Blick von ihr zu nehmen, hat er ihr höhnendes Wort an sich vorübergehen lassen. Zunächst kann er

über ihr Aufbegehren nur den Kopf schütteln. Nach kurzer Überlegung antwortet er:

„Das hat mit Herr und Graf und Arbeiter nichts zu tun, nur mit Sauberkeit!"

Madeleine nimmt die Hand vom Türdrücker und kommt einen Schritt näher auf ihn zu. Auch die rechte Hand stemmt sie in die Hüfte. Ihre Lippen beben. Was hat er gesagt? Das hat mit Sauberkeit zu tun? In ihrem Widerspruch zu ihm hat sie ganz überhört, daß vom Bäcker die Rede war. Ja, ist sie denn nicht sauber? Wischt sie nicht jeden Tag bei ihm Staub? Ist nicht alles um den Mann blitzblank und ohne ein Stäubchen? Ordentlicher und aufgeräumter als in der Stube ihrer Mutter? Nie ist sie so um einen Mieter besorgt gewesen wie um diesen; und nun ist es noch nicht so, wie er es haben möchte! Mit welchem Recht? springt es als Frage in ihre Erregung. Soll er hingehen, wo er hingehört und in Deutschland seine Wünsche äußern! Aber nicht hier, wo er nur geduldet ist. Sie haben im Lande genug Arbeitslose. Mag er seinen eigenen Haufen vergrößern und nicht einem französischen Arbeiter den Lohn stehlen.

Schön ist die Frau in ihrem Eifer, denkt er und sieht sie frei und offen an. Aller Unwille weicht aus seinen Augen. Zwar ist ihm unbegreiflich, warum sie ihn so zornig ansieht. Er ist sich keiner Schuld bewußt. Nun aber das erregte Funkeln in ihren Augen aufleuchtet und die Zähne zwischen den zuckenden Lippen gleich einer Perlenkette seinen Blick anziehen, springt in ihm das Verlangen auf, sie in seine Arme zu nehmen und ihr den Zorn vom Mund zu küssen.

Seine abwartende Haltung hat ihre innere Erregung noch gesteigert. Zwischen den Zähnen preßt sie hervor:

„Mit Sauberkeit hat das etwas zu tun? Schön! Dann magst du dir eine andere Wohnung suchen."

Lachend erwidert er:

„Ich denke nicht daran."

Das Verlangen nach einer Umarmung steigert sich in seinem Blut. Was das Mädchen sagt, ist nicht wichtig. Das Feuer in ihren Augen, die bebenden Lippen und das kastanienbraune Haar, das wie ein Kranz von Herbstblättern den Kopf umfaßt, haben ihn gefangen genommen. Zeitungspapier, Brot und Tomaten, Sauberkeit und Bäcker, alles ist vergessen! Vor ihm steht Madeleine, das Mädchen mit dem flämischen Stolz.

Sein verlangender Blick ruft ihr ins Bewußtsein, daß sie mit ihren zürnenden Worten an ihm vorbeiredet und ganz das Gegenteil von dem erreicht, was sie will. Der Mann, der im Augenblick vor ihr steht, ist ein anderer. Seine Augen lachen in der Lust nach ihr, sie verteidigen sich nicht, sondern wollen von ihr Besitz ergreifen. Madeleine duckt sich ein wenig. Wie bei einer Katze vor dem Sprung spannen sich ihre Muskeln. Soll er nur kommen! Er ist nicht der erste, der seine Hände nach ihr ausstreckt. Und wenn er es täte, was dann? Sie braucht sich darüber den Kopf nicht zu zerbrechen. Es geschieht nichts. Mit einem Ruck dreht er sich zum Tisch und spricht, ohne sie anzusehen:

„Es ist gut, ich brauche heute abend nichts mehr."

Das ist so unpersönlich, so sachlich gesprochen, als wäre sie eine Dienstmagd, nicht die Tochter des Hauses, nicht die Frau, die er soeben noch verlangend angesehen hat.

Sie möchte mit dem Fuß aufstampfen und ihn ausschelten. Oh, wie sie diesen Menschen haßt, diesen Deutschen, der immer anders ist als man erwartet, der immer seinen eigenen Kopf hat, auch in der Erregung keine Dummheit macht, sein Blut immer zu bändigen weiß. Was ist das für ein Mensch, der nicht zornig wird, wenn ein anderer es will? Liegt die Entscheidung des Handelns immer bei ihm? Wie er nun wieder seinen Tisch deckt! Gegen die Art, wie er sich um seine Sachen bemüht, kann sie nicht an. Alles muß bei ihm auf seinem richtigen Platz stehen. Einen Teller für das Brot, auch einen für die Tomaten. Und nun richtet er die Zwiebeln, besser als manche Frau. Selbst das Weinglas hält er prüfend in das Licht der scheidenden Sonne, ob kein Staubkörnchen sich darin versteckt hat. Jetzt setzt er sich hin. Mit dem Anrichten ist er fertig. Aber was ist das wieder? Er faltet nicht die Hände zum Gebet. Dafür gießt er den Wein ein, hält das Glas hoch in die Sonne und sagt:

„Schön ist die Welt."

Sinnend sieht er in die Lichtreflexe, die die Sonnenstrahlen in den Wein zaubern. Er setzt das Glas an die Lippen, als trinke er den köstlichsten Trunk und nicht gewöhnlichen Landwein. Dann beginnt er zu essen, und auch das ist wieder anders.

Madeleine ist jeder seiner Bewegungen gefolgt. Sie hat sich nicht von ihrem Platz gerührt und er hat getan, als wenn sie nicht mehr im Zimmer sei. Wie sie ihn so sieht, muß sie an die Männer ihrer Straße denken. Die sind so ganz anders, schlingen das Essen hinein und schütten den Wein wie Wasser herunter. Und dieser sitzt vor Brot, Tomaten und Zwiebeln wie ein Herr, wie

ein Graf. Vielleicht ist er es auch. Bei den Deutschen weiß man ja nie, was mit ihnen los ist. Aber er arbeitet doch als Schlosser in der Traktorenfabrik, wie die anderen Arbeiter auch. Im Mai 1929 kam er, und nun ist er schon ein halbes Jahr da. Wie die Zeit vergeht. Jedoch lange wird er nicht mehr bleiben. Er hat sich, wie der Vater erzählte, als Monteur für die Sowjetunion gemeldet.

Während sie dies alles überdenkt, muß sie auf seine Hände sehen, wie er das Brot schneidet. Mit einemmal wird ihr bewußt, wie kindisch es ist, ihm auf die Finger zu sehen. Trotzdem geht sie nicht. Die Zeitung, um deretwillen der Streit zwischen ihnen begonnen hat, liegt säuberlich gefaltet vor ihm auf dem Tisch. Er hat gesagt, daß er für den Abend nichts mehr gebrauche. Was steht sie denn noch da? Die Lächerlichkeit ihres Tuns wird ihr bewußt und treibt ein zartes Rot auf ihre Wangen. Wenn sie jetzt geht, was würde er dann von ihr denken, aber ebenso, was denkt er nun, da sie immer noch wie ein dummes Schulmädchen in der Stube steht. Mit dem Essen kann er nicht so beschäftigt sein, daß er sie vergessen hat. Sie will sich bemerkbar machen. Sein Bett ist noch nicht für die Nacht zurechtgemacht. Das scheint ihr ein Ausweg, um ihre Unentschlossenheit zu überwinden. Sie geht an das Bett. Fester als sonst sind ihre Schritte. Sollte er wirklich glauben, daß sie nicht mehr im Zimmer ist, dann muß er sie jetzt hören. Aber er sieht sich nicht nach ihr um; schon steigt ihr der Zorn wieder auf die Stirn. Aber was soll sie tun, um ihn zum Sprechen zu bringen? Er hat gesagt, daß er für den Abend nichts mehr brauche. Leise hört sie hinter sich, wie er die Zei-

tung, den Stein des Anstoßes, aufschlägt. Mit halbem Blick kann sie sehen, wie er die Zeitung in der Hand hält. Will er also nicht wissen, daß sie noch im Zimmer ist? Diese Frage löst in ihr ein wehes Gefühl aus. Das schiebt den Zorn von ihrer Stirn und weht an dessen Stelle eine stille Trauer. Sie hat ihn doch trotz allem gern.

Fühlt denn der Mann nichts? Sieht er nicht, daß sie ganz anders zu ihm aufblickt als zu den anderen Männern? Als sie traurig darüber nachdenkt, wirbelt das trotzige flämische Blut diese Gedanken fort. Sie wird die Mutter bitten und sie dazu bewegen, dem Deutschen die Wohnung zu kündigen. Sie will ihn nicht mehr sehen und sich nicht mehr um ihn sorgen, weil er dafür doch keinen Dank weiß. Ja, sie wird die Mutter bitten! Lange genug hat sie sich um den Mann bemüht. Sie will gehen, damit er nicht denken kann, daß sie um seinetwillen geblieben ist. Sie wendet sich vom Bett und geht mit festen Schritten zur Tür. Als sie die Hand auf den Drücker legen will, sagt er zu ihr:

„Madeleine, kannst du Deutsch lesen?"

Eine seltene Freude ist in seinen Worten. Aber was soll diese Frage? Madeleine ist nie außer Landes gewesen, auch nicht im Krieg. Sie ist bei der Mutter geblieben, als die Deutschen kamen. Damals hat sie einige Worte von den deutschen Soldaten gelernt. Die sind vergessen bis auf einige Scheltworte, deren Bedeutung sie nicht kennt. Und nun will der Mann wissen, ob sie Deutsch lesen kann. Dumme Frage! Wieder lacht er und wieder schwingt darin seine schöne Freude. So glücklich hat sie ihn noch nie gesehen. Und nun ist es die Neugierde, die alles Gewesene vergessen läßt. Sie geht zu

ihm an den Tisch. Als sie neben ihm steht, sagt er mit dem Blick auf die Zeitung:

„Was rede ich da! Wie solltest du auch meine Sprache lesen können. Entschuldige, ich habe mich in meiner Freude vergessen."

Er nimmt ihre Hand, auch das hat er noch nie getan. Ganz dicht zieht er sie an sich heran und spricht, beschwingt von seiner Freude:

„Madeleine, dein Bäcker ist doch ein guter Kerl. Alle Tage kann er mein Brot in eine solche Zeitung einpacken, und du mußt nun auch wieder gut sein."

Er sieht zu ihr auf. Wie gut er sie ansehen kann. Fast ist es so, als wolle er ihre Hand küssen, aber er streicht nur zart darüber hinweg.

„Ist das schön, bei einer solchen Nachricht nicht allein zu sein", sagt er. Sie kann den Mann neben sich nicht mehr begreifen. Sie will wissen, was ihn ihr so nahe bringt.

„Nun rede schon, was du in der Zeitung gelesen hast", fordert sie ungeduldig. Ganz dicht steht sie neben ihm. Er spürt ihre Wärme. Erregt schlägt der Puls ihrer Hand in der seinen. Aber er steht im Bann des Gelesenen und spürt nicht die herzliche Zuneigung des Mädchens. Ganz leise sagt er, als wäre von einem persönlichen Geschenk die Rede:

„Madeleine, ein deutsches Flugzeug hat den Ozean überflogen!"

Die Freude über diese technische und menschliche Leistung drückt ihm förmlich die Luft im Hals ab, so daß er kein Wort mehr über die Lippen bringen kann. Vom Stolz übermannt, ein Deutscher zu sein, sieht er aus dem Fenster in die Weite der Landschaft. Wenn er drei-

hundert Kilometer überblicken könnte, dann, ja dann würde er auf den Dom von Köln schauen.

Jäh wird er aus seinen Gedanken gerissen. Madeleine zieht mit einem unwilligen Ruck ihre Hand aus der seinen. Also das ist seine Freude. Das ist es, was seine Augen so blank macht. Auch ihre Augen glänzen, doch nicht aus Freude. Nein, das ist wieder der Deutsche, den sie haßt. Warum, das weiß sie nicht. Sie kann sich keine Rechenschaft darüber geben, warum sie „Schwein" zu ihm sagt. Es ist dies eins der wenigen deutschen Scheltworte, die sie noch aus dem Kriege behalten hat. Sie mußte es sagen, es kam ohne ihr Wollen von den Lippen. Dann knallt die Tür hinter ihr ins Schloß, und er ist mit seiner Freude allein. Zwar ist es ihm unbegreiflich, warum Madeleine sich nicht mit ihm freuen kann, und weshalb er ein „Schwein" sein soll. Madeleine wird kaum wissen, was sie ihm in ihrem Zorn vorgeworfen hat, denkt er entschuldigend. Schön wäre es gewesen, wenn sie seine Freude geteilt hätte.

Mit dem Essen ist er fertig. Der Wind trägt den Duft von Erde und Laub in sein kleines Zimmer. Das goldene Geflimmer der Sonne über dem herbstlichen Wald lockt hinaus. Bilder einer langen Vergangenheit stehen vor ihm. Solch ein Tag ist es gewesen, als er vor über einem Jahrzehnt, im Jahre 1913, in die Welt hinausgezogen ist, um den sozialistischen Zukunftsstaat erkämpfen zu helfen. Wurde es eine Enttäuschung? Er winkt mit der Hand ab. Nimmt den Hut vom Haken, steigt die knarrende Stiege hinunter. Vor dem Hause drängt sich der Hund seines Wirtes an ihn heran. Er kraut der großen Dogge den Kopf.

„Nun, Ninon", schmeichelt er, „willst du mich begleiten?"

Freudig springt sie an ihm hoch. Zwischen beiden besteht eine zutrauliche Freundschaft; es ist heute wieder wie alle Tage: Der Hund stürmt in tollen Sprüngen die Straße hinunter. Er weiß, der Mann kommt im wiegenden Wanderschritt hinter ihm her. Es geht aus den engen Straßen in die Weite von Feld und Wald. Oft ist dann der Hund der Herr und der Mann sein Diener. Also gibt er auch jetzt die Richtung an. Er hat Lust nach Mäusen zu jagen. Er sieht sich nach Fritz Günther um, und so wie er gehofft hat, kommt dieser ihm nach. In hetzenden Sprüngen tobt der Hund freudig zu ihm zurück. Wie eine Feuerflamme hängt ihm die Zunge hechelnd aus dem Maul. Ruckartig bleibt er mit nach vorn gespreizten Beinen vor ihm stehen. Vergnügt lacht Fritz Günther dem Hund zu. In diese frohe Minute zwischen Mensch und Tier dringt der Ruf Madeleines:

„Ninon!"

Durch beide geht ein Ruck, als würden sie durch eine unsichtbare Hand zurückgerissen. Wieder erklingt der befehlende Ruf „Ninon!" Der Hund hat den Kopf zurückgeworfen. Ein leichtes Beben geht durch seinen Körper. Gereizt knurrt er die Ruferin an, doch unerbittlich steht diese in der Tür. Ein leises bittendes Winseln hört Fritz Günther neben sich. Jedoch er ist nicht der Herr des Hundes und kann ihm nicht helfen. Er fühlt, daß Madeleine ihm die Freude mit dem Tier nicht gönnt. Armer Kerl, denkt er, und auch der Hund ist damit gemeint. Fritz Günther zuckt mit den Schultern, kraut dem Hund den Kopf und geht.

Fritz Günther hört noch einmal, wie Madeleine nach dem Hund ruft. Ein Lächeln huscht über seinen Mund. Lieb von dem Tier, für ihn noch gegen seine Herrin zu rebellieren.

Es war nicht das erstemal, daß man ihm in der Fremde so mit Haß und Zorn begegnete. Er hatte sich auf seiner Wanderung zum sozialistischen Zukunftsstaat daran gewöhnen müssen. Warum darf er sich nicht freuen, im Kreise der internationalen Klassengenossen auf seine Art leben? Warum wollten die anderen eigentlich immer, daß er so sein soll wie sie? Warum soll er unter Engländern englisch denken und unter Franzosen französisch? Er ist doch kein Papagei, sondern ebenso ein Mensch wie die fremden Genossen. Ihn quält die Frage, warum er nicht Deutscher sein sollte. Die anderen waren stolz auf ihr Volkstum und blieben es auch als Kommunisten. Nur er als Deutscher durfte nicht sein, was er ist. Komische Welt! Freut er sich nur über eine technische Leistung seines Volkes, wird es ihm schon verdacht. Verständnislos zuckt er die Schultern. Er hätte die Franzosen um diese Leistung gewiß nicht beneidet, sondern sich mit ihnen gefreut. Aber er als Deutscher darf es nicht, darf nicht auf sein Volk stolz sein, das ist wider das heilige Denken von Karl Marx. Oder war es noch etwas anderes? Nun schön! Fritz Günther macht den Punkt hinter diese Feststellung. Er kann eben auch nicht anders als die fremden Arbeiter aus dem fremden Volke, und freut sich auch jetzt noch über den deutschen Sieg und die Männer, die ihn errungen haben.

Nach wenigen Schritten ist er um die Ecke. Der Schauplatz des kleinen Ärgernisses liegt hinter ihm und ist ver-

gessen. Nicht weit hat er zu gehen und ist im Wald. Hier darf er sich freuen, hier sieht ihn niemand, und selbst die Franzosen haben wohl nichts gegen diese bescheidene Freude zu sagen.

Ein schmaler, nicht fahrbarer Weg führt ihn an einigen armseligen Hütten vorbei. Es sind Hütten, die sich die Besitzer der Grundstücke nach dem Kriege aus den Trümmern ihrer zerschossenen Häuser wieder aufgebaut haben. Nun warten sie Jahr um Jahr darauf, daß der Entschädigungsausschuß ihnen das Geld bewilligt, damit sie sich neue Häuser bauen können. In den ersten Jahren nach dem Kriege haben sie der politischen Propaganda geglaubt, daß sich die Deutschen böse und hinterhältig ihrer durch den Friedensvertrag aufgezwungenen Pflicht der Wiedergutmachung entzögen. Sie haben sich über die Ruhrbesetzung gefreut und gehofft, daß ihre Häuser aufgebaut werden. Heute wissen sie, daß es nicht an den Deutschen lag. Sie wissen, daß das Geld zwar da ist, daß aber eine herzlose Bürokratie wie der Höllenhund darüber wacht. Das ist ihre Not und ihr Klassenkampf. Der Krieg hat nicht nur die Häuser zerstört, er hat ihnen auch den letzten Goldfranken aus dem Strumpf gezogen. Ohne Geld aber schreibt der Notar keine Zeile. Ohne Notar antwortet der Entschädigungsausschuß nicht.

So geht es Jahr um Jahr und immer noch ragt, bizarr und vom Feuer verräuchert, die letzte Giebelwand dieser Gasse in die Luft. An diese Wand hat der Kriegsinvalide Debrie seine beiden Stuben geklatscht wie ein Schwalbennest. Die Rente hat nicht mehr hergegeben. Jeanne, seine Frau ist in ihrer Not alt und müde geworden. Die

Sorgen für den Mann und um den zweiten Sohn, den sie als Krüppel aus den Trümmern des Hauses gezogen haben, liegt schwer auf ihren Schultern.

Unter einer Last Holz, krumm, mit lichtlosen Augen, kommt sie soeben aus dem Walde. Fritz Günther kennt die Geschichte der Familie. Im Blick auf die starr und düster in den Himmel ragende Wand vergißt er die Beleidigungen Madeleines. Er geht mit schnellen Schritten zu Jeanne und nimmt ihr die schwere Last ab. Das ist kein großer Dienst, denn auf seinen Schultern ist das Holz, das eben noch wie Blei drückte, so leicht wie ein Federball. Er hat ihr schon des öfteren die Last abgenommen und so ist kein Dank nötig. Auch nicht, als er das Holz krachend neben den Holzklotz wirft, das Beil nimmt und alles ofenfertig hackt.

Für ihn sind das wenige Minuten, die er der Jeanne schenkt. Ihr Dank gilt ihm tausendmal mehr, wenn sie ihm hernach die Geschichte aus dem Kriege erzählt, in der die Deutschen keine Barbaren waren, sondern Männer, die ihr Leben auch für den Feind einsetzten. Haben sie nicht ihren Sohn und auch sie aus den Trümmern des Hauses herausgezogen, nachdem englische Granaten es zerschossen hatten? Ein deutscher Soldat hatte sich sogar damals in sie verliebt. Wenn sie an dieser Stelle ihrer Erzählung angelangt ist, muß Debrie mit den Fingern drohen, sonst fehlt der Geschichte die richtige Würze.

Der Abend nimmt dann auch den vorausgesehenen Verlauf. Nachdem Fritz Günther die Arbeit beendet und das Beil in den Klotz gehauen hat, stellt Jeanne ihm ein Glas Landwein hin und erzählt. Und Debrie hebt drohend den Zeigefinger, genau wie sonst, an der gleichen

Stelle des Berichtes, sobald Jeanne von den Worten des verliebten Soldaten spricht.

Es ist gut so an diesem Abend. Der Deutsche vergißt den Zorn Madeleines. Doch auch Madeleine ist nicht mehr böse, nur weiß es Fritz Günther nicht, als er aus dem Walde kommt und die dunkle, knarrende Stiege zu seiner Stube hinaufgeht.

In den zwei Stunden, da Jeanne ihre Geschichte erzählte und Fritz Günther in einem französischen Wald den Deutschen in sich gesucht und doch nicht gefunden hat, ist mancherlei geschehen. Es ist ein Mann vom Parteibüro gekommen und hat für Fritz Günther die Reiseorder nach der Sowjetunion gebracht. Nun ist es also so weit! Madeleine nimmt die Reiseorder in Empfang und wird sehr traurig. Jetzt, da er von ihr gehen muß, ist ihr Zorn verflogen. Sie fühlt ein Brennen im Herzen und weiß, daß ihr der Deutsche sehr viel bedeutet.

In ihrer Not geht sie auf seine kleine Stube und setzt sich an seinen Tisch. Dort liest sie die Order immer wieder, die kalt wie in einem Befehl für einen Gefangenen besagt, daß Fritz Günther sich um neun Uhr des kommenden Tages auf dem Bahnhof einzufinden habe. Ninon, die Dogge, ist bei ihr. Zu Ninon kann sie sprechen. Wenn sie auch vorher böse gewesen ist, so darf der Hund seinen Kopf doch in ihren Schoß legen und von ihrer Liebe zu dem Manne hören, den Ninon nicht begleiten durfte. Es geschah ja nur deswegen, weil Fritz sich über sein Land gefreut hat und nicht über Madeleine, die ihn so lieb hat. Er darf nicht gehen! Niemand in der Welt kann ihn zwingen. Die Partei mag andere schicken. Er muß bei ihr bleiben.

Sie nimmt den kleinen Spiegel vom Waschtisch und schaut hinein. Sie ist schön. Ein zuversichtliches Lächeln legt sich auf ihren Mund. Das macht das Bild noch schöner. Die Dogge will auch in den Spiegel sehen und schiebt den Kopf ganz nahe heran. Madeleine umarmt den Hund. Ihre Liebe zaubert Ninon hinweg. Liebende können mehr als andere Menschen. Das Gesicht des Hundes und seine Wärme verwehen und es ist jetzt das Gesicht des Mannes, den sie liebt, mit dem sie sich im Spiegel sieht. Da er nun so ganz still und warm den Kopf anlehnte, muß er hören, daß sie nie wieder böse und schlecht zu ihm sein wird. Er darf aber auch nicht mehr an sein Land denken, nur noch an sie. Die Stube nebenan wird demnächst leer, träumt sie weiter, dann hätten sie mehr Platz als alle anderen Ehepaare der Straße. Der Vate würde auch nichts dagegen haben und die Mutter würde sich gewiß freuen und — — — und — — — Was kann der Hund dafür, daß er ein Hund ist und den Freund in der Nähe spürt. Das Tier reißt sich aus ihren Armen, der Spiegel fällt um. Vorbei ist der Traum. Aber das geht Ninon nichts an. Sie ist mit einem Satz an der Tür. Als dann der Mann im Türrahmen steht, wäre beinahe außer dem umgefallenen Spiegel und dem zerstörten Traum noch jemand umgefallen, so heftig springt die Dogge in ihrer Freude den Freund an.

Die Begrüßung der beiden hat in einem kleinen Ringkampf ihr Ende gefunden. Erst auf das Wort Fritz Günthers geht Ninon gehorsam in ihre Ecke. Jetzt erst sieht er Madeleine an seinem Tisch sitzen. Sie hat die Freude der beiden nicht gestört. Ihr ist die stürmische Begrüßung zu einer Hoffnung geworden. Wenn sie und der Hund

bitten, kann Fritz nicht so hart sein und wird bleiben. Fritz Günther sieht Madeleine wie ein Rätsel an. Er sucht in ihrem Gesicht die Lösung. Er sieht die leise Trauer in ihren Augen und kennt doch nicht die Ursache. Madeleine bleibt sitzen, als Fritz zu ihr an den Tisch kommt.

Stumm zeigt sie auf die Papiere. Die läßt er zunächst auf dem Tisch liegen. Das oberste Blatt, welches die Reise befiehlt, kann er ohne Mühe lesen. Er liest es zweimal. Das zweitemal nur noch halb. Der Gedanke, daß ihn das Schicksal bei seinem Gang durch die Völker an eine neue Wegkreuzung stellt, stößt ihn auf die Frage: Wann wird die Wanderung ein Ende haben? Hat ihn nicht Deutschland mit dem Zeitungsblatt gerufen? Ist sein Mühen um den Sozialismus nicht immer mißverstanden worden? Und nun Rußland! Sollte er nicht doch linksum kehrtmachen und geraden Weges nach Deutschland marschieren?

Er schiebt die Papiere zur Seite. Noch einmal wägt er sein Nein oder Ja. Wieder kommt ihm die Frage, ob das linksum kehrt in Richtung Deutschland nicht doch das Gebot der Stunde sei. Er sucht in dem nachtdunklen Himmel eine Antwort und wieder ist der Gedanke da: wenn er dreihundert Kilometer überblicken könnte, würde er den Kölner Dom sehen. Gewonnen hätte er auch damit nichts.

So in seine Gedanken versponnen, fühlt er nicht den leisen Druck von Madeleines Hand. Doch das Sehnen der Frau wird so stark, daß die Sorgen um seine Zukunft verwehen wie graue Wolken am Himmel. Er fühlt ihren Händedruck und ihre Wärme zwingt ihn, in ihren Augen eine Erklärung zu suchen. Sie beugt ihren Kopf über

seine Hand. Der Duft ihres kastanienbraunen Haares ist um ihn. Er fühlt ganz leicht und warm zwei Tropfen auf seine Hand fallen. Weint das Mädchen? Ein seltsam frohes Gefühl greift nach seinem Herzen. Sollte es einen Menschen in Frankreich geben, der sich um ihn sorgt?

„Madeleine – weinst du? Warum, Mädchen?"

Sie hebt langsam den Kopf. Zwei große Tränen hängen wie Perlen an ihren Lidern. Vor seinem fragenden Blick schließt sie die Augen. Madeleine kann kein Wort über die Lippen zwingen. Fritz Günther sieht den verhaltenen Schmerz in ihrem Gesicht. Er legt seine rechte Hand beruhigend auf ihre Schulter und fragt noch einmal: „Madeleine, weinst du um mich?"

Fast unmerklich nickend antwortet sie. Es gibt also doch einen Menschen, der sich um ihn bangt. Was vorher am Abend zwischen ihnen gewesen ist, hat keinen tieferen Sinn. Es war nicht gegen ihn als Deutschen gerichtet. Doch wer kann dies alles begreifen? Madeleine hebt den Kopf, sieht ihn mit ihren dunklen Augen an. Mühsam versucht sie zu lächeln. Da sie die Freude in seinen Augen sieht, kann sie sprechen. Der Schmerz hält das Wort nicht mehr zurück.

„Du mußt bleiben, Fritz!"

Diese wenigen Worte sind mehr als Sorge um ihn. Das ist die Bitte, bei ihr zu bleiben. Im ersten Augenblick verwirrt ihn ihre Antwort. Madeleine spürt es; aber sie kann doch nicht hinzufügen, daß sie ihn nicht mehr hergeben will.

Und er? Er kann nur mit der Schulter zucken. Ihrem Blick weicht er aus. Sie wird ängstlich und steht auf. Sollte das mit der Sowjetunion bei ihm auch wieder

anders sein als bei den Männern ihrer Straße, die sich auch gemeldet haben? Die haben es doch nur deswegen getan, weil sie arbeitslos sind.

Von der Demoiselle Dupare weiß sie, daß deren Verlobter nun, da er wieder Arbeit hat, nicht mehr daran denkt, nach Rußland zu gehen. Nein, so begeistert brennt in keinem Franzosen die Idee des Sozialismus. Fritz Günther blättert verlegen in seinen Papieren. Er weiß keine Antwort.

Madeleine will von ihm das entscheidende Wort hören; die Angst um ihn läßt das Blut in ihren Adern schneller kreisen. Was eine Bitte sein sollte, kommt als Forderung von ihren Lippen:

„Bedeutet dir meine Liebe so wenig, daß du nicht bleiben magst?" Da aus der Bitte ein Anspruch geworden ist, leuchten ihre Augen und im Spalt der Lippen blitzen die Zähne.

In Fritz Günther wird die Not groß. Wie soll er sich entscheiden? Ninon, die Dogge, die beide nicht aus ihren Augen gelassen hat, ist von ihrem Platz aufgestanden und schiebt sich zwischen sie. Ninon kennt das Gesicht ihrer Herrin, die Flamme in deren Augen, die verschiedenen Melodien ihrer Worte, wenn sie bittet, fordert oder liebt. Die Dogge legt schmeichelnd den Kopf an die Brust Madeleines und sieht erwartungsvoll zu ihr empor. Immer noch keine Antwort! Da stößt der Hund mit der Schnauze zu dem Mann herüber, packt dessen Arm und zerrt ihn zu Madeleine. Nun müßte Fritz Günther eigentlich herzlich lachen. Ninon, die Kupplerin macht ihrem Namen alle Ehre.

Doch wem ist damit geholfen? Auf der einen Seite die

Frau, auf der anderen die Papiere, die ihn nach Rußland rufen. Für eine Sekunde sieht er Madeleine an. Schön und begehrenswert ist sie in ihrer Liebe. Willig überläßt er dem Hund seinen Arm. Wehrt sich auch nicht, als Madeleine das Werben der Dogge unterstützt, seine Hand in ihre nimmt und bittend zu ihm aufsieht.

Doch auch das bringt keine Antwort. Auch nicht, daß er, wie so oft, bei seiner Arbeit, die nicht von der Hand gehen will, flucht und in die Hände spuckt. Das alles hilft nicht, auch nicht die Liebe der Frau.

Schwer wird ihm ums Herz. Und doch ist das alles kein Trost, keine Antwort für ihn und Madeleine. Er reißt sich aus dem verwirrenden Spiel seiner Gedanken, sieht Madeleine lange an. Sanft löst er seine Hand aus der ihren, krault des Hundes Kopf und weist ihn auf seinen Platz. Erwartungsvoll sieht Madeleine ihm zu. Nun muß seine Antwort kommen. Unruhig streicht sie sich durch das Haar. Wie schwer hat sie es mit ihm! In Sekundenschnelle stehen die Männer ihrer Straße als Vergleich vor ihr. Was wäre geschehen, wenn sie einem französischen Arbeiter nur einen Bruchteil von dem geschenkt hätte, was sie diesem Manne ungebeten gab?

Fritz Günther weiß das alles. Er ahnt das Glück, das ihm an der Seite Madeleines winkt, kennt aber auch die Unabänderlichkeit seines Schicksals. Vor Wochen hat er seine Unterschrift unter den Arbeitsvertrag mit der Sowjetunion gesetzt. Das war geschehen, um den Kreislauf seines Lebens durch die Völker zurück nach Deutschland zu führen. Die Arbeit in der Sowjetunion sollte das letzte Glied in dieser Kette sein. Freiwillig hatte er seine Unterschrift gegeben, einen Bruch seines Versprechens

gibt es für ihn nicht. Bleibt noch Madeleine. Sie muß begreifen, so groß auch ihre Liebe sein mag, daß die Treue des Mannes zu seiner Sache vor der Liebe der Frau steht. Sein Ziel, das er sich gesetzt hat, ist der Sozialismus. Die lichtlosen Steinmauern seiner Jugend, der würdelose Tanz um das goldene Kalb, das freudlose Dasein, haben in ihm eine unstillbare Sehnsucht nach einer besseren und gerechteren Lebensform geschaffen. In der Sowjetunion, dem Staat, in dem die Idee seiner Jugend verwirklicht werden soll, will er die letzte Bestätigung für die Richtigkeit seiner Sache suchen. Bis jetzt hat er sie nicht gefunden. Und so soll ihm die Sowjetunion die letzte Prüfung sein. Dort muß sich entscheiden, ob er als Sieger nach Deutschland zurückkehren wird, um mit dem Feuerbrand seiner Idee die letzten Bollwerke des Kapitalismus niederzubrechen, oder als Besiegter, mit der Erkenntnis, daß sein Gang durch die Völker ein Irrweg gewesen ist und ebenso irrig der Glaube an den internationalen Sozialismus. Dann wird es für ihn eben heißen von vorne anzufangen. Doch vor dieser Entscheidung steht er heute nicht, heute steht vor ihm der letzte Abschnitt seines Weges, und der sollte ihn nicht müde noch verzagt finden.

Diese nachdenkliche Minute hat Fritz Günther nötig, um die Worte für Madeleine zu finden, die ihr erklären sollen, daß er nicht bleiben kann. Ihre Liebe zu ihm ist wie eine Lockung des Teufels, der ihn von seiner Sache abziehen will. Er sieht sie an und muß lächeln. Wenn wirklich ein Teufel, so ist Madeleine eine sehr schöne Teufelin. Wie sie vor ihm steht und das Zittern um ihren Mund ihm zeigt, wie sehr sie sich vor seinem Nein bangt, kann er nicht so einfach sprechen, wie er es noch eben ge-

dacht hat. Er befürchtet, sie könne ihn falsch verstehen. Und so weiß er sich wieder keinen Rat.

In seiner Stube ist nur ein Stuhl. Er möchte sich hinsetzen. Doch dann muß Madeleine stehen. So legt er den Arm um sie, setzt sich und zieht sie sanft auf seinen Schoß. Sie legt ihren Kopf an seine Brust und schließt die Augen. In ihm stürmt das Blut seiner fünfunddreißig Jahre. Ihre Wangen sind heiß und rot. Es wird ihm unendlich schwer, in dieses verlangende Gesicht zu sehen, ohne sich zu vergessen. Warum ist er ein Deutscher? Warum kommt er nicht über sich hinweg, warum ist es ihm nicht gegeben, Verantwortung und Aufgabe zu vergessen? Er zwingt seine Gefühle nieder. Als wäre er ihr Bruder, gibt er ihr einen Kuß auf die Stirn. Für Sekunden vergräbt er sein Gesicht in die Flut ihres flammenden Haars. Über sie hinweg sucht er die Worte für sie im nachtdunklen Himmel. Aus diesem Dunkel wächst das Bild einer gleichen Nacht in Deutschland. Und das ist lange, sehr lange her, bald sechzehn Jahre. Mit diesem Bild hofft er die Worte für Madeleine zu finden, und so spricht er, um ein Verstehen bittend:

„Madeleine, deine Liebe macht mich glücklich, und doch bitte ich dich, daß du dich bemühst, mich zu begreifen. Ich kann nicht bleiben. Meine Liebe gehört einem anderen Menschen. Meine Liebe und mein Wort habe ich einer anderen Frau gegeben."

Mit großen, fragenden Augen sieht sie ihn an, sie will sich in seinen Armen aufrichten.

„Bleib', Madeleine", spricht er bittend, „das war in einer gleichen Nacht, einen Tag vor meiner Wanderschaft. Da habe ich zu dem Mädchen meiner Jugend von meiner

Liebe gesprochen und ihr das Versprechen gegeben, zu ihr zurückzukommen. Alles Wandern sollte dann ein Ende haben und sie sollte der Mittelpunkt meines Lebens sein. Siehst du", bittet er weiter, „wenn es auch lange her sein mag, ihre hoffenden Augen sehen mich in dieser Stunde an. Was würde sein, wenn ich dir nun auch das gleiche Versprechen gäbe? Willst du, daß ein Mädchen wie du an meinem Wortbruch ihr Vertrauen verliert. Willst du, daß ein Mund so rot wie deiner, schmal und bleich wird, weil ich ihn vergessen habe?"

Er gibt sie frei, und glaubt, daß nichts mehr zu sagen ist. Sie wird und muß ihn verstanden haben! Als Frau kann sie nicht wünschen, daß einer anderen etwas geschieht, was ihr selber weh tun würde. Er hat ihre Liebe nicht gefordert und sie muß begreifen, daß er einer anderen gehört.

Langsam richtet sie sich auf. Er hindert sie nicht mehr. Aber sie bleibt sitzen. Ganz tief liegen die Lider über ihren Augen. Aus einem schmalen Spalt brennt ihr Feuer ihm entgegen. Sie will auf seine Liebe nicht verzichten und legt seinen Arm um ihren Nacken. Ganz nahe leuchten ihre Augen. Die Wärme ihres Blutes durchströmt ihn wie ein Rausch. Dann küßt sie ihn verzehrend und besitzergreifend. Löst sich aus diesem Kuß, sieht ihn groß und fragend an und spricht ungläubig:

„Bist du sicher, daß sie dir treu geblieben ist?"

Er weiß nicht, warum er ja sagt und aus welcher Sicherheit es geschieht. Doch das Ja ist da und geht wie ein Stich in ihr Herz. Aber sie will diesen Mann um keinen Preis aufgeben! Sie will ihn für sich haben. So schön wie sie kann die Frau in Deutschland nicht sein.

Madeleine will den Kampf gegen jene Frau aufnehmen. Als ob sie mit dem Degen für ihr Recht kämpfe, schlägt sie zurück:

„Ist die Frau so schön und jung wie ich?"

„Nein", bekennt er ehrlich. „Aber —" will er weiter sprechen.

Madeleine läßt ihn nicht zu Worte kommen, nimmt ihm jeden weiteren Einwand. Wieder brennt heiß und verzehrend ihr Mund in seinem Blut und sie hat eine zweite Frage:

„Hat sie auch einen so schönen Namen wie ich?"

„Sie heißt Irmgard." Über seinen Worten liegt der Schein der Erinnerung. Mit der Hellhörigkeit der liebenden Frau hat Madeleine im Klang seiner Worte seine Liebe zu der anderen Frau gespürt. Diesen Schlag muß sie parieren.

„Irmgard?" —

Sie dehnt die beiden R lang und höhnend und legt die Betonung auf „gard".

„Das klingt hart und herb, nicht schön!"

Fritz Günther schüttelt lächelnd den Kopf:

„Nein", antwortet er, „so darfst du den Namen nicht sprechen".

Und dann nach einer kleinen Pause sagt er noch einmal: „Irmgard". Wieder klingt es, als scheine warm und froh die Sonne. Heiß flammt das Blut in Madeleines Gesicht. Sie möchte aufspringen. Rot vor Scham glühen ihre Wangen. Wo ist ihr Stolz vor diesem Manne? Wirft sie sich nicht fort wie eine Bettlerin? Sie sieht an ihm vorbei auf das aufgeschlagene Bett. Ihre Hände ballen sich zu Fäusten. Noch gibt sie den Kampf nicht auf.

Die Frau, die er liebt, ist weit. Lange ist es her, daß er sie gesehen hat. So leicht läßt sie sich nicht aus dem Felde schlagen. Sie meint es ehrlich mit ihrer Liebe. Aber Fritz Günther sieht nichts, er träumt über sie hinweg in die Ferne. Schön sind seine Augen, träumend lächelt sein Mund. Wieder rebelliert es in ihr. Ist sie so weit gegangen, dann will sie auch weiterschreiten bis zum Ziel. Sie schmiegt sich an ihn und fragt verhalten:

„Bist du dieser Irmgard ...", sie dehnt das R nicht und legt auch keine Betonung auf „gard". Sie will nicht zeigen, wie sie diese Frau haßt. Ihre Frage zwingt ihn, sie anzusehen. Sie begegnet seinem Blick und spricht weiter:

„Bist du ihr immer treu geblieben?"

„Nein", antwortet er offen. Da sie schweigt, fragt er:

„Warum willst du das wissen?"

Ein wenig bitter ist ihre Antwort:

„Du bist ein schlechter Komödiant! Nun mit einemmal das Lied der Treue zu singen. Geh! Zier dich nicht. Doch lassen wir das Spiel um die Treue. Ich bin da und will dich und auch du sollst mich haben wollen."

Sie beugt sich vor, schlingt ihren Arm um seinen Nacken und ihr Mund brennt auf seinen Lippen. Das liebende Sichvergessen der Frau zwingt jeden Widerstand in ihm nieder.

Madeleine springt von seinem Schoß, sie wirbelt in der tollen Lust ihrer Lebensfreude durch die kleine Stube. Die Brust ist ihr zu eng, es klopft darin wie in einem Hammerwerk. Die Dogge wird aus dem Schlaf geschreckt und sieht mit erstaunten Augen auf die Tanzende. Madeleine jubelt immer wieder:

„Nun habe ich dich doch!“

Mitten im Wirbel ihres Tanzes bleibt sie stehen, springt auf seine Knie und küßt ihn auf den Mund. Mit ihren vom Glück gepreßten Worten:

„Nun gehst du morgen nicht nach Rußland, nun bleibst du für immer bei mir?“ will sie eine Schranke vor ihrer Zukunft errichten. Hart und unerbittlich nimmt die Wirklichkeit für Fritz Günther wieder Gestalt an. Seine Freude erfriert wie eine Blume im Frost einer kalten Mainacht. Auch auf Madeleines Gesicht legt sich der Schreck. Sie blickt in ein hartes, eckiges Gesicht und graue Augen sehen sie an. Sanft hebt er Madeleine von seinem Schoß, steht auf und legt seine Hand auf ihre Schulter. Bittend sieht er sie an. Er kann seiner Stimme nicht die Härte der Entscheidung nehmen:

„Nun sind wir wieder da, Madeleine, wo du versuchen mußt, mich zu verstehen. Wir haben einen schönen Traum erlebt. Aber ich kann nicht bleiben. Nichts darf mich halten. Auch du nicht!“

Eine feine Bläße legt sich auf ihr Gesicht. Begreifen kann sie ihn nicht, doch ahnt sie, daß es nichts gibt, was ihn umstimmen könnte. So bleibt ihr, der liebenden Frau, nichts anderes, als sein Nein in der anderen Frau zu suchen. Schweigend stehen sie sich gegenüber. Verloren sind ihre Blicke. Fritz Günther kann zu ihr von dem, was ihn zwingt, nicht sprechen. Er fühlt, daß es keine Brücke gibt von dieser Frau zu ihm. Die andere, der er sein Wort gab, hat ihn verstanden und ihn durch ihre Liebe stark gemacht. Die letzte Nacht mit ihr ist ihm wie ein Lied der Heimat und stand immer vor ihm, wenn er in Not war. Im Klang dieses Liedes ist er gewandert. Und eines

Tages werden ihre treuen Augen alles Leid der Wanderjahre aus seinem Antlitz nehmen.

Nein, Madeleine kann ihn nicht verstehen! Der Haß gegen die Frau, der dieser Mann vor ihr gehört hat, wird zum Haß gegen den Mann. Er treibt den Zorn in ihr Blut und dann steht der ganz andere Mann wieder vor ihr, dem sie immer weh tun, immer widersprechen muß. Hart lacht sie auf. Aber was sie auch sagt und so böse es auch ausgesprochen wird, Fritz Günther weiß, daß die Frau in diesem Augenblick nicht anders kann. Sie kann ihn nur noch ihres Hasses würdig empfinden. Fritz Günther fühlt seine Schuld. Er hätte es nie soweit kommen lassen dürfen, daß die Frau sich vor ihrem eigenen Stolz erniedrigte.

Er geht zum Schrank und nimmt den kleinen Reisekoffer, der seine wenigen Habseligkeiten aufnehmen soll. Gut ist es, daß in ihm etwas von der Sonne scheint, die Irmgard heißt, und so hört er nur wie durch einen Nebel die Klage Madeleines. Ihr letztes Wort läßt ihn einen Augenblick aufhorchen. Wenn auch ihr Unwille groß sein mochte, das war mehr als Zorn über den Mann, der ihre Liebe verschmähte. Es war unverständlich und doch da, das hassende Wort der Franzosen gegen die Deutschen:

„Du bist ein Barbar, ein Boche!"

Laut fällt hinter ihr die Tür ins Schloß. Scheu hat sich auch die Dogge hinausgeschoben.

Er braucht nur kurze Zeit zum Packen seiner wenigen Sachen. Lange sitzt er dann noch an seinem Tisch und denkt an die Zukunft. Auch an Madeleine denkt er. Ein Barbar soll er sein? Ein bitteres Lächeln verzieht seinen Mund. Ja, wenn er anders gehandelt hätte, wenn er

seine Verantwortung vor sich und der Frau verleugnet hätte wie eine lästige Pflicht, dann wäre er wohl kein Barbar gewesen. Grau schiebt sich der Morgen herauf. Er sieht das aufgeschlagene Bett, daß Madeleine gerichtet hat und blickt dann auf die Uhr. Es lohnt sich nicht mehr zu schlafen. Aber er wird sich dennoch auf das Bett legen. Madeleine könnte sonst meinen, er habe diese letzte Fürsorge verschmäht.

Dann ist die Stunde da, in der er gehen muß. Langsam steigt er die knarrende Stiege hinunter. Ganz still im Herzen hofft er, Madeleine noch einmal zu sehen. Doch verschlossen ist die Küche. Und im Hause ist es ruhig wie in einem Grab. Auch von der Dogge ist nichts zu sehen. Dann muß er also ohne einen Gruß von ihr aus dem Hause gehen, in dem er ein halbes Jahr gewohnt hat. Er kann es nicht ändern.

II.

Mutter und Tochter

An einem späten Sommerabend sitzen zwei Frauen auf einer Bank am Tegeler See. Vom nahen Metallwerk dröhnt und hämmert die Arbeit herüber. Vor ihnen spiegelt die weite Fläche des Wassers das letzte Leuchten der untergehenden Sonne. Nur vereinzelte Segler und einige Paddelboote sind noch auf dem See. Ein Motorboot knattert vorbei. „Willst du nicht den Mantel umlegen, Muttchen?"

Ganz leise spricht die Tochter diese Worte. Nickend gibt die Mutter ihr Einverständnis. Mit einem Blick auf das hinter den Bäumen über dem See verlöschende Abendrot läßt sie sich den Mantel umlegen.

Es ist eigenartig mit den beiden Frauen. Man sieht sie um die gleiche Stunde sehr oft so eng aneinandergeschmiegt am See sitzen. Immer ist es dann wie heute. Kein Wort wird gesprochen. Verloren und suchend sieht die Mutter in den scheidenden Tag. In ihren Augen brennt eine stille Sehnsucht, die der wärmenden Flamme auf dem Herde gleicht. Anders die Tochter ... Mit Liebe ist sie um die Mutter besorgt. Auch heute liegt schützend ihr Arm um deren Schultern.

Kühl weht der Wind vom See über das Land. Ein zartes Rot leuchtet noch in den höchsten Wolken. Der

Wind faßt den Körper der Mutter. Ein Frösteln schüttelt die Frau. Die Tochter drückt die Mutter fester in ihren Arm. Dann neigt sie sich etwas vor. Die Blicke der Frauen treffen sich. Ohne Worte verstehen sie einander. Unmerklich nickt die Mutter. Sie erheben sich, bleiben noch einen Augenblick mit dem Blick über den See zum Walde hinüber stehen. Der See verschwindet immer mehr im Dunkel der heraufkommenden Nacht, dann nimmt die Mutter den Arm der Tochter und sie gehen.

Die Tochter ist größer. Mit festem ausgeglichenen Gang schreitet sie neben der Mutter her. Leicht und zierlich ist deren Gang. Fast möchte man meinen, die Mutter sei die Jüngere. So gehen sie ihren Weg, jede in ihre eigenen Gedanken eingesponnen. Die Mutter sieht zur Tochter auf, so klein ist sie neben dem jungen sportlich schlanken Mädchen. Ein Lächeln umspielt ihren Mund, als ob ihr plötzlich bewußt wird, daß sie wie ein Kind zu einem Erwachsenen emporblickt. Nachdenklich sagt sie:

„Es ist noch nicht so lange her, daß du zu mir aufgesehen hast. Ehe wir es recht gemerkt haben, ist alles anders geworden!"

Sie schweigt einen Augenblick, als suche sie nach Worten.

„Ja, und nun wirst du auch bald unsere kleine gemeinsame Welt verlassen", spricht sie weiter, „wirst Herrin deiner eigenen werden. Dann werde ich allein sein, und wie du immer größer geworden bist, so werde ich immer kleiner werden."

Wieder sieht sie zur Tochter auf. In deren Augen ist eine stille, liebende Abwehr. Die Mutter schüttelt den Kopf, herb und schmal legen sich die Lippen zusammen.

Als ob sie vor einem unsichtbaren Gegner um Gnade bittend die Waffen strecke, senkt sie die Augen und flüstert:

„Entschuldige, Anna, ich bin müde."

Eine tiefe Traurigkeit liegt über ihren Worten. Ganz leicht sinkt ihr Kopf nach vorn. Anna will es scheinen, als werde die Mutter noch kleiner. Und wieder ist es, als gehe die Kälte des Windes durch deren zarten Körper. Besorgnis läßt Anna sagen:

„Aber Muttchen, was sind das für Gedanken?"

Mit diesen Worten findet sie ihre Ruhe wieder und spricht mit zärtlicher Heiterkeit:

„Gewiß, Muttchen, ich bin größer als du, mit sechzehn Jahren paßten mir deine Kleider, und heute, mit meinen Neunzehn, hülle ich dich in meinen Mantel wie in eine Decke ein."

Sie beugt sich lächelnd zu der Mutter nieder:

„Aber bist du nicht gerade deshalb mein Muttchen? Meine große tapfere Mutter, zu der ich immer aufsehen werde? Bin ich nicht durch dich erst ein Mensch geworden? Nur noch wenige Wochen, und ich habe meine neue Anstellung. Dann hast du ausgesorgt, dann sorge ich für uns beide und dann bist du erst recht meine große, tapfere Mutti, die mich in den Schlaf gewiegt und auf dem Arm getragen hat."

Anna bleibt stehen, stellt sich vor die Mutter und gibt ihr einen zarten Kuß auf die Wange. Sie kann nicht feststellen, ob aus den Augen der Mutter die Müdigkeit gewichen ist, so dunkel ist es inzwischen geworden. Gerne hätte sie gesehen, daß in den Augen der Mutter wieder das liebe mütterliche Leuchten brennt. Anna drückt den Arm noch fester um sie. Langsam, durchzittert wie

von einer bangen Not, ſagt die Mutter nach langer Pauſe:

„Ja, Anna, ich bin dir dankbar für deine Liebe, aber ich bin dennoch müde!“

Kraftlos und ohne Hoffnung klingt das. Nach kurzer, horchender Pauſe nimmt Anna den Satz der Mutter auf und ſpricht das aus, was dieſe nach ihrer Meinung verſchweigt:

„Ich weiß, warum du müde biſt!“

Und dann legen ſich, grau und erſtickend wie Nebel, die Worte der Tochter über die Mutter:

„Warum trauerſt du meinem Vater nach? Warum verſchwendeſt du dich an einen Mann, der ſich all die Jahre nicht um uns gekümmert hat und wie ein Menſch, der keines anderen Sorge zu tragen braucht, in die Welt hinausgezogen iſt. Der uns zurückgelaſſen hat, als ſeien wir eine Sache, die er nicht mehr braucht, die ihn nichts mehr angeht!“

Die Mutter drückt den Arm der Tochter, als wolle ſie jedes weitere Wort zurückdämmen. Flehend hebt ſie den Blick. Doch Anna will nicht mehr ſchweigen. Lange, ſehr lange weiß ſie um das ſtille Leid der Mutter. War es zuerſt ein unbeſtimmtes Ahnen und Sehnen des Kindes nach dem Vater, ſo wuchs ſpäter daraus das Wiſſen um die Not der Mutter. Nie konnte ſie mit ihr darüber ſprechen. Heute will und kann ſie nicht mehr ſchweigen. Wenn auch die Mutter jede Ausſprache über den Vater unterſagt hat, wenn ſie auch vor ihrem Leid ſteht, als wolle ſie es vor den neugierigen Blicken der Menſchen, ja ſelbſt vor ihrer Tochter, wie ein Heiligtum verbergen, heute will es Anna ſcheinen, daß endlich einmal darüber

gesprochen werden muß. All die vergangenen Jahre ist über den Vater geschwiegen worden. Heute bricht in ihr das Wort gegen den Vater um der Mutter willen auf. Es muß gesprochen werden. Das Leid der Mutter über den Vater will und kann sie nicht verstehen. Darum muß sie jetzt sprechen, wenn sich auch die Mutter dagegen wehrt. Und so läßt sie sich nicht von deren bittenden Blicken beirren und spricht weiter:

„Was ist das für ein Mann, für ein Vater, der lebt und dennoch nicht bei uns ist? Der die Welt liebt und nicht dich und mich, sein Kind? Der alle Sorgen auf deine schwachen Schultern legt und unbeschwert durch die Welt wandert?"

Mit einem Ruck reißt die Mutter ihren Arm aus dem der Tochter. Es ist, als bereite die Berührung ihres eigenen Kindes ihr Schmerzen. Der kleine, zarte Körper strafft sich und hart, keine Widerrede duldend, weist sie die Tochter zurück:

„Schweig!"

Und nach einer kurzen Pause zieht sie einen Grenzstrich zwischen dem aufbegehrenden Sinn des Kindes und der Welt der Eltern:

„Was weißt du von der Treue der Frau zum Mann!"

Das Rot der inneren Erregung springt wie Wetterleuchten auf die Wangen Annas. Alles begehrt in ihr auf. Sie möchte gegen das Schweigegebot der Mutter rebellieren. Als Tochter gehorcht sie dann aber doch. Die letzten Worte haben ihr den Mund geschlossen. Sie kann die Augen der Mutter nicht sehen, die in die Nacht gerichtet sind. Sie geht einen halben Schritt vor der Tochter, als sehe sie ein fernes, wegweisendes Ziel.

Die Lichter eines vorbeisausenden Autos lassen für einen Augenblick das Gesicht der Mutter aufleuchten. In diesem Scheine glaubt Anna in dem Antlitz der Mutter das Bild eines mittelalterlichen Holzschnitzers zu erkennen, unter dem sie die deutenden Worte „Die Treue" gelesen hat.

Ohne sich weiter um die Tochter zu kümmern, strebt die Mutter ihrer Wohnung zu. Anna ist noch einen Schritt zurückgeblieben. Sie kann die Mutter nicht verstehen. Unbegreiflich fern steht ihrem jungen Herzen der Vater, der die Mutter nicht geheiratet hat. Wehmut preßt ihre Brust. Was ist das für ein Vater? Zwischen ihr und der Mutter ist nichts, was nicht gemeinsam sorgend und heiter umhegt wird, ob es das kleine Heim ist oder die sonstigen Dinge des Lebens, in denen sich ihr Tag rundet. Nur für das Verhalten des Vaters fehlt ihr jede Erklärung. Sie kann die Treue der Mutter zu diesem Manne nicht begreifen. Zwanzig Lebensjahre liegen als eine verfehlte Hoffnung hinter ihr. Sie schüttelt bei diesen trüben Gedanken den Kopf und spricht fast unhörbar vor sich hin:

„Nein, von dieser Treue zum Manne verstehe ich nichts!"

So leise sie diese Worte auch gesprochen hat, das Ohr der Mutter hat sie doch aufgefangen. Mit halber Kopfwendung sieht sie sich nach der Tochter um. Und wieder, wie vorhin, spricht sie hart und zurechtweisend:

„Schade, dann werde ich dich eines Tages nicht mehr als meine Tochter kennen!"

Erschrocken bleibt Anna stehen. Die Worte der Mutter sind ihr wie ein Schlag ins Gesicht. So hat die Mutter

noch nie gesprochen, so hart und verletzend. Wie groß muß die Liebe der Mutter zu diesem Manne sein! Ist der Vater ihr mehr, als sie es je als Tochter werden kann?

Auf dem weiteren Heimweg finden sie kein Wort mehr zueinander, auch nicht, als sie zum Nachtmahl beisammensitzen. Später, viel später, als sie mit ihren abendlichen Arbeiten fertig sind und jede für sich über einer Handarbeit sitzt, als der Rundfunk mit einer Kammermusik einen Kranz von Melodien in den kleinen Raum zaubert, überdenkt Anna die letzten Worte der Mutter noch einmal. Ein leises Rot flieht über ihre Wangen.

Anna ist neunzehn Jahre alt und steht dem Manne nicht mehr als Kind gegenüber. Sie kennt ihn als Arbeitskameraden und auch als Mann, der sie zur Frau begehrt. Beruf und mancherlei andere Beziehungen haben sie dem Manne näher gebracht. Die Mutter ist nicht älter gewesen, als der Vater sie genommen hat. So hat auch Anna schon vom Manne manches Liebeswort gehört. Doch der Zauber der Liebe hat ihr Herz noch nicht ergriffen. Anna denkt an die Männer ihrer Bekanntschaft und an das, was sie Liebe genannt haben. Keiner dieser Männer würde die verpflichtende Treue der Mutter verdienen. Was muß da der Vater für ein Mann sein? Heiß schießt ihr das Blut zum Herzen und legt auf ihre Wangen den zarten Hauch der Scham. Hat sie der Mutter weh getan? Ist um die Mutter und den Vater mehr, als sie begreifen kann?

Anna schämt sich über den Streit mit der Mutter. Sie läßt die Handarbeit sinken. Sie steht auf, die Musik klingt ungehört an ihr vorbei. Ihr Gesicht brennt. Ihr ist, als

ſehe der Vater ſie fragend an. Traurig ſind ſeine Augen über den Zweifel ſeiner Tochter. Sie reißt ſich von dieſem Bilde los. Sie muß die Mutter bitten, daß ſie vom Vater erzähle; warum er in die Welt gegangen iſt und die Pflicht, für die Familie zu ſorgen, zurückgeſtellt hat. Sie iſt kein Kind mehr. Sie hat ein Recht darauf, alles über den Vater zu erfahren. Jeden Tag kann ein Mann kommen und gleiche Treue von ihr fordern. Dann möchte ſie ſich der Mutter würdig erweiſen. Langſam geht ſie die wenigen Schritte zur Mutter. Mit bittenden Augen ſteht ſie vor ihr. Die Mutter fühlt die Fragen der Tochter. Mit einer ſtummen Bewegung weiſt ſie auf einen Stuhl. Leiſe geht die Muſik durch den kleinen Raum. Und dann iſt es Anna, als ſchlage die Mutter das Tagebuch ihres Herzens auf, als beantworte ſie daraus ihre Frage und deute die Treue zum Vater:

„Meine Jugendtage und die deines Vaters kennen wenig Glück und Freude. Es war eine geſchichtsloſe, nicht über den Tag hinaus denkende Zeit. Sie dachte nur in Geld. Und ſo wuchſen auf der einen Seite von Berlin die Paläſte und auf der anderen die Mietskaſernen. In den Mietskaſernen des Nordens wohnten ich und dein Vater. Unſere Väter und Mütter waren müde. Im kapitaliſtiſchen Mahlwerk dieſer Zeit waren ſie, die uns ein gutes Beiſpiel hätten ſein müſſen, frühzeitig alt geworden. Das Leben der Männer bewegte ſich zwiſchen Arbeit und Kneipe und das der Mütter zwiſchen Nähmaſchine und Bett eines betrunkenen Mannes. Nicht überall iſt es ſo geweſen, doch nur bei wenigen anders.

Dieſe Not trieb uns junge Menſchen zuſammen. Waren uns die Eltern kein Beiſpiel, ſo mußten wir uns ſelber

einen Wert suchen, für den es sich lohnte, zu leben. Was wir suchten, das wußten wir damals nicht. Junge Menschen wollten eine neue Welt zwingen. Sie lösten sich von den Eltern und von dem, was die Zeit bewegte. Sie wollten keine Proletarier sein, aber auch keine Bürger, deren ausgebeutete Knechte sie waren.

War vorher das bißchen Taschengeld für Dreck und Tand vertan worden, hatte man sich an Schmökern und Hintertreppenromanen gruselig berauscht, sahen jetzt diese jungen Menschen, wenn sie an ihren Sonntagen aus der Stadt, aus ihren Mietskasernen ausbrachen, daß es noch eine andere Welt gab als die engen Stuben und dunstigen Fabrikräume.

Und sie fanden noch eines. Wollte man die Welt aus den Angeln heben, wollte man die stumpfe, dumpfe Welt der Väter heller und schöner werden lassen, wollte man sich und die Kommenden aus den Fesseln der Ausbeutung lösen, dann mußte man mehr wissen und mehr können wie die Väter, die nur zornig aufbegehrten. Man mußte sagen können: warum nicht so, sondern so und so. Das hieß für uns das Wort Bebels, Wissen ist Macht' in die Wirklichkeit umsetzen. So griffen wir zum Buch und damit schien das Leben plötzlich einen neuen berauschenden Inhalt zu bekommen. Der Lohn war nicht gestiegen, der Hunger nicht kleiner geworden. Trotzdem schien das Leben reicher, sonniger. Jedes Buch war ein Erlebnis, jedes neue Wissen erweckte ein bisher unbekanntes Kraftgefühl. Das Dasein war nicht mehr hoffnungslos. Wir fühlten, daß es eine Erlösung aus dem täglichen Grau und Einerlei des Fabrik- und Proletarierlebens geben mußte.

Ein Teil der Arbeiterjugend wuchs zum Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft zusammen und glaubte im Marxismus Antwort auf seine Fragen zu finden. Dazu gehörten dein Vater und ich. Alles war in uns jung. Freude lebte in unserem Blut. Die Sehnsucht, verantwortlich an einem weltwendenden Werk mitzuarbeiten, zauberte auf unsere Gesichter die Würde und das Wollen, in einer anderen Haltung als unsere Eltern durch das Leben zu gehen. In diesem Kampf um Haltung und Würde haben wir uns beide lieb gewonnen. Das war schön und gab Kraft.

Es war im Oktober 1913. Ich fühlte, daß dein Vater zu einer anderen Aufgabe aufwuchs. Er haßte den Staat, mußte ihn hassen, weil das herrschende System den schützte, der keines Schutzes bedurfte und den in Not und Ausbeutung untergehen ließ, der seine Sorge und Pflege nötig hatte. In deinem Vater wuchs damals der Glaube, daß der internationale Sozialismus die Arbeiterschaft von dem Joch des Kapitalismus befreien könnte. Diesem Kampfe stellte er sich zur Verfügung. So kam es zum Abschied."

Die Blicke der beiden Frauen suchen sich. Anna sieht in den Augen der Mutter wieder das Leuchten, das während der langen Jahre ihres schweren Lebenskampfes nie verloschen ist. Es wird ihr leicht ums Herz. Sie ist froh. Die Mutter ist nicht mehr müde. Annas Freude zaubert auf ihr Gesicht den Schein einer wundersamen Liebe. Wie eine Verklärung ist dieser Schein, und dann senken sich die Lider, als müßten sie vor der Tochter diese Liebe verbergen.

„Es kam die letzte Nacht", spricht die Mutter weiter,

„und in dieſen Stunden unſerer Liebe wurde ich zur Frau, zu ſeiner Frau. Das bin ich geblieben und werde es bleiben."

Schön und klar iſt der Blick ihrer Augen, als ſie dann ſagt:

„Ich weiß, daß er zu mir zurückkommen wird."

Anna hat die letzten Worte nicht mehr gehört. Sie denkt die langen Jahre zurück. Unendlich ſchwer muß es die Mutter gehabt haben. Soweit ſie ſich zurückerinnern kann, immer hat ſie die Mutter an ihrer Nähmaſchine geſehen. Mit Heimarbeit hat ſie alles herangeſchafft, was für ſie beide nötig war. Erſt jetzt im letzten Jahr, da Anna verdienen konnte, iſt es für ſie leichter geworden. Was iſt das für eine Kraft, die Mutter ſo ſtark macht, muß ſie verwundert denken? In ihre Gedanken hinein ſpricht die Mutter:

„Er iſt nicht in die Welt hinausgegangen, um wäg- und meßbare Dinge zu ſammeln; für mehr hat er das Opfer der Heimatloſigkeit auf ſich genommen. Er wollte den Sozialismus erkämpfen helfen."

Bei den letzten Worten hat ſie die Hand der Tochter in die ihre genommen, koſend ſtreicht ſie darüber:

„Ich danke dir, daß du es mir nicht ſchwer gemacht haſt."

Sie wendet ſich zum Fenſter, als horche ſie in die Nacht hinaus. Anna hat keine Frage. Eine fremde Welt hat ſich vor ihr aufgetan, die ſie noch nicht begreift. Anna ſieht die Mutter an: in dieſer Welt muß alles kraftvoll und gut ſein. Plötzlich kommt ihr ein neuer beunruhigender Gedanke. Ob die Mutter den Vater mit ihrer Liebe nicht hätte zurückhalten können? So fragt ſie:

„Hast du den Vater nicht an deiner Seite halten können?"

„Nein!"

Die Mutter sieht in die erstaunten und fragenden Augen der Tochter. Erklärend fügt sie hinzu:

„So sehr ich es auch wünschte, so angstvoll und bange ich auch die Zukunft für ihn und mich gesehen habe, ich mußte ihn doch gehen lassen. Wie die Frau ihren Mann nicht zurückhält, wenn er als Bergmann in den Schacht fährt oder das Vaterland verteidigt, so wenig durfte ich deinen Vater halten."

Sie schweigt einen Augenblick, als suche sie nach den passenden Worten. Dann spricht sie noch ernster und eindringlicher:

„Die Frau steht niemals vor der Aufgabe des Mannes, sondern tritt immer hinter sie, das aber mit dem gleichen Lebenseinsatz wie er. Das ist ein Lebensgesetz und zugleich eine Gewähr unserer Zukunft und unseres Fortbestandes."

Für Anna sind diese Worte Botschaft aus einer fremden Welt, die sie nicht begreifen kann. Verwirrt, aber um Verstehen ringend, folgt sie dem Fortgang der Erklärung:

„Wenn der Mann weiß, daß die Frau hinter ihm und seiner Sache steht, dann macht ihn diese Erkenntnis unendlich stark. Denke an die schwere Arbeit des Bergmannes, an den Mann, der am Schalthebel tausendpferdiger Kraftmaschinen steht, an den Bauern, der hoffend seinen Samen in die Erde legt, an den Soldaten. Daß diese Männer an die Treue ihrer Frauen glauben können, gibt ihnen die Ruhe und Sicherheit, die sie nötig

haben in ihrem ſchweren Dienen. Es iſt die Quelle ihrer Kraft, und durch ihre Bereitſchaft bis zum letzten Opfer ſchützen ſie den Schoß der Mütter.

Nichts hat den Soldaten im Schützengraben in ſeiner Treue zu ſeiner Sache, zum Vaterland erſchüttern können, keine Übermacht, nicht Tod noch Teufel, ſolange er gewußt hat, daß ſeine Frau ihm ihre Treue und ihre Liebe bewahrt. Darum iſt der erſte Treubruch der Frau im Weltkrieg, wie er auch entſchuldigt werden mag, ob mit dem Recht auf den eigenen Körper oder mit anderen Gründen, ein größerer Kraftverluſt geweſen als eine verlorene Schlacht. Er kann darum nicht entſchuldigt werden. In dieſer Tat tötete die Frau den Glauben an die Heimat bei allen, denen ſolches geſchah und ſenkte in die anderen den Zweifel. Denn die Frau iſt die Heimat des Mannes, Heimat im tiefſten und letzten Sinne.

Nur ſo kannſt du auch die Kraft der Bewegung begreifen, die heute über alle widerſtreitenden Mächte geſiegt hat. Hinter den Kämpfen der Männer und ihrem Willen zum Sieg, der ſie immer wieder von der Seite ihrer Frauen ins Ungewiſſe riß, ſtanden liebende und treue Frauen und Bräute. Das Wiſſen um dieſe Treue hat dieſe Männer in ihrem ſiegenden Willen zuſammengeſchweißt und endlich zum Ziele geführt.

Der Marxismus hat dieſe Treue ebenſo verneint wie das Bürgertum. Beide redeten vom Recht auf den eigenen Körper. Beide haben die Liebe und Treue der Starken lächerlich gemacht und damit die Frauen entehrt. So mußte es kommen, daß die einen immer ſchwächer und häßlicher wurden, der Lüge und Schminke bedurften, die anderen dagegen ſtärker und ſtärker in Schönheit auf-

wuchsen. Wo das deutsche Volk trotz allem noch ein Ohr für das Gute hatte, sagte es ja zu denen, die mit hellen Augen und reiner Stirn und der Kraft ihrer starken Herzen kämpften."

Anna glaubt die Mutter zu begreifen. Sie ist ihr das lebendigste Beispiel dieser Kraft. Aber noch eines will sie wissen:

„Und was ist mit der Treue des Mannes?"

„Welche Treue meinst du?"

„Die zur Frau."

Das Gesicht der Mutter wird um einen Grad ernster und um ihren Mund zuckt es wie ein Vorwurf, ihre Stimme ist trocken, als lehne sie die Frage der Tochter ab. Sie antwortet:

„Was ist das für eine Frage? Seit wann lügst du, weil der andere lügt? Seit wann machst du dein Verhalten abhängig vom Verhalten der anderen? Merk dir, es gibt keine Treue um Treue! Sondern es gibt nur die eine Treue, die nicht fordert, die sich selbst genügt. Das ist die Treue der Frau zum Mann und die des Mannes zu seiner Aufgabe. Wer in der Treue ein Rückversicherungsgeschäft versteht, tut besser, sich selbst als Geschäftsposten in dieses Konto einzusetzen, dann hat er wenigstens das Vergnügen, unter seiner eigenen Null eine gleiche Null schreiben zu können; den Wert der Treue wird er so nicht finden."

„Das verstehe ich nicht", erwidert Anna leise. Sie sieht nicht den herben Zug um den Mund der Mutter. Sie denkt an deren harte Worte auf dem Heimweg. Was hat die Mutter gesagt? Sie würde die Tochter nicht mehr kennen, wenn sie dem Mann ihrer Liebe nicht

die Treue hielte. Die Mutter fühlt, was in der Tochter vorgeht; aber wie anders als durch ein Beispiel kann sie die Treue klarmachen? Sie nimmt die Hand der Tochter, die Härte aus ihrem Gesicht verliert sich, liebevoll und beruhigend streicht sie über die Hand des Mädchens.

„Anna, in jener Nacht, da ich durch deinen Vater zur Frau wurde, mich bedingungslos, blind, ohne Schranken und Vorbehalt ihm schenkte, vollkommen im Ungewissen und auch ohne zu fragen, was ich dafür bekam, wurdest du und meine Treue. Und wenn du nun weiter fragst, woher ich die Kraft in diesen Jahren genommen habe, uns beide durch alle Zeiten hindurchzubringen, dann kann ich dir nur die eine Antwort geben, daß der Quell dieser Kraft aus jener Nacht bricht. Und wenn ich heute noch an deinen Vater glaube, und daran, daß er wiederkommt, dann suche diesen Glauben in jener Nacht. Und das Glück, welches in jener Stunde liegt, in der ich dich, von der er nichts weiß, und mich in seine Arme legen kann wie damals, dieses Glück wiegt das Opfer der vergangenen Jahre auf."

Anna schlägt die Augen nieder. Sie kann die Mutter nicht ansehen. Was die Mutter gesagt hat, ist so groß und stark, daß es wie ein Gebirgsbach über sie stürzt, kalt und vernichtend. Ohne Verständnis steht sie dieser Liebe gegenüber. Auf eine ferne Insel scheint ihr die Mutter gerückt. Anna sieht den Vater nicht mehr. Das Glück der Mutter berührt sie wie ein Traum, weniger noch als eine unerfüllbare Sehnsucht. Sie sieht nur die schweren Jahre an der Nähmaschine, sieht die Mutter am See, fühlt sie schwach in ihrem Arm. Sie sieht die Mutter zwanzig Jahre um das Leben kämpfen, sorgen und nicht

leben. Und da sie diese endlose Zeit voller Mühe und Entbehrungen noch einmal innerlich durchlebt, reißt sie sich von ihrem Stuhl hoch. Als müsse sie die Mutter vor einem Abgrund retten, spricht sie, und es klingt wie ein Schrei:

„Ja, Mutter, bist du denn die Magd eines Mannes?"

Da geht in der Mutter eine Veränderung vor. Über Annas Gesicht flieht der Schreck. Das ist nicht mehr ihre liebe Mutter. Alles strafft sich in der kleinen Frau. Sie wächst über sich hinaus. In ihren Augen ist ein starker Glanz, und stolz antwortet sie der Tochter:

„Ja, Anna, ich bin die Magd eines deutschen Arbeiters, der durch die Länder und Völker wandert, nicht um sein persönliches Glück zu suchen, sondern um dafür zu kämpfen, daß es die kommende Jugend nicht so schwer hat, wie einstmals er und ich. Mietskasernen und Paläste will er stürzen und einen anderen Maßstab des Wertes als Geld unter den Menschen aufrichten. Damit ist er deutscher als er es selbst weiß, wo er auch arbeiten mag, gleichviel in welchem Volke seine Werkbank steht. Und das ist schwer, so schwer, daß du es heute noch nicht begreifen kannst."

Auf das Gesicht der Mutter legt sich ein heller Schein. Alle Härte ist daraus entschwunden, stolz in ihrem Glück spricht sie weiter, und ein warmer Klang kommt in ihre Stimme:

„Wir, die wir keine Deutschen sein wollten, weil uns das Gesicht derer peinigte, die vorgaben, Deutsche zu sein, wissen heute, daß dieses Wollen aus der Heimatlosigkeit unseres Gefühls kam. Immer schon waren wir deutsche Sozialisten und nicht Marxisten gewesen. Heute

dürfen wir das sein, was wir unserem innersten Wesen nach immer gewesen sind. Heute peinigt uns kein fremdes Gesicht anmaßend und verletzend. Das macht uns glücklich und stark.

Dein Vater geht als Deutscher und Sozialist durch die Völker, wird dem einen ein Ärgernis sein und dem anderen eine Torheit, nicht anders als es heute das gesamte deutsche Volk der Welt ist. Aber gerade darum ist er ein Beispiel für alle, die eine Neuordnung des Lebens der Menschen und Völker untereinander wollen. Weit und viel wird er wandern. Erfahren wird er, daß man das Menschsein, wie er es sich erkämpfen wollte, nur in Deutschland verwirklichen kann. Was wir in der Jugend auf unseren Wanderwegen erträumt haben, heute will es Leben werden.

Von diesem deutschen Neubeginn und Kampf wird er hören, wo er auch in der Welt arbeiten mag. Ob er es entstellt oder wahr hört, das ist gleichgültig. Ahnen und wissen wird er, daß sein Wegweiser jetzt Deutschland heißt. Und wenn ich heute müde war, dann nur, weil ich weiß, wie unendlich schwer dieses letzte Stück Weges für ihn ist. An diesem Weg stehen die Kreuz- und Kampfstunden der Selbstüberwindung, die ihn lehren werden, den Irrtum der letzten zwanzig Jahre einzusehen. Er hat nichts, woran er sich aufrichten kann. Ihm bleibt nur die Einsicht und Hoffnung. Ich wurde heute innerlich schwach und müde, weil ich ihm nicht helfen kann. Doch diese Stunde mit dir hat mich wieder stark gemacht, und so werde ich deinen Vater über alle Weiten hinweg mit der Kraft meines Herzens nach Deutschland heimgeleiten. Er muß es spüren, daß ich ihm immer treu geblieben bin."

Die Rundfunkmuſik iſt inzwiſchen verklungen. Die Mutter ſteht noch immer in der Mitte des Zimmers. Die plötzliche Stille laſtet auf den beiden Menſchen, die ſich noch ganz im Banne ihres Geſpräches befinden. Alles, was Erde, Welt und Menſchenwerk heißt, iſt vor ihnen verſunken. Nur der Mann und Vater ſteht vor ihnen. Ohne Verſtehen iſt die Tochter, gläubig, im unwandelbaren Vertrauen die Mutter.

Da findet das Wort der Mutter und ihr Glaube ein wunderſames Echo. Der Lautſprecher beginnt Beethovens Eleonoren-Ouvertüre und ruft das Epos der Treue in Millionen Herzen wach. Die Mutter lauſcht dem Fluten der Töne und ſpricht leiſe bittend:

„Jawohl, Anna, ich bin die Magd dieſes Mannes, der ſich und ſeiner Aufgabe treu bleibt, und du biſt ſeine Tochter, vergiß es nie!“

Annas Hände ſind ineinander verkrampft. Sie hat ſich wieder hingeſetzt. Ihr iſt, als habe die Mutter aus einer großen Ferne geſprochen, als gehe ſie immer weiter von ihr. Ohne Verſtehen und Begreifen hat ſie den Worten der Mutter zugehört. Was iſt das für eine Welt, in der die Frau Dienerin und Magd des Mannes ſein will, wie die Mutter es iſt. Sie ſieht ſich nach ihr um, will in ihre Augen ſehen. Ein unvorſtellbares Weh ſteigt in ihr auf. Die Angſt, die Mutter zu verlieren, läßt ſie ſchnell den Kopf heben. Ihr will ſcheinen, als werde ſie von ihr verlaſſen.

Die Mutter iſt an das Fenſter getreten. Fahl erhellt der Mond die vom Wind gehetzten Wolken. Sie fühlt die Not ihres Kindes. Langſam wendet ſie ſich um. Das Epos der Treue iſt verklungen. Der Lautſprecher bringt

den Nachrichtendienſt. Was haben die Frauen in dieſem Augenblick mit den Nachrichten zu tun? Die Mutter ſchaltet aus, ſetzt ſich der Tochter gegenüber. Auf dem kleinen Nähtiſch finden ſich ihre Hände. Ruhig wird der Atem Annas. Sie ſieht die lieben, vertrauten Hände der Mutter und ſucht wieder ihre Augen.

Ein Lächeln ſpielt um ihren Mund. Die Mutter iſt noch bei ihr, ſie iſt nicht allein. Und leiſe ſind ihre um Verzeihung bittenden Worte:

„Wie groß muß deine Liebe zu meinem Vater ſein!“

Die Mutter antwortet nicht. Ihre Lider ſenken ſich vor dem fragenden Blick der Tochter. Anna fühlt über ihr Geſicht leiſe eine zarte Scham wehen. Aber dann nimmt die liebende Wärme der Mutter ſie in ihren Arm. Wie einſt als kleines Mädchen fühlt ſich Anna geborgen und legt den Kopf an die mütterliche Bruſt. Tief im Herzen ſpürt ſie eine heiße Verehrung und iſt ſtolz, eine ſo tapfere Mutter zu haben. Wenn einmal das Leben von ihr die gleiche Treue fordert, wird ſie am Beiſpiel der Mutter Kraft finden.

III.

Gib, daß ich tu mit Fleiß!

Auf der Straße, die von Bornstedt nach Marquard führt, begegnen sich, zwei Kilometer hinter Bornim, zwei Männer. Als sie sich nahe genug sind, um sich flüchtig im Vorbeigehen anzusehen, wie man die säumenden Dinge des Weges betrachtet, erkennen sie sich. Überrascht bleiben sie stehen.

Es ist lange, sehr lange her, seit ihre Hände beim Abschied den letzten Druck spürten. Das war 1913, zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Im ersten Augenblick der Erinnerung steht die Stunde der Trennung so lebendig vor ihnen, als sei sie gestern gewesen. Der eine denkt: noch das alte Gesicht, dieselben verwaschenen Seemannsaugen! und der andere: noch dasselbe semmelblonde Haar, dieselbe mit der linken Schulter hängende Haltung!

Damals war es auch Oktober. Ebenso wie heute blies der Ost über die Landschaft. Jedoch gingen sie Rücken an Rücken voneinander. Und immer weiter wurde der trennende Zwischenraum, noch einmal haben sie sich zugewinkt und sahen dann den anderen wie ein Stück ihrer selbst in der Ferne versinken. Die Stunde des Abschieds war von der Hoffnung der Jugend getragen gewesen, große Dinge zu tun und im Auftrag einer gerechten Sache zu stehen. Und das Versprechen hatten sie sich gegeben, zwei Jahre später wieder in Berlin zusammenzukommen. Aus

den zwei Jahren ſind zwanzig geworden. Ihre Hände liegen ineinander. Jeder ſucht in den Augen des anderen zu leſen, ob das, was Verſprechen und Wort geweſen iſt, ſeine Erfüllung gefunden hat. Vor zwanzig Jahren waren ſie in ihrer ſtürmenden Jugend als Sendboten des Marxismus ausgezogen, überzeugt, in ihren Händen einen Schatz, ein Lebensbrot zu haben, von dem alle Menſchen brechen ſollten. Alle, die als Proletarier durch das Leben gingen und nichts weiter hatten als die ſogenannte Ware Arbeitskraft, die ſo teuer wie möglich verkauft werden mußte. Für alle die ſollte das Glück auf der Erde eine bleibende Stätte finden.

Das iſt vor zwanzig Jahren geweſen. Und nun? Was war in den Jahren daraus geworden? Wie hatten beide dieſen Schatz gehütet?

Es iſt, als fürchteten ſie das erſte Wort. Das letzte Wort vor zwanzig Jahren war eine ſiegende Gewißheit geweſen, eine rauſchende Freude. Davon leuchtete nichts mehr, wie jeder in den Augen des anderen las. So ſtehen ſie ſich gegenüber. Ihre Hände ſind kalt geworden vom ſcharfen Oſtwind, der in den Bäumen ſein herbſtliches Lied ſingt. Im gemeinſamen Druck werden ſie warm. Frage und Not verſinken in der Freude des Wiederſehens. Ihre Augen werden hell und das erſte Wort löſt ſich von ihren Lippen:

„Karl!“

„Fritz!“

Die erſten Fragen und Antworten um das Wohlergehen ſind gewechſelt. Fritz will wiſſen, wohin der Weg den Freund führt. Seine Sprache iſt hart, er rollt das R.

Ein fremder Klang iſt in ſeiner Stimme. Die Weichheit der Heimat fehlt. Das fremde Land, das in der Sprache des Freundes ſingt, weckt in Karl geheime Wünſche. Darum antwortet er nicht, daß er durch das märkiſche Land wandern und ſeine ſechs Urlaubstage am Schlänitzſee verbringen will.

„Mein lieber Fritz, es iſt bei unſerem erſten Wiederſehen nach zwanzig Jahren nicht wichtig, wohin mich der Augenblick führt. Von Belang und wichtig iſt es zu ſagen, wohin ich gerne möchte."

Ohne den Freund anzuſehen, blickt er verſonnen in die Ferne und ſpricht von ſeinen Wünſchen:

„Meine Hoffnung und mein Ziel iſt der Sozialismus!"

Auch der, dem dieſe Antwort gilt, wendet ſeine Blicke der Landſchaft zu. Bei den Worten des Freundes denkt er weniger an ein Land als an die Idee, die ſich hinter dieſem Wunſch verbirgt.

„Sonderbar —" das iſt mehr zu ſich ſelbſt als zum Freunde geſprochen, „du willſt Deutſchland verlaſſen und ich komme zurück! Daß wir uns beide ſo unerwartet treffen, verdanke ich meiner Liebe zu dieſem Stück Land, nach dem ich mich all die Jahre draußen in der Welt geſehnt habe. Ich bin wieder die gemeinſamen Wanderwege unſerer Kindheit gegangen und habe das geſehen, was uns damals in der Not unſerer Jugend verſchloſſen geblieben iſt."

„Wenn wir alſo nach unſeren Wünſchen handeln könnten", wird er vom Jugendfreund unterbrochen, „dann würden wir wieder voneinander gehen, nur mit dem Unterſchied, daß wir die Richtung ändern: damals ging ich nach Oſt und du nach Weſten."

„Ja", antwortet Fritz, wendet sich zum Freund und sieht ihm forschend in die Augen.

„Dann wäre es wohl so und doch von Grund auf anders als damals vor zwanzig Jahren."

„Ich wüßte nicht, was sich geändert hätte?" gibt Karl zurück, ohne dem Blick des Freundes auszuweichen. Der schüttelt den Kopf:

„Manches ..."

„Und das wäre?"

„Zwanzig Jahre hat uns das Leben in die Zange genommen. Da ändert sich viel. Sehr viel von dem, was der junge Mensch geträumt hat, ist nichts anderes gewesen, als eben ein Traum und hat für das Leben nicht getaugt."

Im Gesicht von Karl spiegelt sich der Schreck. Sollte auch der Freund, wie so unendlich viele, ein Abtrünniger geworden sein? Er kann nicht anders, er stellt die Frage:

„Glaubst du nicht mehr an den Sieg des Proletariats?"

„Nein!"

Dieses Nein ist wie ein Schlag ins Gesicht. Doch will er sich nicht mit dem bloßen Nein abfinden, will mehr wissen, und so fragt er weiter:

„Was suchst du in Deutschland?"

„Kann ich nicht ebenso fragen: was treibt dich aus Deutschland heraus?"

„Gewiß, und damit du es nicht nötig hast, gebe ich dir die Antwort vorweg: ich glaube an die Internationale."

In Fritz stürmt die ganze Not der vielen Jahre, und das vergebliche Mühen um den Sozialismus ist darin. Er muß sehr an sich halten, um nicht hart und bitter aufzulachen. Vor dieser Not und Enttäuschung muß er

den Freund auf jeden Fall bewahren. Doch weiß er im Augenblick nur zu fragen:

„Wo?“

„Überall in der Welt, überall dort, wo der Arbeiter für die Internationale kämpft“, gibt Karl gläubig zur Antwort.

Fritz schüttelt den Kopf. In seinen Augen spiegelt sich das Wissen um den Irrtum dieser achtzigjährigen Hoffnung des Arbeiters. Er kennt die Kräfte, die lügend dahinter stehen, die alles andere wollen als den Sozialismus zu verwirklichen. Wieder muß er sich beherrschen, soll sich nicht sein hartes, abweisendes Lachen wie eine Wand zwischen sich und seinen Freund schieben. Mitleid läßt ihn Herr über seinen Unmut werden. Zögernd, die Worte wägend, sagt er:

„Du wirst vergebens suchen. Ich kenne die sogenannte sozialistische Welt der anderen und bin von dem dort erlebten Unsozialismus zu mir selbst geführt worden. Um nicht als Mensch und Arbeiter vor die Hunde zu gehen, bin ich zurückgekommen, um — — —“

„Sprich weiter!“ treibt Karl den langsam Sprechenden an. Der legt die Hand auf die Schulter des Freundes, sucht dessen Augen und spricht, um das Vertrauen des Freundes werbend:

„In Deutschland will ich den Sozialismus leben, den ich anderswo zwanzig Jahre vergebens gesucht habe. Und wenn du mich im Augenblick vielleicht nicht verstehen kannst, an meiner Ehrlichkeit darfst du nicht zweifeln. So glaube ich heute in Deutschland das zu finden, worum die deutsche Arbeiterschaft jenseits von Marx, Engels und Kautsky und wie sie alle heißen, gekämpft hat.“

Karl ist dem zuversichtlichen Blick des Freundes nicht ausgewichen. Er denkt: Wo nimmt der Mann diesen Glauben her? Und so sind seine Worte mehr als eine Frage:

„In Deutschland meinst du dies zu können?"

„Ja, Karl, in Deutschland! Ich kenne die Proletarier aller Länder, habe erfahren, was sie über den Sozialismus denken und was wir darunter verstehen."

„Gut", meint Karl, „wir treffen uns hier auf der Landstraße. Lassen wir die Deutungsversuche über Zufall, Schicksal und was sonst noch. Wir wissen voneinander, daß uns der Wille zum Sozialismus treibt. Und darum hat es keinen Sinn, daß wir uns dieses und jenes sagen. Wir müssen zwischen uns ausmachen, wen das Leben auf den richtigen Weg gestellt hat, und wer einem falschen Ziel nachjagt. Laß uns ein Stück durch den Wald gehen, wir haben dort Schutz vor dem scharfen Ost."

Fritz ist einverstanden. Auch er will mit dem Freund und wohl auch mit sich selbst ins Reine kommen. Unweit von ihnen führt ein Feldweg in den Wald. Schweigend lenken sie zu ihm hinüber. Fritz fühlt die Not des Freundes, weiß er doch von sich, was es heißt, sich selbst zu überwinden und sich zwanzig nutzlose Jahre einzugestehen, die für eine aussichtslose Sache geopfert worden sind. Rechts vom Weg geht ein Bauer mit bedächtigen Schritten hinter seinem Pflug. Die Leine liegt über seiner Schulter. Sicher und fest führen die Hände das schwere Schareisen. Schwer und fettig bricht Scholle um Scholle auf. Über alles streicht kalt der Wind. Fritz bleibt stehen und sieht dem Bauern nach. Dann folgt er wieder dem Freund. Wenige Schritte, und sie sind im Walde. Noch

einmal muß er sich umdrehen. Das Bild des Bauern will er mit in den Wald nehmen. Sinnend sagt er vor sich hin: „Der hat seinen Weg und Sinn, wüßten wir Arbeiter ihn doch auch."

Karl entgegnet darauf:

„Ich meine, daß du früher deinen Weg gekannt hast."

Fritz sieht den Freund von der Seite an und denkt an die vergangenen langen Jahre seiner Wanderung durch die Völker Europas. In Frankreich, England und Rußland ist er gewesen. Hat den puritanischen, pharisäerhaften Geist des Engländers kennengelernt. Hat in Paris in den Eisenbahnwerkstätten gearbeitet, die Grande Nation in den Arbeitervierteln des Montmartre und Clichy erlebt. Bei den Engländern im Ostende von London wäre er fast menschenunwürdig verreckt.

Ein Lächeln huscht um seinen ernsten Mund. Das erste Arbeiterhaus, das er vor zwei Tagen in Deutschland sah, als er endlich wieder auf deutschem Boden stand, war Leben gewordene Sehnsucht des Arbeiters. Karl weiß nicht, wie er das Lächeln des Freundes auslegen soll. Es scheint ihm auch nicht wichtig; wissen will er, wie es um des Freundes Gesinnung steht:

„Ist dein Ziel nicht mehr das gleiche?"

„Doch", erwidert Fritz, „aber das ist das Ergebnis meiner zwanzigjährigen Wanderung, was ich in meinem Sozialismus bin, kann ich nur in Deutschland leben."

Er spürt die Abwehr des Freundes, und so meint er, seinen Glauben rechtfertigend, noch hinzufügen zu müssen:

„Unser bisheriges Leben war nichts anderes als die Suche nach dem Platz, wo wir das sein können, was wir

unſerem innerſten Weſen nach ſind. Wir ſind Sozialiſten, wollen die ſozialiſtiſche Wirklichkeit und nicht ein theoretiſches Geſchwätz. Wenn ein Beiſpiel es dir deutlich machen kann, ſo meine ich, unſer Kampf gleicht dem des Bauern im Mittelalter. Der wollte Bauer ſein und nicht leibeigener Fronknecht. Und ſo wollen wir nicht Lohnſklaven ſein, ſondern Arbeiter. Nicht faul ſein müſſen, ſondern fleißig ſein können."

Karl findet darauf keine Antwort. Die Angſt, den Freund zu verlieren, nimmt ihm jeden Gedanken. Fritz wirbt weiter um ihn:

„Du ſchweigſt, ich nehme ſomit an, daß du mir zuſtimmſt. Dann laß, was ich noch zu ſagen habe, einen Rechenſchaftsbericht von dem ſein, was uns in der Jugend bewegt hat und was wir als Männer vergebens geſucht haben. Du erinnerſt dich des Weges, den damals die Arbeiterjugend gehen mußte? Nicht nur die Arbeiterjugend, auch die Jugend des Bürgertums ſuchte einen anderen Sinn des Lebens, als es von den Vätern vorgelebt wurde. Wir jungen Arbeiter brachen aus den ungeiſtigen Hürden der Väter aus, in denen ſie uns hüten wollten, und ſuchten den Sozialismus der Wirklichkeit und nicht den der Programme und der Proteſte. Scheußlich, wenn ich an die Spießer denke, die hinter ihren Weißbiergläſern ſozialiſtiſche Phraſen droſchen.

Nicht anders muß es der bürgerlichen Jugend ergangen ſein, wenn ſie ihre Väter mit ſatten Bierbäuchen von deutſchem Idealismus reden hörte. „Am deutſchen Weſen ſoll die Welt geneſen." Die bürgerliche Jugend, für die es keine ſoziale Frage gab, ſuchte ein neues Deutſchland. Wir aber, die wir in unſerer leiblichen Not kein Deutſch-

land kannten, nur unsere Hinterhäuser und engen Höfe, suchten den Sozialismus. Wir haßten Deutschland. Wie sollten wir es auch lieben? Unsere Jugend war eingesperrt in den Steinen, die Mietskasernen hießen.

Die Bürgerlichen liebten Deutschland und haben es wohl auch bei jeder Fahrt ins Land mehr lieben müssen. Auch mir ist heute die Schönheit unseres Landes aufgegangen. Wir jedoch liebten unser Ausgebeutetsein und suchten Haltung und Ehre in dem für uns damals so stolzen Wort Proletarier. Nicht weil wir darin unsere Ehre fanden, nein, weil man uns jede Ehre verweigerte. So wuchsen wir in unserem falschen Stolz, internationale Proletarier zu sein, und hatten wohl auch nichts anderes, woran wir wachsen konnten.

Die anderen gingen in die Schule, die Deutschland hieß. Wir gingen in die Schule der Revolution. Gingen die einen in das deutsche Leben, wuchsen sie an Berg und Tal, so drängten wir uns in die Schulstuben des Marxismus und horchten mit gläubigem Herzen und willigem Ohr auf das, was uns sogenannte Männer der Tat zu sagen hatten.

So war es, als wir uns trennten und aus der deutschen Enge brachen, weil wir meinten, daß draußen in der Welt mehr Freiheit sei und daß wir Brüder finden würden, mit denen wir den sozialistischen Zukunftsstaat aufrichten könnten. Zwanzig Jahre liegen dazwischen. Das Leben hat uns in die Schule genommen. Was wir damals mit heißem Herzen erhofft haben, ist nicht geworden. Darum stehen wir uns jetzt mit leeren Händen gegenüber. Doch in den Jahren sind wir Männer geworden, haben Urteil und Wertung für die Vergangenheit, und sollten auch

Wertung und Urteil für die Zukunft besitzen. Und was wir jetzt miteinander ausmachen müssen, ist die Gegenwart. Sie ist entscheidend, ein Kompromiß ist in unserer Zeit nicht möglich."

Während Fritz sich mit diesen Worten zu rechtfertigen sucht, sind sie beide tief in den Wald hineingegangen. Der Wind hat seine Worte nicht mehr in Fetzen vom Munde gerissen wie draußen auf der Landstraße. Der Wald hüllt sein Bekenntnis in ein tiefes Schweigen ein.

Fritz hat alles gesagt, was er für nötig hielt. Beide schweigen. Karl fühlt, daß er antworten muß und knüpft an die gleiche Stunde vor zwanzig Jahren seine Antwort:

„Ja, so ist es gewesen. Ich ging nach Osten, doch habe ich mein Ziel nicht erreicht. Man hat mich als militärdienstpflichtig an der Grenze festgehalten. Obgleich ich kein Soldat werden wollte, wurde ich als preußischer Infanterist in die Uniform gesteckt."

Fritz glaubt in dem Gesicht seines Freundes einen hellen Schein zu sehen. Es mag die Erinnerung an jene Zeit sein, aber wie kann der Freund mit frohen Gefühlen daran denken, sinnt er weiter.

„Und kein schlechter Soldat bin ich geworden", hört er neben sich weiter sprechen, „es ist alles anders gekommen, als meine Vorstellungen vom Soldaten mich erwarten ließen."

Karl schweigt, doch das kann nicht alles sein, was der Freund zu sagen hat, in dessen Leben muß mehr stehen! Fritz kann seine Neugierde nicht bezwingen und fragt:

„Dann bist du also aus Deutschland nicht herausgekommen?"

„Nein, nach wenigen Monaten kam der Krieg, ich mußte an die Westfront und bin da ein anderer Mensch geworden."

Durch die letzten Worte schwingt ein seltsamer, den Erinnerungen nachhängender Ton.

„Ein anderer Mensch?" fragt Fritz, dem Klang der Worte nachsinnend.

„Ja, ein anderer Mensch, ich wüßte keine andere Bezeichnung."

Es ist, als horche er auf eine ferne Stimme.

„Ein anderer Mensch", wiederholt Fritz. Einen Augenblick bleibt er stehen, sucht in den Augen des Freundes vergeblich eine Erklärung. Langsam gehen sie weiter. Vor Fritz stehen wieder die Worte: „Ein anderer Mensch."

„Auch in deinem Denken?" fragt er dann.

„Wie soll ich es dir erklären?" Karl zuckt mit den Schultern. „Ich habe oft darüber nachgedacht, ich kann nicht mehr sagen als: Ein anderer Mensch bin ich geworden. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, ich weiß nur, daß mit meiner langen Mähne auch mein proletarischer Stolz und mein marxistischer Antimilitarismus schon unter der Schere des Haarschneiders fielen und mit einem struppigen Besen ausgefegt wurden."

„Wie kann ein Barbier eine solche Veränderung bewirken?"

Ein Lächeln erhellt Karls Gesicht:

„Ist von mir auch nur symbolisch gemeint. Dem Rekruten wurden damals die Haare kurz geschnitten."

„Ja, was weiter?" drängt Fritz.

„Damit war ich kein Proletarier mehr mit wehenden Locken, sondern ein Soldat. Der Dienst und, was ich

vorher nicht gekannt hatte, die Kameradschaft nahmen mich gefangen."

„Und was ist mit deinem Sozialismus geworden?"

„Den haben wir damals gelebt."

Fritz versteht den Freund nicht. Das ist eine Welt, die er nicht kennt. Er ist nie Soldat gewesen, auch nicht im Krieg, da hatten ihn die Engländer interniert. Daß der Freund damals den Sozialismus gelebt haben will, ist ihm noch unverständlicher, wie das mit dem anderen Menschen. Er winkt mit der Hand ab und sagt:

„Wie dem auch gewesen sein mag. Das ist lange her. Was heute wird, ist wichtiger. Was ist nun damit?"

„Das steht auf einem anderen Blatt", entgegnet Karl abweisend.

Fritz fühlt, daß die Stunde noch nicht das Wort dafür hat. Weiter muß er aber mit dem Freund kommen, er will und muß mehr vom Leben des anderen wissen:

„Du bist also im Krieg gewesen?"

„Ja, ich habe den Krieg vom Anfang bis zum Ende mitgemacht."

„Wurdest du verwundet?"

„Nein."

„Warst du in der Etappe?"

„Nein, aber laß deine weiteren Fragen. Ich war die ganze Zeit an der Front. Bin für Tapferkeit vorm Feind mit dem E. K. I ausgezeichnet und zum Vizefeldwebel befördert worden."

Fritz weiß nicht, was er von dem Freund halten soll, der von sich behauptet, als Soldat ein anderer Mensch geworden zu sein und den Sozialismus gelebt zu haben

und trotzdem der alte Marxist geblieben ist. Es bleibt ihm nichts andres übrig, als verwundert zu fragen:

„Du hast dich also von deinen Klassenfeinden befördern und auszeichnen lassen. Das setzt voraus, daß du dich für sie tapfer geschlagen hast. Bleibt die Frage, wie hast du diese Haltung mit deiner Überzeugung als Klassenkämpfer in Einklang bringen können?"

Sie sehen sich in die Augen. Fritz hat nicht anders fragen können. Sie müssen ein klares Bild voneinander bekommen. Das sind sie ihrer Freundschaft schuldig und der Idee ihrer Jugend.

Kurze, knackende Schritte lassen sie aufhorchen. Aus dem Dunkel des Waldes löst sich ein Mann, anscheinend ihres Alters. Einige Schritte vor ihnen tritt er auf den Weg, umfaßt beide forschend mit den Blicken, kommt auf sie zu und bleibt vor ihnen stehen. Drei Augenpaare kreuzen sich. Drei Menschen stehen sich gegenüber. Schürzt das Schicksal einen neuen Knoten? denkt Fritz.

Hell und hoch singt der Ost in den Bäumen. Eine Krähe fliegt krächzend über sie hinweg.

Der Fremde spricht die Freunde nach kurzem Gruß an:

„Der Zufall hat mich in Ihre Nähe geführt. Ich pflege jeden Nachmittag diesen Waldsteig zu gehen. Eine Zerstörung an einem Baum veranlaßte mich in das Gehölz zu treten, so daß Sie mich nicht früher sehen konnten."

Die erstaunten Augen der Freunde, die mit sich allein sein wollten, beachtet der Fremde nicht. Er spricht mit gewinnender Höflichkeit:

„Sie verstehen, wenn man so die Jahre immer die gleichen Straßen geht und einen Blick für den Wald hat, sieht man die kleinen Veränderungen. Bei der Unter-

ſuchung der Bruchſtelle an dem beſchädigten Baum wurde ich unbemerkt Zeuge Ihrer Unterhaltung."

Die Freunde horchen auf. Und dann kommt, was keiner von ihnen erwartet hat:

„Die Gedanken, die Sie ausſprachen, ließen mich aufhorchen."

Mit abweiſender Gebärde will Karl den Fremden unterbrechen. Der läßt ſich nicht ſtören, unbeirrt gibt er ſeinem Wunſch Ausdruck:

„Ich bereue es nicht, gelauſcht zu haben, und bitte Sie, wenn es auch abſonderlich ſcheinen mag, mich an Ihrem Geſpräch teilhaben zu laſſen."

Das haben die Freunde nicht erwartet. Sie finden zunächſt keine Erwiderung Der Fremde ſcheint auch keine erwartet zu haben. Er ſagt abſchließend:

„Bitte, Sie können natürlich auch ablehnen, doch würde ich das ſehr bedauern."

Karl hat ſich gefunden. Abweiſend klingt ſeine Antwort:

„Ich wüßte nicht, wie unſer Geſpräch, das nur für uns beide einen Sinn hat und auch nur uns angeht, für Sie von Bedeutung ſein könnte."

Der Fremde ſtellt ſich zwiſchen die Freunde, ohne auf Karl zu achten, ſieht er Fritz an, von dem er glaubt, daß der für ſeine Bitte Verſtändnis haben könnte und meint:

„Wie ich aus der Richtung Ihres Weges erkenne, wollen Sie durch den Wald zum Schlänitzſee. Gehen wir gemeinſam hin, auch ich will in die Nähe des Sees."

Fritz hat ſich noch nicht entſchieden. Innerlich gibt er dem Freunde recht, auch er möchte mit ihm allein bleiben. Er will aber auch nicht unhöflich gegen den Fremden ſein.

Peinlich dehnt sich das Schweigen zwischen ihnen. Irgendwie müssen sie sich entschließen.

„Gehen wir weiter", versucht der Fremde die unbehagliche Situation zu überbrücken. „Sie werden bald sehen, daß Ihr Gespräch auch mich betrifft."

„Nein!" sagt Karl mit kalter Zurückweisung. Scharf und spitz sind seine weiteren Worte:

„Mein Herr, Ihre Hände und Ihre Redeweise zeigen uns, daß Sie kein Arbeiter sind. Wir aber sind Handarbeiter, und damit ist Ihnen wohl klar, daß zwischen uns ein Gespräch keinen Sinn hat."

Die Augen des Fremden weichen dem Blick des Eifernden nicht aus. Über seine Nasenwurzel legt sich eine tiefe Falte. Er antwortet mit verhaltener Erregung:

„Ich kann Ihre Ablehnung verstehen, kann auch begreifen, daß Sie keinen Dritten als Gesprächspartner wünschen. Ich kann aber die harten Worte nicht gelten lassen, die Sie mir da sagen. Arbeiter oder nicht Arbeiter ist gleichgültig. Deutsche sollten heute anders zueinander reden."

Diese Zurechtweisung beantwortet Karl mit der gleichen Härte:

„Und wie sollten die sich unterhalten?"

Langsam, ohne den Blick von seinem Gegner zu nehmen, antwortet der Fremde:

„Vor allem als Deutsche und nicht als Vertreter gegnerischer Klassen. Sie aber denken und reden noch in den alten Vorurteilen. Haben Sie aus den vergangenen Jahren nichts gelernt? Wissen sollten Sie, gerade als Träger des E. K. I, daß dieses Zeichen auch ein Gezeichnetsein bedeutet. Eine Verpflichtung, den Volksgenossen auch

in der Friedenszeit ein Vorbild zu ſein. Dieſe Pflicht iſt Ihnen aber noch nicht aufgegangen."

Auf Karls Geſicht legt ſich eine feine Bläſſe. Fritz tritt einen Schritt von den Streitenden zurück. Nicht weil er meint, Karl würde die Hand zum Schlag erheben, nein, er wird von der alten Klaſſenkampfideologie des Freundes zurückgeſtoßen. Er, der zwanzig Jahre in der Fremde gelebt hat, fühlt faſt körperlich den Schmerz des deutſchen Zwieſpaltes. Zwei Männer, beide Deutſche, wenn auch äußerlich durch Kleidung und Beruf unterſchieden, ſtoßen ſich am Worte wund. Am geſprochenen Wort, an der Kleidung, am Beruf ſuchen ſie Freund und Feind. Was war ihnen Klang und Ton der ſuchenden Stimme? Geräuſche, die ihnen nichts zu ſagen hatten. Da macht er nicht mit. Er ſtellt ſich zwiſchen beide, ſieht den Fremden an und ſagt:

„Gehen wir weiter!"

Karl packt ihn am Arm und reißt ihn zu ſich herum. In ſeinem Geſicht ſteht die Frage: Zu wem gehörſt du? Doch bevor er ſie ausſprechen kann, zwingt ihn Fritz in ſeinen Willen:

„Nein, ſo nicht! Ich bin nicht nach Deutſchland gekommen, um mich gleich wieder in den alten Klaſſenkampfgegenſatz treiben zu laſſen, auch nicht von dir!"

Er wendet ſich an den Fremden.

„Entſchuldigen Sie meinen Freund. Verſuchen Sie ihn zu begreifen. Ich glaube, wenn Sie uns ſagen, warum auch für Sie unſere Unterhaltung einen Sinn hat, wird ſich das überbrückende Wort finden."

Aus dem Geſicht des Fremden weicht die Härte. Er nickt und ſagt dann nachdenklich:

„Gerne komme ich Ihrer Bitte nach. Ohne eine lange Erklärung zu ſuchen, knüpfe ich an Ihre eigenen vorhin geäußerten Worte an. Sie ſprachen von der deutſchen bürgerlichen Jugend, die vor zwanzig Jahren von ihren Wanderfahrten in das deutſche Land immer reicher zurückkehrte und ihre Heimat immer ſtärker lieben lernte. Ich gehörte zu dieſer Jugend. Damit ſind wir in den gleichen Kreis der Zeit geſtellt und haben die gleiche Verantwortung. Verſuchen Sie daraus zu verſtehen, daß Ihre Unterhaltung auch für mich einen Sinn hat."

Der Fremde war bei ſeinen letzten Worten weitergegangen. Die Freunde hatten ſich von ſeiner Art, ſeinen Worten und der Erinnerung an die gemeinſame Jugendzeit gefangen nehmen laſſen. Schweigend gehen ſie ihren Weg. Jeder iſt in ſeine Gedanken eingeſponnen. Der Gleichtakt ihrer Schritte tönt wie der Schlag einer Uhr in die Stille des Waldes. Über zwanzig Jahre ſind ſie auf dem Marſch nach dem Deutſchland, das ſie lieben, in dem ſie ſo leben können, wie ein werktätiger Menſch es fordern kann. Mit ſuchender Stimme ſpricht der Fremde:

„Wir, die wir unſere Jugend weder erlebt noch begriffen haben, mißtrauten jedem lauten Wort. Da die Zeit unſerer Väter nur in der großen Rede lebte, wollten wir Tat ſein. Und dann wurden wir hineingeriſſen in die größte Tat. Der Krieg nahm unſer junges Leben in ſeine Fauſt und es hatte doch von Frauenhänden ergriffen ſein wollen. Die Sehnſucht nach der Frau wurde aus unſerem Herzen geriſſen. Über unſere jungen Augen legte ſich der Schleier von Not und Tod. Blutjung, wie wir waren, haben uns Tod und Teufel gehetzt. Hat denn das alles keinen Sinn gehabt?"

Wieder ſchweigt er, und wieder haben die Freunde nichts zu ſagen. Weiter geht der Takt ihrer Stiefel, als ſei eine Gruppe Soldaten auf dem Marſch. Jeder lebt in der Not ſeiner Jugend und in den Jahren, die folgten. Der eine ſieht ſich in den unendlich weiten Steppen Aſiens; ganz hoch im Norden iſt er geweſen, wo die Wellen des Eismeers an der Küſte nagen. Verloren war er unter fremden Menſchen in einer fremden Sprache. Schritt vor Schritt hat er geſetzt um ... ja warum denn? Um die Laute der Mutterſprache wieder zu hören. Iſt er ein flennendes, heimwehkrankes Kind geweſen? Nein, der Mann in ihm hat ſich nach dem Schickſal jener Menſchen geſehnt, mit denen er die gleiche Sprache ſpricht.

Auch dem anderen legt ſich die Not der Jahre ſchwer auf die Schultern. Er und ſeine Klaſſengenoſſen haben im Kriege alles hingegeben. Opfer und immer wieder Opfer gebracht. Selbſt in der größten Not hielten ſie ſtand. Sie waren trotz aller Verlockung nicht zu Verrätern geworden. Wahrlich, niemand durfte den deutſchen Arbeitern nachſagen, daß ſie ihr Vaterland verraten hätten. Sie ſind mit ihm immer ärmer und troſtloſer geworden. Bis in die Verzweiflung der langen Arbeitsloſigkeit hinein haben ſie durchgehalten. In dieſer Not ſind alle Worte verſchachert worden, hinter denen mehr ſtand als nur tote Buchſtaben, und in die Flut übelſter Druckerſchwärze verſenkt worden. Von den ſogenannten Volksvertretern wurden ſie zerredet und mißbraucht. Was war aus dem Sozialismus ſeiner Jugendtage geworden? Jeder hatte ihn ſich nach Bedarf zurechtgelegt und dahinter ſeinen eigenen Egoismus verborgen.

Und der dritte geht zwiſchen beiden in ſeiner geſicherten

Bürgerlichkeit und war doch kein Bürger der satten Ledersessel und herzlosen Geschäftigkeit.

So wandern sie, in ihre Erinnerungen versunken, das Band der Gemeinsamkeit suchend, ihren Weg. Um sie ist die Stille des Waldes. Der scharfe, herbstliche Ost streicht über die Kronen der Bäume, bricht jauchzend in die Äste und weht das welke Laub in das Antlitz des sterbenden Jahres.

„Es kann nicht alles so ohne einen nach oben drängenden Sinn gewesen sein", beginnt der Fremde wieder. „Wenn ich an das Deutschland unserer Jugend denke, an das Deutschland, in dem ich groß geworden bin, dann sehe ich eine satte und entartete Oberschicht, die ihre Worte so verhandelte wie ihre Waren, gleich einem kaltrechnenden Händlervolk. Und als dann der Krieg den Mann in den Schützengraben riß und die Frau auf sich selbst stellte, gebar Deutschland aus seiner gesund gebliebenen Kraft den Mann und die Frau, die uns den heutigen Menschen geschenkt haben."

In seiner Stimme klingt die Ergriffenheit wieder, die die Erinnerung an das große Geschehen in ihm wach gerufen hat. Weiter spricht er:

„Ein Geschlecht junger Deutscher fand sich mit einem Male jenseits der Bürgerlichkeit. Die Fragen des Bürgers waren nicht mehr seine Fragen, dessen händlerische Welt lag ihm ferner als der Mond. Ein neuer Deutscher suchte sich und seine Form. Darum ist der Krieg wie ein großes Hammerwerk, in dem ein neuer Mann, eine neue Frau, eine neue Jugend geschmiedet worden sind."

Als suche er in den Augen der beiden ein Verstehen, sieht er von einem zum andern. Die Blicke der beiden

Freunde ſind geradeaus gerichtet. Das Licht der Sonne, das hinter Wolken den Weg durchleuchtet, legt harte Schatten auf ihre Geſichter. Auch der Fremde wendet den Blick wieder nach vorn und ſieht in das Licht der Sonne. Seine Fragen bleiben unbeantwortet, wie ſo manchesmal, wenn Soldaten auf dem Marſch ſind.

„Wie anders wollen Sie die Träger unſeres neuen Reiches und den jungen Menſchen unſerer Zeit verſtehen?"

Auch hierauf haben die Freunde keine Antwort. Die Worte des Fremden klingen, als halte er Zwieſprache mit ſich und ſeinem Walde:

„Schwer iſt der Weg dieſer Männer geweſen. Sie glaubten, als der Krieg begann, an Deutſchland und deſſen gerechte Sache. Im Aufbruch der Begeiſterung für jenes Deutſchland, das ſie liebten, ſtürmten ſie in den Tod. Aus dieſer Haltung heraus fand ein Student das Wort an ſeine Mutter:

Laß Deine Hände küſſen, Deine weißen
o ſüße Mutter, laß mich Dir ſagen:
Auch Du haſt dieſen ſchweren Krieg geſchlagen
So laß mich Dich die größte Heldin heißen."

Die Erinnerung an dieſen Studenten nimmt ihm das Wort vom Mund. Brauſend fällt ein Windſtoß in die Kronen der Bäume, wie Schnee ſchüttet er das Laub auf den Weg. Karl ſucht durch das wilde Treiben des Windes mit dem Laub ſich ſelbſt. Er iſt wieder Soldat und ein anderer Menſch. Die Stimme des Fremden klingt wie die eines Kameraden aus dem großen Krieg; weiter ſpricht der Fremde:

„Es kamen die erſten Niederlagen. Zweifelſucht und Kleinmut ergriffen die Herzen. Doch dort, wo dieſe Män-

ner Glauben und Kraft ſuchten, fanden ſie den Händler der Waren und Worte. In dieſer ihrer Not wurde der neugeborene Deutſche, der jenſeits der Bürger ſtand, zum Manne. Nicht durch die Frau iſt er es geworden, ſondern durch den Zweifel und den Verrat derer, die ſich auch Deutſche nannten und doch nur in der Sorge um ihren Beſitz lebten. Beſitz nicht nur als Ware und Geld, ſondern als das Leben überhaupt. Was ging das aber den zum Mann gewordenen Deutſchen an? Seine Stirn blieb rein. Eines jedoch wußte er von dieſer Stunde an, daß es einen deutſchen Staat gab, um den es ſich nicht lohnte zu leben oder gar zu ſterben. Ein Staat, der den Händler ſchützt auf Koſten des Helden, bricht das Geſetz des Lebens und errichtet Altäre der Lüge und des Verrats. Aber ebenſo ſchenkte ihm dieſe Stunde die Viſion eines neuen beſſeren Deutſchlands, ein Reich der Zucht und Ordnung. Dieſes Reich wurde ihm zur Kampfparole. An das Deutſchland, das von einer gerechten Sache redete und doch nur ſich und ſeine eigene ungerechte meinte, glaubte er nicht mehr. Er hatte in ein grinſendes Krämergeſicht geſehen. In dieſen jungen Deutſchen war kein Platz für Enttäuſchungen, ſie wußten um ihren Weg und ſchritten ihn feſt und zielbewußt. Und wenn die Stunde da war, hatten ſie den Finger am Abzugsbügel und den Daumen am Druckſtück des Maſchinengewehrs, ſchleppten Granaten und ſchoben ſie in das Rohr und zogen ab. Dies geſchah, obwohl ſie um die kommende Niederlage und das Zuleichtbefundenſein ihres Volkes wußten. Sie ſahen in dieſem Kampf lächelnd herab auf die Unterhändler, ſchielten nicht zu anderen Völkern hinüber, ob dieſe beſſer ſeien, oder ob gar von dieſen eine neue Ordnung der

Dinge zu erwarten wäre. Auch dort wurden Jünglinge zu Männern und Mädchen zu Frauen. Auf dieſe ſtillen Kämpfer kam es an und nicht auf die, welche überlaut um ihr Daſein ſchrien. All dies wußten dieſe Männer und einer ſprach:

‚Oh, wenn doch endlich alles Häßliche, Niedrige, Klangloſe von mir abfiele. Stille Seligkeit! O du mein Kleid, mein Lied, meine Muſik, mein verklärter Körper – o meine Liebe – und mein gefeſtigtes Herz – Mein Gott. Und nun gehe ich‘.

Sie gingen, in ſich das Bild einer Ordnung des Lebens, die ſie ſelbſt an der Front lebten. Dieſe Ordnung nannten ſie Sozialismus. Über ihr Geſicht legte ſich eine Schönheit und ein Wille zum Guten, daß man hätte meinen müſſen, die Menſchen könnten nicht anders, als ſich für dieſe Männer zu entſcheiden. Doch der zum Krämer herabgeſunkene Deutſche blieb ſich gleich, wie er es am erſten Tage geweſen war, da er den Ruf des Krieges nicht verſtanden hatte und nur den Tod ſah. Die Krämer verrieten den Helden und feierten den Unterhändler. Aber die Männer, denen der Krieg das Leben gelaſſen hatte, ließen ſich nicht beugen. Nun erſt begannen der Kampf und die Bewährung. Was geweſen war, wurde die große Beſinnung für ſie und aus ihr wuchs die große Tat. Sie gingen ihren Weg weiter, immer abſeits vom Bürger und deſſen händleriſcher Geſchäftigkeit. Und die Frauen taten das gleiche. Es kam die Zeit, da ſtanden wieder Deutſche vor dem großen, dunklen Tor der Mannwerdung mit den Männern, die es im Kriege geworden waren. Und – – –“

Der Fremde reibt ſich die Augen, als habe er geträumt.

Sie ſind aus dem Wald herausgetreten. Der Wind faßt nach ihnen, ſie müſſen ſich umdrehen, ſchlagen ihre Mantelkragen hoch. Ihre Blicke treffen ſich. Karl, dem die Worte des Fremden viel geſagt haben, möchte ihm die Hand geben, findet aber doch nicht das rechte Wort, das zwiſchen ihnen zu einer Brücke werden könnte. So weicht er dem Blick des Fremden aus und ſagt nur:

„Wohin gehen wir?“

Er ſieht ſich in der nun offen vor ihm liegenden Landſchaft um und wendet ſich an den Fremden:

„Mein Weg geht in einer anderen Richtung!“

Der Fremde ſinnt dem Klang der Stimme nach. In ihr iſt nichts mehr von Abwehr. Er ſchüttelt den Kopf, und als habe er einen Entſchluß gefaßt, wendet er ſich Karl zu:

„Ich glaube, für heute haben wir alle drei Weg und Ziel gemeinſam. Ihrem Anzug nach ſind Sie den Tag über unterwegs geweſen. Laſſen Sie mich Gaſtfreundſchaft üben, bleiben Sie die Nacht bei mir. Eine gute Viertelſtunde und wir ſind in meinem Haus. Wir können dann nach dem Abendeſſen unſer Geſpräch fortſetzen. Dabei werden auch Sie die Zeit finden, Ihre eigenen Sachen durchzuſprechen.“

Die Freunde zögern mit der Antwort. Der Wind heult über ſie hinweg. Sie müſſen ſich feſt gegen ihn ſtemmen, um vorwärtszukommen. Mit ſeinen Entſchlüſſen ſchnell fertig und offenbar gewohnt, ſelten Ablehnung zu erfahren, geht der Fremde weiter, ohne eine Antwort abzuwarten. Fritz hat oft in der Weite der ruſſiſchen Landſchaft eine gleiche, von der Stunde eingegebene Gaſtfreundſchaft erlebt. Er packt Karl am Arm und folgt mit

ihm. Der Weg wird breiter. Unebenes Kopfſteinpflaſter zeigt an, daß ſie in die Nähe des Dorfes kommen. Eine kleine Bodenerhöhung ſperrt noch den Blick, doch nach wenigen Schritten ſehen ſie zu ihren Füßen das Dorf. Sie kommen in den Windſchutz der Bäume. Alte Eichen, Eſchen und Erlen, mächtig in ihren Kronen, trotzen dem Wind.

Der Fremde geht auf einen einfachen Backſteinbau zu. Knarrend dreht ſich die Hoftür in ihren Angeln. Fritz denkt: ein Tropfen Öl würde Wunder wirken. Sie kommen auf einen geräumigen Hof, doch ſehen ſie kein bäuerliches Gerät. Die Frage, was der Fremde treibt, ſteht den Freunden im Geſicht. Der kümmert ſich nicht darum. Scheinbar legt er vorerſt Wert darauf, Perſon und Beruf im Dunkeln zu laſſen. Er öffnet die Haustür und lädt mit einer höflichen Gebärde ſeine Gäſte ein:

„Bitte meine Herren, geſtatten Sie, daß ich vorausgehe."

Eine Türglocke ſchüttert durch den langgeſtreckten Flur. Eine ältere Frau öffnet am Ende des Ganges die Tür zur Küche. Der Fremde nickt ihr zu, ſie grüßt zurück, dann macht er linker Hand eine Tür auf: „Bitte hier", er läßt die Freunde eintreten:

„Hier werden wir die erſte Station machen". Er ſelbſt bleibt in der offenen Tür ſtehen: „Und mich entſchuldigen Sie einen Augenblick, ich will nur meinem Hauſe Nachricht geben, daß ich für die Nacht Gäſte habe."

Die Freunde ſind allein. Der Fremde hat die Tür hinter ſich geſchloſſen. Mollige Wärme umfängt die beiden. Ein großer, runder Ofen ſtrahlt mit ſeinen bunten Kacheln Wärme in das Zimmer. Die Möbel, ein großer

Schreibtisch, Bücherregale und eine Ecke zum Plaudern lassen auf das Arbeitszimmer des Fremden schließen. Die Freunde stehen immer noch in der Mitte des Raumes und sehen sich befremdet an. Noch ist alles so wirr, was der Nachmittag an Geschehnissen mit sich brachte. Die Härte auf dem Gesicht Karls weicht. Die behagliche Wärme des Zimmers nimmt ihn gefangen. Er muß den Mantel aufmachen, das Blut dringt heiß in sein Gesicht. Auch Fritz geht es nicht anders. Er ist, angezogen von den Büchern, an das Regal getreten, das die Längsseite des Zimmers einnimmt. Interessiert sieht er über die Einbände hinweg. Vielleicht geben ihm die Bücher Einblick in das Denken des Fremden. Doch hat er noch keine Beziehungen zu der neuen deutschen Literatur. Was er an Büchern sieht, ist ihm fremd.

„Kannst du das begreifen?" wendet er sich an Karl. „Ich würde ein Stück meines Lebens geben, wenn ich diese Schätze", er zeigt auf die Bücher, „durchstöbern dürfte. Ich hatte oft unbändigen Hunger nach einem anständigen deutschen Buch."

„Möchte wissen, was der Mann für einen Beruf hat", spricht Karl. „Ich schätze, den Büchern nach, einen geistigen".

„Was meinst du damit?"

„Nun, ich meine, nach einem bürgerlichen Geschäft, du verstehst, sieht dies alles nicht aus."

Die Freunde können über den Fremden nicht weiterrätseln. Er kommt zurück, mit ihm die ältere Frau, die sie an der Küchentür gesehen haben. Prüfend gehen deren Blicke über die Freunde, zögernd bleibt sie an der Tür stehen:

„Nun, Tantchen, komm ſchon, hier meine Gäſte. Sei zu ihnen ſo, wie du es zu mir biſt."

Und zu den Freunden ſagt er:

„Seien Sie folgſam, Tantchen iſt gar ſtrenge, aber dafür kann ſie auch lieb ſein."

Ein feines Lächeln huſcht über das Geſicht der Frau. Sie iſt von kräftigem Wuchs, um den Mund hat ſie einen energiſchen Zug, dieſer wird jedoch durch die Mütterlichkeit in ihren Augen gemildert und ſo wirkt ihr Gruß offen und freundlich. Ihr Urteil über die Freunde ſcheint günſtig ausgefallen zu ſein. Ihre Worte ſind von ſorgender Freundlichkeit.

„Guten Tag, die Herren, bin ein wenig über Sie unterrichtet, ſehe auch", prüfend ſieht ſie auf die ſtaubigen Schuhe, „daß Sie ſich nun ein bißchen in Ordnung bringen müſſen. Kommen Sie mit auf Ihr Zimmer."

Auch wie die Tante ſie anfaßt, iſt für beide eine Überraſchung, und etwas verlegen bleiben ſie ſtehen. Das Tantchen, wie ſie der Fremde genannt hat, geht wiſſend und gütig darüber hinweg:

„Iſt es Ihnen recht, wenn Sie in einem Zimmer ſchlafen?"

Die Gefragten nicken, was ſollen ſie auch anderes tun.

„Na, dann man zu."

Die Tante geht vorauf. In der Tür ſagt ſie noch, auf einen Gong zeigend:

„Wenn man auf dieſes Eiſen ſchlägt, geht es zum Abendbrot. Wir erwarten Sie dann wieder hier unten."

Alle drei verlaſſen das Zimmer, Karl macht hinter ſich die Tür zu. Der Fremde bleibt zurück. Von einer inneren Freude getrieben reibt er ſich die Hände, geht

mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. In ihm und um ihn ist alles so seltsam froh. Warum nur? War es die Freude, einmal wieder andere Menschen um sich zu sehen? Er kann sich im Augenblick keine Rechenschaft darüber geben. Es drängt ihn irgend etwas zu tun. Er geht in das Nebenzimmer, setzt sich an den Flügel und spielt eine lustige Wanderweise.

Ähnlich ergeht es den Freunden. Sie bringen sich schnell wieder in Ordnung; alles Nötige dazu ist vorhanden. Vom Fenster können sie weit in das Land blicken. In der Ferne schimmert blau der Wald, in dem sie den Fremden getroffen haben. Ein ganz anderes Ziel hatten sie für den Tag gehabt, aber da sie nichts versäumen, mochte der Tag auch so seinen Sinn bekommen. Nachdem sie sich gewaschen und ihre Kleider abgebürstet haben, will sich Fritz nach der Gewohnheit seiner vergangenen zwanzig Jahre zu kurzer Rast auf das Bett legen. Doch dann bleibt er sinnend stehen. Er muß an die Tante denken, an die Frau mit dem energischen Zug um den Mund und den mütterlichen Augen. Er legt sich nicht hin, setzt sich an das Fenster und träumt in das Land hinaus. Graue Wolkenfetzen jagt der Wind vor sich her. Ein Wirbel hebt das gefallene Laub in die Luft, um es dann wieder fallen zu lassen, als treibe er ein neckisches Spiel mit den Blättern.

Klingend kommt von unten der Schlag gegen den Gong. Er ruft die Menschen des Hauses zu Tisch. Eine kaum spürbare Unruhe ist in den Augen der beiden. Aber dann geben sie sich einen Ruck. Sie sind keine kleinen Kinder mehr, die sich vor dem schwarzen Mann fürchten, und haben schon unter manchen fremden Tisch ihre Füße ge-

ſtreckt. Mit feſten Schritten gehen ſie die Treppe hinunter. Wenige Menſchen ſind im Eßzimmer. Zu denen, die ſich erſt ſeit Stunden kennen und nicht einmal mit Namen und Stand, geſellt ſich noch ein junges Fräulein oder eine Frau, und der Kreis iſt geſchloſſen. Der Fremde ſtellt die junge Frau vor:

„Unſer Liebling, meine Schweſter!“

Karl will ſeinen Namen nennen, doch der Fremde nimmt ihn am Arm und meint:

„Gehen wir zu Tiſch.“

Stehend ſpricht er ein Gebet. Beide ſpüren, daß es für den Fremden keine leere Gewohnheit iſt. Karl iſt innerlich froh, daß das erſte Gebet ſeiner Kindertage nicht als Lüge geſprochen wird. Das bringt ihn den drei Menſchen näher, die alles ſo einfach und ehrlich tun. Auch Fritz mögen ähnliche Gedanken ſeine Hemmungen genommen haben. Der Hunger läßt ſie nicht länger zögern und fragen, ſie packen zu und die Tante iſt zufrieden, daß es allen ſchmeckt. Geſprochen wird wenig. Der Hausherr erkundigt ſich nach einigen Dingen, die ſeine Pflichten als Gaſtgeber betreffen.

Mit dem Eſſen ſind ſie fertig. Die Tante ſteht auf, geht zu ihrem Neffen, gibt ihm einen Kuß auf die Stirn und wünſcht allen eine gute Nacht.

Der Fremde bittet die Freunde zu ſich in ſein Zimmer. Wieder iſt es das Anheimelnde des Raumes, das den beiden Sicherheit gibt. Als der Fremde ſie auffordert, ſich um den Tiſch zu ſetzen, um noch ein Stündchen zu plaudern, iſt alles Schwere und Fremde von ihnen abgefallen. Der Gaſtgeber holt Rauchzeug, ſtellt es auf den Tiſch.

„Die Herren bedienen sich wohl selbst."

Jeder nimmt sich eine Zigarre, schneidet die Spitze ab, streicht Feuer und tut den ersten Zug, behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt. Auch für die Freunde beginnt eine besinnliche Minute:

„So, nun wären wir ja so weit, daß wir wieder da anknüpfen können, wo uns der Wind das Wort vom Munde gerissen hat. Ich darf wohl beginnen."

Nickend geben die Freunde ihr Einverständnis.

„Wir kennen uns nun schon einige Stunden, und doch wissen wir voneinander weder Namen noch Stand. Ich glaube, das müssen wir vorerst nachholen. Ich bin am Sprechen, also werde ich beginnen. Mein Name: Walter Wilmarius, geborener Berliner. Mein Vater war Beamter, hat es nicht leicht gehabt mit seinen Kindern. Alle hat er sie etwas lernen lassen und so wurde ich nach dem Willen meiner Mutter und auch aus Neigung Pfarrer. Hier in dem kleinen Kirchspiel versuche ich mein Amt rechtschaffen zu führen, und wie ich glaube annehmen zu können, bin ich den Bauern ein Freund geworden. Und damit habe ich mich hoffentlich zunächst genügend vorgestellt."

Die Freunde sehen sich an. Also ein Pfarrer ist der Mann. Es ist lange her, daß sie einem solchen Manne gegenüber gesessen haben. Das war in der Schule. Darüber nachzudenken ist noch später Zeit, denkt Fritz, und da einer von ihnen sprechen muß, beginnt er:

„Bin Landsmann von Ihnen. Meine Wiege stand in der Ackerstraße, in der Gegend vom Gartenplatz. Mein Vater gab mir den Namen Fritz, aus Verehrung für den großen Friedrich, obgleich er Sozialdemokrat war.

Dahinter steht der Name einer alten Berliner Handwerksfamilie. Ich heiße Fritz Günther. Von Beruf bin ich, wie es mein Vater war, Maschinenbauer. Das ist alles."

Er sieht zu Karl hinüber, ihm zunickend:

„Und nun laß du deine Herkunft wissen!"

Versonnen und mit Augen, die in die Ferne gerichtet sind, spricht Karl:

„Bei mir ist das alles nicht so einfach. Gebürtig bin ich in Stettin, kenne aber, so dumm es klingen mag, Stettin nicht. Ich muß noch ein ganz kleines Kerlchen gewesen sein, als man mich nach Stralsund zu meiner Großmutter gebracht hat, denn in meiner Erinnerung ist von Stettin nichts geblieben. Doch auch das hat noch seinen besonderen Grund."

Ein Lächeln legt sich auf seinen Mund:

„Meine Mutter hatte für mich keinen Vater. In der Familie geht um, daß er Soldat war. Als meine Mutter mich zur Großmutter brachte, sagte die: ‚Wenn der Vater von dem Kind', dabei zeigte sie auf mich, ‚dich nicht ehrlich machen will, dann soll es auch nicht seinen unehrlichen Namen tragen, und du', zu meiner Mutter gewendet, ‚magst dir eine andere Mutter suchen, ich bin es gewesen!' "

Meine Mutter ging, und ich bekam von der Großmutter den Namen Karl Stuten. Was nun die Stuten sind, so waren das Fischer und Bauern. Aber wie das nun so ist, wenn man keinen Vater hat: Wessen Stiefel und Netze sollte ich erben und auf welcher Erde sollte ich pflügen? So mußte ich ein Handwerk erlernen. Die Großmutter gab mich, als es so weit war, nach Berlin in die

Maschinenbaulehre. Sie meinte, ich müsse nun doch in die Stadt, wo die großen Fabriken stehen; da könne es dann auch gleich Berlin sein. Habe mich dann später für die Dreherei entschieden und arbeite heute in einer großen Berliner Maschinenfabrik. Mehr ist über mich nicht zu berichten."

Es wäre gut, wenn man voneinander das Alter wüßte, denkt Fritz Günther, und da der Pfarrer nicht das Wort ergreift, sagt er:

„Ich glaube, wir sind gleichen Alters? Ich bin achtunddreißig, und du Karl, meine ich, bist ebenso alt?"

„Nein, lege ein Jahr drauf."

„Also neununddreißig, und Sie, Herr Pfarrer?"

„Auch neununddreißig."

„Dann sind wir also, wie ich richtig annahm, Altersgenossen, und haben unsere Jugend in einer Zeit verlebt, die nichts mit ihrem Reichtum zu beginnen wußte."

Das Thema des Nachmittags ist wieder da und so spricht Fritz Günther nun:

„Sehen Sie, mich trieb es damals aus der deutschen Enge heraus."

„Ich hörte doch richtig", unterbricht ihn der Pfarrer, „daß Sie mit einem politischen Auftrag über die Grenze gingen?"

„Ja und nein, beides ist richtig, wir können ja heute davon sprechen. Es war so, wie es oft ist. Wenn es dem Menschen gut geht, wenn er satt, ja, übersatt geworden ist, dann vergißt er, daß da noch Menschen sind, denen es nicht so gut geht. Sehen Sie, so war es damals. Wir Arbeiter standen abseits vom Reichtum des Landes, waren nicht in den Kreis der Sattheit einbezogen. Viel-

leicht war Deutschland nicht so reich, wie es die Besitzenden vorlebten und es kann sein, daß unser Anteil ein gerechter war. Doch ließ dies Beispiel der Lebensführung des Bürgers diese Erkenntnis nicht zu. Die Anmaßung, daß der Mensch erst beim Bankkonto beginne, und daß Arbeitersein somit ein Schimpf war, mußte dem Werktätigen alle Liebe und Achtung zum Staat und seiner Autorität nehmen. Der deutsche Staat wurde ihm zu einem Gefängnis und die Welt zur Freiheit. Als Antwort auf die falsche Wertung des Menschen schritt die Arbeiterschaft ihren eigenen Weg und sang ihr eigenes Lied. Das Lied wurde zum Gesang der Unterdrückten. So mußte es dahin kommen, daß jeder deutsche Arbeiter, der in die Welt hinauszog, ein Stück dieses Liedes mit in die Welt nahm. Auch ich tat es. Die deutsche Enge und bürgerliche Überheblichkeit dem Arbeiter gegenüber waren die Gründe meiner Wanderung. Damals gingen wir beide. Unser Ziel war der internationale Sozialismus. Und nun treffen Sie uns mit leeren Händen in einem märkischen Wald."

Fritz Günther schweigt. Der Pfarrer wendet sich an ihn:

„Wenn ich richtig gehört habe, gehen Ihre Wege wieder auseinander?"

Fritz Günther sieht zu Karl Stuten hinüber. Mag der Freund darauf antworten. Der weiß nicht recht, wie er sich den beiden verständlich machen, wie er seinen Wunsch erklären soll, dem neuen Deutschland, wie sie es jetzt nennen, den Rücken zu kehren. Er fühlt die erwartungsvollen Blicke. Langsam beginnt er zu sprechen und hätte doch lieber geschwiegen:

„Es wird nicht so einfach sein, von dem zu reden, was in mir den Wunsch hat reifen lassen. Gewiß, ich sehne mich aus Deutschland hinaus, das ist wahr. Darin liegt ein großes Leid. Es wird schwer sein, die Gründe mit dem rechten Wort zu umschreiben. Ich könnte sagen, es hat sich nichts geändert. Ebenso wie in meiner Jugend geht der Bürger anmaßend und mit emporgereckter Nase an mir vorbei. Ebenso wie damals ist Arbeitersein eine Schande. Ich könnte sagen: seit zwanzig Jahren kämpfe ich um eine Idee, und nun soll alles nicht wahr sein. Alles soll Unsinn gewesen sein! Und noch manches andere könnte ich sagen, ohne jedoch das rechte Wort gefunden zu haben. Es wäre auch darauf zu antworten, daß in einem halben Jahr keine Welt aus den Angeln gehoben werden kann, und manches mehr. Jedoch was mich treibt, ist wohl etwas ganz anderes. War das Deutschland vor zwanzig Jahren ein Gefängnis der Freiheit, so ist es mir heute eine Not, die jenseits aller Worte steht."

Karl Stuten steht auf, ihm ist alles zu eng, er möchte hinausstürzen in die Nacht. Nun, da er von seiner Not gesprochen hat, wirbelt sein Blut erregt in den Adern. Die Stirn ist heiß, es hämmert in den Schläfen. Er geht an das Fenster, legt die heiße Stirn daran und weiß selbst nicht, was mit ihm ist. Monat um Monat hat er geschwiegen und findet doch für das, was ihn treibt und drängt, kein rechtes Wort. In ihm jagen die Gedanken wie Furien. Ein unbändiger Zorn steigt in ihm auf. Verraten und verkauft fühlt er sich. Mit einemmal will ihm scheinen, daß ihn Haß treibe. Ja, er haßt den neuen Staat. Farbe, Gang und Gebärden machen ihn zornig. In ihm wird eine Abwehr lebendig, wie er sie noch nie gespürt

hat. Nun ist er sich über sich selbst klar geworden, er haßt wie ein betrogener Bräutigam. Fünfundzwanzig Jahre hat er um die Braut gekämpft, war gegen die Welt des bürgerlichen Geldwertes aufgestanden. Er hatte die Arbeit als Wert gegen das Geld gestellt, und nun kamen andere und führten die Braut heim, gaben vor, die rechten Brautführer zu sein. Nein! trotzte er dagegen, die Arbeiterschaft ist der Träger des Sozialismus und nicht diese neuen Herren. In dieser Idee war er gewachsen, um ihretwillen hatte er Tod und Teufel widerstanden und alle Not auf sich genommen. In ihr hatten sich alle seine Lebenshoffnungen verdichtet. Und nun kommen Menschen, nennen sich Nationalsozialisten und reden von einem Staat, in dem der Sozialismus Gestalt gewinnen soll. Welcher Sozialismus denn? Doch nur der, den sie in ihren Träumen zurechtgebraut haben. Die beiden hinter seinem Rükken, was wußten sie von seinen durchwachten Nächten?

Sein Jugendfreund hatte nicht die letzten Monate mitgemacht. Der hatte nicht die Scheltworte gehört, hatte nicht mit knirschenden Zähnen dazustehen brauchen und hören müssen, daß eine Zeit angebrochen sei, in der andere Werte gelten als in der Vergangenheit. Manches zwar, was sie über die Führung der Arbeiterschaft gesagt hatten, hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ein Recht über diese Dinge zu richten aber hatte nur die Arbeiterschaft und sonst niemand. Der Sozialismus war ihre Freude, ihre Hoffnung und auch ihre Not, mit der sie so oder so fertig geworden wären. Aber nicht so, wie es die neuen Herren meinen.

Er dreht sich hastig um und tritt einige Schritte in das Zimmer zurück. Der Lichtkreis der Lampe läßt sein Ge-

sicht im Schatten und doch sehen der Pfarrer und Fritz Günther den fahlen Schein einer Bläſſe über dem Antlitz liegen. Mit harter, aus der Not des Herzens kommender Stimme ſpricht er:

„Meine Gegnerſchaft zum neuen Deutſchland liegt jenſeits deſſen, was wir in Worten auszudrücken vermögen. Ein Wort finde ich nur, das etwas von dem mitteilt, was mich bewegt: Haß! Jawohl, ich haſſe das neue Deutſchland."

In der Stille des Pfarrhauſes bricht ein übervolles Herz auf. Das ſpüren beide. Was der Eifernde gegen den Nationalſozialismus ſagt, kommt tief aus dem Innerſten und iſt nicht beſtimmt von Äußerlichkeiten und kleinlichen Erlebniſſen.

Ein tiefes Schweigen legt ſich zwiſchen ſie. Karl iſt wieder an das Fenſter zurückgetreten. Die beiden anderen ſehen ſich fragend an. Keiner von ihnen weiß ein Wort, das über dieſe Not hinweghilft. Fritz ſieht ſich nach dem Freunde um. Er verſucht deſſen Haß nachzufühlen. Er kann es nicht. Es fallen ihm Karls eigene Worte ein, die er über ſein Soldatwerden geſagt hat. Ein anderer Menſch ſei er damals geworden. Ja, und heute? begehrt es in Fritz Günther auf. Es will ihm ſcheinen, daß Karl Stuten noch einmal die Haare geſchnitten werden müſſen.

Der Pfarrer möchte dem Manne in ſeiner Not helfen. Begreifen kann er ihn nicht. Die Begegnung im Walde ſteht vor ihm. Auch da war in dem Mann das gleiche Aufbegehren. Sind an ihm die Worte, die er im Walde geſagt hatte, vorbeigegangen wie der Oſtwind an den Wipfeln der Bäume? Als Frontſoldat hätte er ſie beſſer

verstehen müssen als der andere. Weiter sucht er nach der Wurzel des Hasses, zuckt mit der Schulter, findet sich nicht zu dem Manne heran. Er sucht die Augen Karl Stutens, der hat den Blick gesenkt, sieht auf seine Hände. Ihm kommt die Frage: Welche Liebe muß in diesem deutschen Arbeiter zertreten worden sein, daß er heute eines solchen Hasses fähig ist?

Er sucht bei Fritz Günther ein Begreifen. Der steckt sich umständlich eine neue Zigarre an. Der Pfarrer hofft, daß Fritz Günther die Aussprache weitertreiben wird. In seinem Hause darf der Haß keinen Raum finden. Er steht auf, geht zu dem Zornigen, legt die Hand auf seine Schulter:

„Sie werden wohl kaum von uns fordern, daß wir uns Ihrer Meinung anschließen. Doch kommen Sie bitte an unseren Tisch zurück. Es läßt sich besser über alles reden, und da Ihr . . .", er bekommt das Wort Haß nicht über die Lippen, . . . „Ihre Stellung dem Nationalsozialismus gegenüber eine Erwiderung fordert, ich als Bürger für Sie keine Stimme bin, so hoffe ich, daß Ihnen Ihr Freund etwas zu sagen hat."

Fritz Günther zieht an seiner Zigarre, die keine rechte Luft hat. Und das ist gut, es hilft über die Peinlichkeit der Minuten hinweg. Er denkt noch immer an den Barbier vor zwanzig Jahren. Könnte er doch wie jener mit der einfachen, aber sinnvollen Methode des Schermessers dem Freund den Haß austreiben.

Der Widerstand der Zigarre ist überwunden. Eine dichte Rauchwolke legt sich um ihn. Er zuckt mit der Schulter, weiß nicht, wie er die Bitte des Pfarrers erfüllen soll. Der glaubt, sie noch einmal stellen zu müssen:

„Nun, Herr Günther, welche Erwiderung haben Sie für Ihren Freund?“

„Eigentlich keine, denn über den Nationalsozialismus kann ich nicht sprechen!“

Er muß erst noch einen Zug tun, ehe er weiterspricht. Er sieht dabei Karl Stuten etwas von unten an. Dessen Gesicht ist spitz und hart, er hat sich im Sessel zurückgelehnt und starrt auf die Decke. Über dieses Gesicht hinweg spricht er nun:

„Ich möchte ihn nur daran erinnern, was gewesen ist, als er Soldat werden mußte.“

Karl Stuten richtet sich plötzlich in seinem Sessel auf. Seine harten Augen sehen Fritz Günther an:

„Wie meinst du das?“

„Zunächst bleibe ruhig sitzen. Ich meine, daß man dir die gekränkten Locken noch einmal abschneiden müßte.“

„Wie kannst du so reden! Du hast nicht die letzten Monate mitzumachen brauchen.“

„Wenn das auch nicht, so maße ich mir doch als Freund an, so zu dir zu sprechen. Denn es ist deiner Sache nicht würdig, hier in diesem stillen Pfarrhaus eine schlechte Tragödie vom betrogenen Bräutigam zu spielen. Wer die Braut nicht halten kann, ist ihrer nicht wert, mein Lieber. Der starke Mann war vorher am Platz, nicht jetzt und vor allem nicht hier.“

Karl Stuten läßt sich wieder in seinen Sessel zurückfallen. Müde schließt er die Augen. Also auch der Freund begreift ihn nicht. Fritz Günther sucht weiter, wie er seinem Freund aus der Verbohrtheit helfen könne. Er denkt an seinen langen Weg durch die Welt der Proletarier aller Länder. Er schüttelt den Kopf. Gut, noch ein-

mal will er versuchen, dem Freunde in seiner Not nahezukommen und will von dem Deutschland reden, aus dem er sich nicht herauszuwünschen braucht: „Gewiß", beginnt er, „von den letzten Monaten in Deutschland kann ich nicht sprechen, um so mehr aber von der Welt, in die du hinein möchtest. Doch das hilft uns im Augenblick nicht weiter. Ich werde also davon reden, wie in mir die Sehnsucht nach Deutschland übermächtig geworden ist.

Ich meine, wenn ein Mensch den anderen überzeugen will, kann er nur erzählen, wie es ihm ergangen ist, alles andere muß er dann gehen lassen. Das ist wohl nicht anders. Ich habe also zuletzt irgendwo in der Sowjetunion gearbeitet, habe da jeden Tag Traktoren in Ordnung gebracht. Gewiß, das ist weit vom Schuß und weit von Deutschland. Die deutschen Dinge sind fern, man hört, über Deutschland soll die Hakenkreuzfahne wehen, darunter kann ich mir nichts vorstellen. Ist auch nicht wichtig, aber mit einemmal ist man bange und erkennt, daß man ein Deutscher ist und nicht dabei ist, da in Deutschland etwas beginnt, was mehr sein muß als Parteizank und hohles Gerede. Und dann ist da noch etwas anderes, das sind die fremden Worte und Laute. Die lassen die Sehnsucht nach einem deutschen Wort groß werden. Ich bin der Genosse Radiomann, und ist dann die Musik aus Moskau zu Ende und bin ich allein, taste ich alle Wellen ab, bis ich den deutschen Laut habe und dann, der Verstand kann es kaum begreifen, sind die Berichte über die Neuordnung in Deutschland da."

Karl Stuten richtet sich in seinem Sessel auf, er will etwas einwenden. Fritz Günther läßt ihn nicht dazu kommen.

„Schweig, ich weiß, du willst sagen, was ich gehört habe, war für den Hörer zurechtgemacht. Ob das zutrifft oder nicht, ist gleichgültig. Aber, und da magst du mir selbst die Antwort geben, sind wir nicht selber zwanzig und unsere Väter nochmal soviel Jahre lang von unseren sogenannten Führern zurechtgemacht worden? Oder willst du bestreiten, daß diese für uns gedacht haben und uns die Parolen und Proteste in den Mund legten? Wenn je Menschen zurechtgemacht worden sind, dann sind es die deutschen Arbeiter."

Er schweigt, muß erst wieder seine Zigarre in die rechte Glut bringen. Wieder legt er eine Wolke um sich:

„Zu mir durch den Äther kamen die Worte vom deutschen Beginn. Ich fühlte das Deutsche in ihnen. Denn es waren nicht nur deutsche Laute, sondern sie wurden auch von deutschen Menschen gesprochen. Und das magst du vielleicht nicht verstehen: draußen in der Welt wird man hellhörig, ob ein Deutscher oder ein Fremder die deutsche Sprache für seine Gedanken benutzt.

Und nun hör weiter, wie es mir ergangen ist. In mir ist von dieser Zeit an der Hunger nach den deutschen Worten und Menschen nicht mehr still geworden. Dann mochten die sogenannten Demokratien tausendmal ihren verleumderischen Nachttopf ausgießen. Ich spürte den lügenden Neid und Haß, die ohnmächtige Wut darüber, daß die Deutschen ihre Dinge gegen den Willen der kapitalistischen Mächte zwingen, und wurde um so hellhöriger."

Die Zigarre will nicht brennen. Fritz Günther legt sie weg, sie stört nur. Der Pfarrer hat seinen Sessel zurückgeschoben. Er sitzt im Schatten des Lampenschirms. Fritz

Günther hat ihn vergessen, er sieht nur noch den Freund und spricht auch nur zu ihm:

„An diesen deutschen Worten bin ich selber wach geworden, und wenn ich dann Zeit hatte, über mich und uns Deutsche an den Werkbänken des internationalen Sozialismus nachzudenken, dann hat mich das Ergebnis fast wie mit Peitschen nach Deutschland getrieben. Und was mir damals klar geworden ist, magst auch du heute bedenken. Da stehen wir als Sozialisten an den Maschinen und freuen uns, wenn uns eine Arbeit gelungen ist. Wir können uns dabei ganz tief in sie verlieren und verbeißen und alles um uns vergessen. Du weißt selbst, das können wir, und dann, mit einemmal steht die fertige Arbeit vor uns. So schnell ist sie uns von den Händen gegangen, daß wir selbst nicht wissen, wie es gekommen ist. Darauf gibt es nur die eine Antwort: weil wir in der Arbeit gelebt haben.

Darüber freuen wir uns. Aber die Menschen um uns, mit denen wir zusammen arbeiten, unsere internationalen Klassengenossen, verstehen unsere Freude nicht. Die sind zornig auf uns. Wir sind ihnen keine Genossen mehr, sondern nur Deutsche, die alles besser können und die mit ihrer Fertigkeit immer mehr zu schnellerer Arbeit treiben. Und vieles andere wird uns noch in die Schuhe geschoben.

Wir wissen von alledem nichts, denn nie würden wir über unsere internationalen Klassengenossen solche bösen Worte sagen, das ist unsere Stärke und unsere Torheit zugleich. Denn was können wir dafür, daß wir uns über unsere Arbeit freuen können und die anderen nicht? Das aber darf nach Marx nicht sein. Da es aber nun doch ge-

wesen ist, sind wir keine Klassengenossen mehr, sondern Klassenfeinde. Und dann müssen wir unsere Bündel schnüren und weiterwandern durch den internationalen Sozialismus."

Fritz Günther schweigt einen Augenblick. Die Erinnerung schließt ihm den Mund, dann schlägt er mit der flachen Hand auf sein Knie, als wolle er sagen: das ist vorbei, keine großen Worte mehr darüber. Doch der Freund ist da und will die gleiche Dummheit begehen, die ihn zwanzig Jahre gekostet hat.

„Ja, mein Lieber, all das muß man erlebt haben. Unsere Welt ist das nicht. Der Sozialismus unserer Klassengenossen in der Welt ist ein anderer, das habe ich draußen erfahren. Die denken immer, daß sich durch den Sozialismus die Arbeit vermindern und das Geld vermehren läßt. Und wir in unserem Sozialismus glauben daran, daß sich der Mensch von dem erniedrigenden Druck des Geldwertes befreien wird. Wir suchen in der Arbeit unsere Ehre, die anderen nur Geld. Die sind Bürger, denken in Profit, wir sind Arbeiter, denken in Freude und Leistung.

Ja, hierüber müßte eigentlich mehr gesagt werden, aber was ist damit im Augenblick gewonnen? Neben mir sitzt ein deutscher Arbeiter, der internationaler Sozialist sein möchte. Daß er es zwanzig Jahre gewollt und darum gekämpft hat, ehrt ihn. Daß er heute seinem Sozialismus nicht in Deutschland leben will, wo das Schicksal ihn hingestellt hat, macht seinen ganzen Sozialismus zu einer kleinen spießerhaften Angelegenheit. Und sein Haß und seine Worte sind nicht mehr als eine durchschnittliche Stammtischrede gewesen."

Karl Stuten beugt ſich vor und ſieht Fritz Günther mit grauen, abwehrenden Augen an. Dieſe Bewegung treibt dem Freund das Blut in den Kopf. Seine ſchickſalvolle Wanderung und Wandlung, die Erinnerung an ſeine Erlebniſſe draußen in der weiten Welt, alle dieſe Entwicklungen ſeines Lebens treten ihm in das Bewußtſein und verdichten ſich zu einem harten Unwillen gegen den Widerſpenſtigen:

„Sozialiſt willſt du ſein und redeſt von Haß, jetzt, wo ein ganzes Volk durch einen Arbeiter auf dieſen Weg gezwungen worden iſt und nicht mehr abtreten kann, es ſei denn, daß es ſelber zugrunde gehen will. Da willſt du ausbrechen? Mann! Feldwebel Karl Stuten, ſchäme dich!“

Fritz Günther erinnert ſich plötzlich an die Gegenwart des Gaſtgebers, in deſſen Arbeitszimmer wohl noch nie ſolch harte Worte geſprochen wurden. Er zwingt ſeinen Zorn nieder. Verlegen taſtet er nach der Zigarrenkiſte und kann doch nicht anders als zu ſagen: „Wenn du jetzt noch gehſt, iſt es Fahnenflucht!“

Eine lange, bedrückende Pauſe laſtet auf den Männern. Der Vorwurf der Fahnenflucht ſteht unwiderſprochen zwiſchen ihnen. Fritz Günther iſt es um den Freund leid. Seine Härte reut ihn, aber er hat nicht anders gekonnt. Forſchend ſieht er zu Karl Stuten hinüber. Fritz Günther will ihm eine Brücke bauen. Er denkt: es iſt immer gut, wenn ſich der Menſch einmal richtig das Herz erleichtern kann und ſeinem Zorn die Zügel ſchießen läßt. Und ſo meint er verſöhnend: „Nun, Junge, was haſt du zu antworten?“

Nicht gleich ſpricht Karl Stuten. Er iſt ſich klar ge-

worden, daß er sich in der Begründung seiner Gegnerschaft zum neuen Staat von leidenschaftlichen und unsachlichen Gefühlen hat leiten lassen. Aber das ist nun geschehen. Es läßt sich nicht mehr auslöschen. Mit einer Stimme, in der eine tiefe Traurigkeit liegt, beginnt er:

„Ich habe auf das, was du gesagt hast, nichts zu erwidern. Du magst recht haben, aber den Kern meiner Frage treffen deine Vorwürfe nicht. Ich habe schon davon gesprochen, daß mir die richtigen Worte fehlen. Doch nun bist du wohl nicht böse, wenn ich mich schlafen lege, und auch Sie, Herr Pfarrer, mögen mich entschuldigen, ich bin reichlich müde."

Er steht auf, und ehe die Zurückbleibenden eine Entgegnung oder Bitte aussprechen können, sind sie allein.

Umständlich greift der Pfarrer nach einer Zigarre und ebenso umständlich streicht er Feuer. Sinnend sieht er den Rauchwolken nach. Er sucht hinter all den lauten Worten die stumme Not des Herzens. Zwei Freunde, aus einem gleichen Jugendschicksal in die Welt geworfen, finden nach zwanzig Jahren nicht das verbindende Wort. Das Wort, welches zu einer gemeinsamen Tat zwingt. Und er? Er war Pfarrer. Ihm war das Amt aufgetragen, zwischen die Menschen das Wort der Liebe zu stellen, der Liebe, die die Brücken baut von Mann zu Mann, von Weib zu Weib, und die das große Band knüpft, das alle bindet. Da steht er nun und weiß für die Not der beiden keinen Rat. Nichts weiß er zu sagen. Vielleicht wäre für den einen nur ein befreiendes Wort nötig gewesen. Nicht einmal das hatte er. Auf der Kanzel floß ihm alles so leicht vom Munde. Nun, da das Leben ihn fordert, bleibt er stumm. Vor wenigen

Minuten ist ein Mann mit einem todwunden Herzen aus dem Zimmer gegangen. Wo war da sein Wort?

„Herr Pfarrer, Sie sehen so verloren in sich hinein!"

Erschrocken hebt der Pfarrer den Kopf. Er hat ganz vergessen, daß noch jemand im Zimmer ist. In seinem Sinnieren überhört er Fritz Günthers Frage, sieht ihn verdutzt an und fragt:

„Was sagten Sie?"

Ein Lächeln umspielt Fritz Günthers Mund:

„Ich stellte nur fest."

„Ja, und?"

„Lassen Sie es, Herr Pfarrer, und nehmen Sie den Auszug des Gastes nicht zu tragisch. Was liegt schon an dem einzelnen, auch der wird in den Willen der anderen gezwungen werden. Ich meine —"

„Sie meinen, es komme nicht auf den einzelnen an? Ich bin anderer Ansicht. Für mich ist der einzelne ebensoviel wert wie die große Gesamtheit."

In den Worten des Pfarrers schwingen Töne innerer Erregung. Mit einer unbeteiligten Sachlichkeit antwortet Fritz Günther:

„Nun schön, das ist Ihre Sache und nicht die meine. Dennoch werden Sie sich bescheiden müssen. Ihr Sorgenkind ist nicht mehr zu sprechen. Es lohnt sich also nicht mehr, über diesen Fall zu reden. Richtiger wird sein, wir sprechen von etwas anderem."

Der Pfarrer schüttelt den Kopf und denkt: wie unbeteiligt steht dieser Mann der Not seines Freundes gegenüber. Er kann auch das nicht begreifen. Hart muß die Schule dieser Männer gewesen sein. Nur was gegenwärtig und wirklich ist, kann ihnen etwas sagen.

„Gut", spricht Fritz Günther, „wenn Sie über Karl Stuten noch nachdenken müssen, kann ich Sie nicht hindern. Doch ich habe einen Wunsch."

„Wenn ich den Wunsch erfüllen kann, will ich Ihnen gerne dienen!"

„Zwei Tage bin ich in Deutschland, habe Gesichter gesehen, über denen ein hoffender Schein liegt. Ich möchte etwas von dem Manne lesen, dessen Liebe seit einem Jahr durch dieses Volk geht."

Fritz Günther sieht in den Rauch seiner Zigarre hinein, und da der Pfarrer nicht gleich antwortet, fährt er fort:

„Ich sage nicht, dessen Wille ein Volk ordnet. Mancher behauptet, zu wollen, aber lieben und in dieser Liebe die Menschen mitnehmen, das können nur wenige. Dieser Mann muß von uns Arbeitern viel mehr wissen als uns selber aufgegangen ist. Er muß das Bild unserer Sehnsucht kennen, das sich uns in unseren Mietskasernen, im wirren Tanz unserer Not und in den Fabriken geformt hat. Nicht nur die Enge der Steine ist es gewesen oder die Arbeit in der Fabrik, sondern auch der Mangel jeglicher Liebe. Nur Haß und Neid, nichts anderes schrie durch die Räume. Bebel, der mit seinen hellen Augen von der Not dieser Liebe wußte, war tot. An seine Stelle setzten sich fett und behäbig die Stampfer, Kautsky, Rosenfeld und wie sie alle heißen, und redeten die Sehnsucht nach Liebe häßlich, machten sie schal und dumm. Eine Heimat für die Liebe gebe es nicht, so floß es durch die Druckerschwärze in unsere Hirne. In tausend Büchern und Zeitungen ist verkündet worden, daß die Liebe zum Menschen, zur Heimat, zum Volk Torheit, daß unser

Herz nur eine Blutpumpe sei. Schon der bloße Wunsch nach dieser Liebe entehre den klassenbewußten Arbeiter, so lehrten uns unsere Verführer."

Der Pfarrer ist durch Fritz Günthers Worte in eine Welt geführt worden, von der er nichts gewußt hat. Er hatte die Liebe und Heimat in und um sich. Diese Menschen aber, die das Geschick in sein Haus führte, hatten ohne Liebe und ohne Heimat gelebt. Dieser Mann ihm gegenüber hatte in der Suche nach Liebe sogar die ganze Welt durchwandert. Kaum zwei Tage ist er wieder in Deutschland, schon spricht er davon, daß er Menschen gesehen habe, über denen der Schein einer großen Liebeshoffnung, ja einer festen Gewißheit gelegen habe.

Fritz Günther tastet sich durch den Rauch, den er um sich gelegt hat, und spricht in die Gedanken des Pfarrers hinein:

„Der Verstand hat die Drohung mit der Dummheit hingenommen, aber nicht das Herz. Ja, und nun möchte ich etwas von dem Manne lesen, der sein Herz so vor sich her trägt, daß auch wir Arbeiter das unsere erkennen können und es nicht mehr dumm finden. Dort finden Sie die Wurzel des Hasses, den mein Freund mit sich trägt. Er dünkt sich klug und steht doch der Braut dumm gegenüber, weil er nicht glauben kann, daß ihm ihre Liebe gilt."

Der Pfarrer kann zu dieser Bitte nur stumm nicken. Er geht an seinen Bücherschrank, nimmt das Buch des Mannes, von dem der deutsche Arbeiter neben ihm gesagt hat, daß er sein Herz vor sich hertrage. Er denkt dabei: welch seltsame Deutung findet dieser Mensch für den Kampf des Mannes, der zum Vorbild für ein ganzes Volk geworden ist! Ohne ein Wort reicht er Fritz

Günther das Buch. Der nimmt es mit einem dankbaren Blick, blättert darin, bleibt an einem Wort hängen und liest weiter.

Der Pfarrer bleibt noch einen Augenblick in der Mitte des Zimmers stehen. Er findet keine Antwort auf all das, was der Tag gebracht hat. Er wagt es nicht, den lesenden Fritz Günther mit einer Frage zu stören, und so setzt er sich an seinen Arbeitstisch.

Suchende Stille ist über beiden. Die Welt da draußen kann ihnen nichts antun. Der eine folgt dem Weg des Mannes, den er begreifen will, der andere treibt Geschichtsstudien, er forscht Generationen zurück, in denen sich auch Menschen aus Chaos und Erniedrigung emporgekämpft haben.

Und so geht die Zeit langsam ihren Weg. Es mag eine Stunde verflossen sein. Der Pfarrer sieht von seiner Arbeit auf. Er hat eine seltsame Bibelstunde erlebt. In einem Wochenbericht eines seiner Amtsvorgänger hat er sie gelesen.

Fritz Günther wendet ein Blatt in seinem Buch. Leise knistert das Papier. Der Pfarrer sieht von seiner Arbeit auf zum lesenden Fritz Günther herüber. Und denkt: nun lebt der den Weg Adolf Hitlers nach. Seltsam die Stunde. Er wendet sich wieder seiner Arbeit zu. Vor ihm steht ein Kreuz. Lange betrachtet er das Opfer des Menschensohnes, das darin symbolisch sein Bild gefunden hat. Das Opfer, das nicht nach Lohn und Dank fragt, sondern einfach da ist, weil es sein muß, damit das Leben der anderen weitergehen kann. Wie der Soldat vor zwanzig Jahren es getan hat. Ebenso wie der am Kreuz lächelte der Soldat über Lohn und Dank, mit dem der

Bürger sich vor dem höchsten Opfer entschuldigte und rückversicherte: Der Dank des Vaterlandes ist euch gewiß. Nichts ist gewiß, und wird auch nicht gefordert, trotzt es in dem Pfarrer auf. Es gibt kein Wenn und Dann, kein Tauschgeschäft mit Gott, nur ein Treueverhältnis, das wir Glauben nennen. Dieser Glaube ist unabhängig von der Gottesvorstellung, ja vom Gottesbegriff. Die Sinnesart ist entscheidend. Dem Pfarrer wird seltsam froh ums Herz. Gott ist immer Gott. Auf die Sinnesart kommt es an, ist es stets angekommen. Immer schon haben sich die Menschen rechten Sinnes gefunden und haben das getan, was notwendig war. Er muß den lesenden Fritz Günther ansehen und denken: auch da sitzt ein Mann, der rechten Sinnes ist. Sein Blick wandert zurück zum Kreuz und zu dem vor ihm liegenden Wochenbericht. Auch da ist es so gewesen, daß sich die Menschen des rechten Sinnes zusammengefunden hatten. Er hört leichte Schritte sich der Tür nähern. Es ist seine Schwester. Sie will ihm gute Nacht sagen und stellt ihm eine kleine Kanne Kaffee hin. Dazu sagt sie: „Bitte heute nicht so lange, denn dies und das ist morgen noch zu richten." So ist es alle Abende. Er wartet, bis die Tür leise aufgeht, damit die Tante nicht aufwacht, und ebenso behutsam wieder zugemacht wird. Dann klingt, leise wie die Kinderglocken in Wiesbaden, der Zuckerlöffel gegen die Zuckerschale und die Schwester steht neben ihm, setzt das Kaffeegeschirr vor dem Bruder zurecht. Das geschieht alles so, wie es alle Abende ist. Daran merkt er, daß die Schwester den Gast nicht bemerkt hat.

Ein gutmütiges Lächeln steigt in das Gesicht des Pfarrers. Er steht auf und führt sie an den Tisch zu Fritz

Günther. Der hat das Buch aus der Hand gelegt. Freude ist in seinen Augen, weil er die Schwester in ihrer Sorge um den Bruder noch einmal sieht. Es ist so unendlich lange her, daß er Menschen in einem solchen Frieden gesehen hat.

Der Pfarrer drückt die Schwester, die ihn mit großen fragenden Augen ansieht, in den Sessel. Da eben heute doch alles anders ist, mag der Abend auch anders schließen. Er geht an den Schrank, nimmt das feine klingende Meißner Porzellan heraus, das nur dann genommen wird, wenn der Festtag groß ist oder sich ein besonders geschätzter Gast eingefunden hat. Eine Tasse ist dabei, um die lebt die Schwester bei solchen Gelegenheiten immer in Sorge. Das ist die Tasse, aus der der Alte Fritz getrunken hat, wenn er dem im Kirchspiel des Bruders amtierenden Pfarrer einen Besuch gemacht hat.

Des Pfarrers Schwester ist allem Tun des Bruders mit den Augen gefolgt. Endlich ist er fertig und setzt sich zu ihnen. Er will den Kaffee eingießen, aber da bekommt er von der Schwester einen leichten Schlag auf die Hand:

„Das ist mein Amt!" sagt sie.

Er lacht über die Zurechtweisung. Das stört sie nicht. Sie waltet in hausfraulicher Sorge ihres Amtes. Sie läßt sich nichts merken, und doch sehen die beiden in ihren Augen das Brennen der Frage, was das alles soll, und was mit dem Gast des Bruders ist. Auch Fritz Günther glaubt in ihren Augen richtig zu lesen, will aber dem Pfarrer das erste Wort lassen. Der nimmt sich eine neue Zigarre. Auch Fritz Günther weiß im Augenblick nichts anderes zu tun. Über die Stirn der Schwester geht eine leichte Wolke. Endlich macht der Pfarrer den Mund

auf, als wollte er ſprechen. Die Zigarre hat noch keinen rechten Zug und ſo unterbleibt es. Aber dann fallen ſeine erſten Worte; ſie ſind wie die erfriſchenden Regentropfen eines wohltuenden Sommerregens.

„Trink, kleine Waldtraut", ſagt er, da ſie die Taſſe des Alten Fritz ſchützend für ſich genommen hat, „dem Alten Fritz iſt die Taſſe auch nicht zerbrochen, als er ſich mit dem damaligen Pfarrer geſtritten hat."

Er lacht ihr zu und ſieht zu Fritz Günther hinüber: „Sei nett, tu unſerem Gaſt die Ehre an, eine Taſſe Kaffee mit uns zur Nacht zu trinken."

Die Schweſter nickt Fritz Günther freundlich zu, reicht ihm die Hand und ein feſter Druck teilt ihm ihre Freude mit. Doch das mit dem Amtsbruder, der mit dem Alten Fritz geſtritten haben ſoll, will ihr nicht aus dem Kopf. Sie fragt den Bruder:

„Was erzählſt du da, wer hat es wagen dürfen, mit dem Großen Friedrich zu ſtreiten?"

„Oho, das ſage nicht", antwortet der Bruder ſtreitluſtig: „Von einem rechten Mann hat er ſchon ein rechtes Wort gelten laſſen. Mein damaliger hochverehrter Vorgänger in dieſem Amt und Haus war ein ſolcher Mann. In ſeinem Wochenbericht ſchreibt er darüber. Juſt eben habe ich ihn geleſen. Er erzählt darin, wie er ſeinem König das Wort Gottes nahegebracht hat. Es ſind dies keine Worte aus der Bibel geweſen, kein ſanftes Geſäuſel und er hat ſich die Lippen nicht dabei zerbiſſen, ſondern ſo mit ſeinem König geſprochen, wie es die Stunde gab."

Leicht und klingend ſchlägt die Uhr auf dem Bücherbord zehnmal an. Mit ihrem dumpfen, ſchütternden Baß

kommt die Kirchenuhr nach. Als der letzte Schlag verhallt ist, spricht der Pfarrer weiter:

„Es war nicht so, wie es heute oft geschieht, wo Worte den Glauben an Gott vortäuschen."

„Rede nicht so über deinen Stand", unterbricht ihn ernst die Schwester.

„Ach was" zürnt er, „mein Stand ist nicht mehr ein Stand im Vortun und Vorleben, er ist nicht selten in die Niedrigkeit der Krämerseele gesunken, redet sich und dem Menschen zum Munde und gibt nicht Gott die Ehre, sondern buhlt um Ruhe und Frieden."

„Walter!" Nun ist der Zorn bei ihr. Der Pfarrer winkt mit der Hand ab, als wolle er sagen, daß dies kein Thema für den Abend sei. Fritz Günther hat keine Beziehung zu dem, was der Pfarrer über seinen Stand gesagt hat. Er denkt an die Bibelstunde des Großen Fritz, der auch für ihn ein leuchtendes Beispiel ist, genau wie für seinen Vater. Er kennt die Stellung des großen Preußenkönigs zur Religion und kann sich keine Bibelstunde vorstellen, an der Friedrich teilgenommen haben soll.

Der Pfarrer hebt seine zierliche Meißner Tasse, um einen Schluck zu nehmen, nicht weil er Durst hat, sondern um mit dem Zorn über seinen Stand fertig zu werden und auch den Anfang des Gespräches anzuknüpfen. Er sieht Fritz Günther an und beginnt:

„Ich hoffe, daß es Ihnen recht ist, wenn wir über die Gespräche meines Amtsvorgängers mit dem Alten Fritz plaudern?"

„Doch, ich brenne darauf, ich kann es mir ebenfalls nicht vorstellen."

Der Pfarrer lacht, er hat den Ärger vergessen und ist wieder bei dem, was er vor wenigen Minuten gelesen hat. Er blickt in die erwartungsvollen Gesichter der beiden und hat seine heimliche Freude. Die werden von dieser seltsamen Bibelstunde ebenso überrascht sein, wie er es auch gewesen ist. Die Schwester und auch Fritz Günther sehen auf seinen Mund. Er steht auf, geht an den Schreibtisch, holt eine vergilbte Mappe:

„Es wird das beste sein, wenn ich meinen damaligen Amtsvorgänger selber zu uns sprechen lasse und seinen Bericht vorlese."

Wieder setzt er sich zu den beiden. Die Schwester rückt ihm die Stehlampe in den Rücken, damit er besser sehen kann, und dann beginnt er vorzulesen:

„Da ist der König wieder einmal bei mir zu Gast. Nachdem sein leiblicher Hunger gestillt ist – ich habe ihn gern bewirtet, ist er doch mein König –, will die Seele auch was haben. Wie ich ihn kenne, hat er ein männlich kluges Wort gern. Nun, denke ich, auch da sollst du das rechte Habermus bekommen. Ich warte auf das erste Wort des Königs, um ihm Rede und Antwort stehen zu können.

Er beginnt und setzt mir einige von seinen französischen Weisheiten vor. Ich sehe an seinen Augen, wie er heimlich in sich hineinlacht. Denkt er doch, so will's mir scheinen, daß die mir vorgelegten Nüsse meinen alten Zähnen zu hart sind. Ich denke, red' er nur, es gibt einen König von Preußen, der hat wahrlich so manche harte Nuß geknackt. Es gibt aber auch einen Pastor im Kirchspiel, der in seinem Amte nicht weniger harte Aufgaben zu lösen hat. Wie der König nun so denkt, da ich ein wenig mein Kinn dumm mit offenem Munde vorschiebe, die

Zeit für Ziethen sei da, läßt er die Kavallerie zur Attacke reiten und all die Tierlein in Noahs Arche spazieren und meint dann:

‚Na, glaubt Er immer noch, daß die alle Platz gehabt haben?‘

Da sage ich und schiebe mein Kinn ein wenig dümmer vor:

‚Das ist so ein eigen Ding, Majestät, aber,‘ und dabei lacht es in meinen Augen, ‚die Wanzen und Flöhe haben Majestät vergessen.‘

‚Wieso?‘ fragt er. ‚Nun‘ sage ich, ‚für die Ochsen und Kälber mag dies ja alles knapp gewesen sein, aber für die Wanzen und Flöhe hat es dafür weniger Not gegeben.‘

‚Ja, aber was meint Er damit?‘

Nun ist es an ihm, das Kinn nach vorn zu schieben.

‚Och – Majestät‘, sage ich, ‚ich meine, wenn die der Noah vergessen hätte und gar noch die Läuse, dann würde so manche Dreckſau ihr Hemd so lange tragen, bis die Fetzen nicht mehr beieinander sind und aus mancher Stube könnte der Bauer ein Fuder Mist rausfahren. So aber weiß der Herrgott, die Sache ist in Ordnung, da braucht der Preußenkönig keine Zeit darüber zu verlieren. Das machen die Wanzen und Flöhe viel besser, die zwicken und zwacken und beißen, daß es eine Freude ist und da, wo der Geist willig ist, aber das Fleisch schwach, helfen die kleinen Biester nach.‘

Der König sieht mich eine kurze Weile an und sagt dann:

‚Er schlägt eine gute Klinge.‘

Dabei schiebt er sich eine Prise Tabak in die Nase, hält mir auch die Dose hin, noch im Schneuzen antworte ich:

‚Zu viel Ehre, Majestät, das steht alles in der Bibel.‘

‚So? In der Bibel?‘ meint er nun und dabei sieht er auf die Spitzen seiner Stiefel. Langsam kommt er mit seinen grauen Augen wieder hoch. Ich denk, der gibt sich noch nicht zufrieden. Kaum gedacht, da hat er schon angefangen zu sprechen:

‚Die Bibel scheint in seiner Hand gut aufbewahrt zu sein, aber‘, und es geistert der Teufel um seinen Mund, ‚was sagt Er dazu? — —‘ Und da schmeißt er mir eine von den vermaledeiten Landsknechtsreden vor die Beine. Oho, denke ich, du möchtest das Wort Gottes preußischer hören. Ich halte mit der Antwort noch einen Stecken zurück, und schon haut er mir noch eine solche Rede auf meinen Tisch und rekelt sich daran, wie ein Teufelskotzen von Landsknecht. Ich merke, wie er sich in der Rolle des randalierenden Landsknechts nicht wohl fühlt. Weiß der Teufel, ob er meint, nicht anders mit mir fertig zu werden? Ich springe auf, meine Zeit ist da. Geb meiner Stimme den ganzen heiligen Zorn, den ich in meinem frohen Herzen haben kann, und:

‚Majestät!‘ sage ich. ‚Mein Haus ist keine Hurenschenke und mein Tisch kein Kalbsfell. Auch dem König von Preußen ist nicht das Recht gegeben, in meinem Hause solche Reden zu führen.‘

Und dann lege ich alle Ehrfurcht vor meinem König auf meine linke Seite, da wo das Herz schlägt, und sage weiter:

‚Noch ein solch Wort! Majestät, das soll die Liebe zu meinem König sein, die mich jetzt davor zurückhält, was ich mit jedem anderen Kerl schon längst getan hätte.‘

Noch im Sitzen unterbricht er mich mit seinen harten

Augen. Steht auf und kommt ganz nahe zu mir heran, auf seinen Stock gestützt, und mit lauerndem Blick von unten fragt er:

‚Nun, was hätt' Er mit diesem Kerl gemacht?'

Sein Blick zwingt mich Haltung anzunehmen und ich antworte:

‚Am Kragen genommen und ihn vor die Tür in den Straßengraben gesetzt.'

‚Und mit seinem König?'

‚Wenn die Liebe und Ehrfurcht, die ich Majestät schulde und gesetzt habe, mich in meinem Hause nicht schützt, dann tue ich dasselbe.'

Dabei sehe ich ihn an, als lasse sich von dem Gesagten kein I-Tüpfelchen abdingen. Über einen Kopf größer bin ich und die Breite meiner Schultern sind für ihn ein gutes Versteck.

Eine kurze Kehrtwendung macht er. Mit langen Schritten durchmißt er meine Stube. Hart stößt er dabei mit seinem Stock auf. Am Ofen, mir gegenüber, bleibt er stehen.

‚Wo hat Er die Courage her, das seinem König zu sagen?'

‚Von Gott, zu dem ich frohen Herzens Vater sage. Vorgelebt von Martin Luther und den Grenadieren Seiner Majestät in der Schlacht von Leuthen.'

Der König bleibt mit dem Blick aus dem Fenster stehen und als horche er weit in Zeit und Raum zurück, neigt er den Kopf. Und mir will scheinen, als horche er auf eine ferne Musik. Sein Blick ist in die Weite gerichtet. Mit diesen schauenden Augen sagt er: ‚Sprech Er mir vor, was die Grenadiere damals sangen.'

Ich kann nicht anders, ich muß Haltung annehmen. Meine Schritte knallen wie Schüsse in die Stille, ich spreche:

‚Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret;
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald, zu der Zeit, da ich's soll,
Und wenn ich's tu, so gib, daß es gerate wohl.'

Der König sieht lange auf mein blessiertes Gesicht und dann:

‚War Er dabei?'

‚Jawohl, Majestät!'

‚Und heute?'

‚Habe ich das getan, wozu der Befehl meines höchsten Herrn mich in meinem Stande geführt hat.'

‚Dann geh' Er auch an's Spinett und spiel Er!'

Mir verschlägt's die Stimme. Ich geh' an das Instrument, und wie damals im langsamen Marschtakt, gehen meine Finger über die Tasten. Die letzten Akkorde sind verklungen. Ich wage mich nicht umzusehen, still ist es in meinem Rücken, was mag der König denken? Die Gegenwart versinkt. Ich bin wieder dabei, wie wir am eisgrauen Morgen des 5. Dezembers 1757 gegen den Befehl des Königs singend mit den Worten: ‚Gib, daß ich tu mit Fleiß — —' in die Schlacht gingen. Immer noch schweigt der König und ich denke daran, daß kein Mensch weiß, von wo das Lied, von niemandem befohlen, aufgebrochen ist, es 32000 erfaßt und singend durch den Tod hindurchgetragen haben, wie die Stimme brausender Wasser im Gebirge.

Gewaltig der Chor der Sänger von Brandenburg. Urgewalt brechender Feuer aus der Erde, muß ich ver-

gleichend denken, aber so mächtig, siegend und groß ist noch nie ein Gesang über die Erde gegangen.

‚Komm, trink Er mit mir', höre ich die Stimme des Königs. Als ich ihm gegenüber sitze, kommen mir die Gedanken, wie sonderbar Gott unsere Worte führt. Der König nimmt zum zweitenmal das Glas.

‚Trinken wir, daß Preußen immer solche Soldaten haben möge – und', dabei blitzt der Schalk in seinen Augen, er schnalzt mit der Zunge: ‚Mir scheint, der Pastor ist nicht nur klug in seinen Büchern, Er weiß auch einen guten Wein zu machen.'

‚Zu viel Ehre, Majestät. Auch dies hab' ich aus der Bibel. Möchte meinem Herrn und Meister, wenn er bei mir einmal zu Gaste ist, nicht antun, daß er ein saures Gesicht machen muß ob meines schlechten Weines. Er hatte eine feine Zunge, damals auf der Hochzeit zu Kana.'

‚Genug, Pastor!' unterbricht mich lachend der König und dann horcht er noch einmal in die längst vergangenen Tage und spricht: ‚Weiß Er, was ich damals zu Ziethen gesagt habe?'

‚Man spricht, Majestät haben Ziethen gefragt: Glaubt Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?'

‚Ja – das habe ich gesagt und die Frage, ob das Singen verboten werden solle, habe ich verneint. Ja, und heute reitet mich ein Pastor in der Bataille nieder. Gut so, bleib Er so!'

Er sieht mich lange an, nimmt grüßend, so hoch ehrt er mich, den Hut ab:

‚Ich brauche auch solche Pastoren!' und geht.

Ehe ich recht weiß, was geschehen ist, was er von mir

fordert und welche Ehre er mir angetan hat, ich vor die Haustüre trete, um auch meinerseits ihm die Ehre zu geben, die ihm gebührt, ist er schon auf und davon. Von Ferne höre ich das Klappern seines Wagens." –

Der Pfarrer Wilmarius legt den Wochenbericht seines Vorgängers aus der Hand. Das war die Bibelstunde mit dem Großen Friedrich, will er sagen. Er unterläßt es. Seine beiden Zuhörer haben ihre eigenen Gedanken, die will er nicht stören.

Über dem Gesicht der Schwester liegt eine stille Freude. Sie denkt daran, daß der Alte Fritz gesagt hat, er brauche solche Pastoren. Der Bruder ist ein Mann von dieser Art. Und Fritz Günther marschiert im Takt der Worte: „Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret." Er kennt die Melodie nicht, mag sein, daß er das Lied in seiner Schulzeit gesungen hat. Er kann sich nicht daran erinnern.

Doch was jetzt geschieht, ist wider alle Nachtruhe des Hauses. Es mußte aber wohl so kommen. Die Schwester hat den Bruder lange angesehen. Dann sind ihr ein paar Melodietakte über den Mund gekommen. Der Pfarrer vergißt im Zuhören, daß es Nacht ist und daß die Tante schläft. Er steht auf, umständlich klopft er in Gedanken die Asche seiner Zigarre ab, läßt sie aber dann auf dem Aschenbecher liegen. Er schiebt die Verbindungstür zum Nebenzimmer auf. Die Lampe der Plauderecke wirft einen langen, milden Schein über den Flügel. Der Pfarrer setzt sich daran. Und langsam, im Marschtakt, so wie wohl auch sein Vorgänger vor dem Großen König, spielt er die einfache Melodie, die dieser Stunde höchste Weihe gibt. In schöner Männlichkeit schwebt seine

Stimme darüber. Und stark und fest sind die Worte gesungen:

„Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet!"

In Fritz Günthers Seele bricht bei diesen Worten eine Erkenntnis ein. Gewaltsam und groß wie der Bruch eines Staudammes ist sie. Eine Welt von Begriffen und Meinungen über die Arbeit wird weggespült. Das Pflichtgesetz des echten Sozialismus wird ihm offenbar. Nicht der Kapitalismus, das Geld, ein Diktator geben den Befehl, sondern aus der großen Ordnung aller Dinge kommt der Auftrag. Von der Arbeit fällt Fluch und Fron, Sünde und Niedrigkeit, sie wird Dienst am Ganzen. Und das Ganze wird zum Bild einer Maschine, in der jeder als Zahnrad werkt und wirkt, ebenso wichtig und wert wie alles Gestänge, wie Hebel, Schwungrad und Kolben.

Weiter tönt das Lied, der Marschtakt preußischer Grenadiere, der Sänger von Leuthen und nimmt der Arbeit ihren Fluch. Was ist das für eine erbärmliche Welt, die sich vor der Arbeit schämt und die Menschen durch sie erniedrigen will, den Menschen nach seinem Besitz und nicht nach der Leistung in seinem Stande wertet? Dann führt klar und unmißverständlich das Wort des Liedes Fritz Günther wieder dahin zurück, wo er am Nachmittag im Angesicht des Bauern gesagt hat:

„Der hat seinen Weg und Sinn, wüßten wir Arbeiter ihn doch auch!" Er fühlt, daß diese Stunde jener anderen gleich ist, in der die Kämpfer von Leuthen im Orkan der ersten Schüsse sangen:

„Find' sich Gefährlichkeit, so laß mich nicht verzagen,
Gib einen Heldenmut, das Kreuz hilf selber tragen.

Das ist ein Wort aus Fritz Günthers Arbeitswelt. Das ist ein „In-die-Hände-spucken", wenn die Arbeit nicht gehen will, wenn das Arbeitsstück trotzt, die Hände müde werden oder gar die Menschen nicht wollen. Dann erst recht wird der Widerstand des Materials und der Maschine überwunden, der gegebene Auftrag erfüllt.

Mit einemmal steht die Frage vor ihm: Wohin gingen die Soldaten des Großen Friedrich? Was als Frage vor ihm steht, wird Antwort in der gleichen Sekunde. Sie gingen in die Schlacht, wozu der Befehl ihres Standes sie führte. Zwei Stunden später waren viele dieser Sänger tot. Preußen aber war Sieger, aller Übermacht zum Trotz! Und er? Steht auch er in einem Stande gleicher Ehre und Pflicht? Ja, auch sein Stand steht im Pflichtgesetz der Ehre. Und wohin geht er? Nicht mehr aus Deutschland heraus, das ist gewiß. Jetzt hat er seinen Sinn und Weg. War damals der Befehl Preußen, so ist er heute Deutschland!

Lange schon sind die Akkorde des Liedes verklungen. — Tiefe, horchende Stille ist um die drei Menschen dieser Nachtstunde. Fritz Günther hat seinen Auftrag als Arbeiter in Deutschland gefunden.

In dieser frohen Gewißheit steht er auf. Still geben sich die drei Menschen die Hand zur Nacht.

Der Freund schläft noch nicht, fragend sind ihre Blicke zueinander gerichtet. Fritz Günther sucht nach einem vermittelnden Wort. Mit etwas steifen Schritten geht er an das Fenster. Noch immer jagt der Wind die Wolken in wilden Fetzen vom Osten nach Westen. Leise, fast flüsternd hört er die Stimme Karls hinter sich:

„Du warst doch in der Sowjetunion?"

Fritz Günther wendet sich um. Er nickt. Karl Stuten sieht über ihn hinweg und ebenso wie vorher spricht er nun:

„Ist dort der Sozialismus unserer Vorstellung Wirklichkeit geworden?"

Fritz Günther zuckt mit den Schultern, und da er nun etwas sagen muß und nicht mit stummen Gebärden mit dem Freunde sprechen kann, so antwortet er:

„Ich glaube, daß es in Rußland nicht um die Verwirklichung unserer Vorstellungen geht, sondern ich glaube, daß die Russen sich selber suchen. Verstehe mich richtig, ich meine, so wie wir uns als Arbeiter und Deutsche suchen und wohl auch endlich finden werden. Auch die Russen drüben wollen Klarheit, Klarheit als Volk; ihre Stellung und ihr Auftrag in einer Welt, die kommen muß! Wo Menschen und Völker anders zueinander stehen als heute!"

Fritz Günther sieht in den Augen Karl Stutens, daß der Freund ihn nicht versteht. So bleibt ihm, der er durch die Welt gezogen ist um mehr, als seinen Hunger zu stillen, nichts andres übrig, als, da ihm die Worte seiner Ahnung und Hoffnung fehlen, resignierend mit den Schultern zu zucken. Karl Stuten fragt nicht mehr. Er fühlt, daß sie beide das, was zwischen ihnen Antwort heischt, heute nicht beantworten können.

Und so geht auch Fritz Günther nun zur Ruhe. Mit einem Händedruck sagen sie sich: „Gute Nacht!"

IV.

Drei Stunden Arbeit sind nicht zu bezahlen!

Der Sturm hat in der Nacht den Himmel über der Mark Brandenburg sauber gefegt. Nun ist Sonnenschein über dem Lande, als wäre es Sommer und nicht Herbst. Am Tage zuvor mußten die Menschen noch die Wintermäntel aus Truhen und Schränken holen.

Die Kirchturmuhr hat schon lange die neunte Stunde geschlagen. Waldtraut, die Schwester des Pfarrers, sieht zum Fenster der kleinen Stube hinauf, in der die Gäste des Bruders wohnen. Hinter dem Fenster ist immer noch nichts zu sehen. Die beiden Freunde müssen einen guten Schlaf haben. Waldtraut befindet sich im Garten und schneidet Küchenkraut. Da schellt die Glocke über der Haustür. Sind es endlich die Männer? Sie hat richtig vermutet.

Beide konnten während der Nacht keinen rechten Schlaf finden. Die Ereignisse des vorigen Tages gaben den Freunden ernsthaften Anlaß zum Nachdenken. Mancherlei quälte sie. Auf viele Fragen fanden sie keine Antwort. So vergingen die besten Nachtstunden. Erst die Morgendämmerung brachte den ersehnten Schlummer, bis die Kirchenuhr mit ihren neun Schlägen sie fast zur gleichen Zeit aufschreckte.

Suchend und verlegen stehen sie nun in der Sonne

vor der Tür. Im Hause hatten sie niemanden angetroffen. Mit frohen Augen kommt die Schwester des Pfarrers aus dem Garten zu ihnen. Ein herzliches „Guten Morgen!“ ist ihr erstes Wort. Mit diesem Gruß nimmt sie den beiden alle Verlegenheit. Munter berichtet sie dann, daß der Bruder in die Stadt fahren mußte. Gegen Mittag wäre er wieder zurück. Auch die Tante sei fortgefahren, zu Verwandten, und sie sei allein und müsse zusehen, wie sie mit den drei Männern fertig werde; denn zum Mittagessen müssen sie auf jeden Fall bleiben. Das ginge nicht anders, sie habe das Essen schon dafür eingerichtet. Und, das habe sie beinahe vergessen, der Morgenkaffee warte.

Mit Händen, die von der Gartenarbeit noch erdig sind, greift sie beiden unter die Arme und führt sie an den gedeckten Frühstückstisch. Gleich werde der Kaffee da sein. Ehe die Freunde recht wissen, wo sie sind, ist sie aus dem Zimmer gesprungen und auch schon mit dem dampfenden Kaffee wieder zurück. Sie empfinden wieder eine tiefe, friedvolle Ruhe, wie gestern, als sie das Haus betraten. Es sind sogar einige Falten aus dem Gesicht Karl Stutens verschwunden. Das ist gut so. Manches Schwere des vergangenen Abends ist von ihm abgefallen und manches läßt sich heute bei Sonnenschein leichter nehmen.

Am Kaffeetisch umschwirrt sie das lustige Plaudern Waldtrauts. Einige zwanzig Jahre wird sie alt sein, denkt Fritz Günther. Kleine Nichtigkeiten ihres Tages sind es, die sie erzählt. So wenig Wert scheinbar alles für die Freunde hat, was sie berichtet, ist doch darin soviel Kraft und Zukunftshoffnung, daß auch die beiden Gäste ihre Freude daran haben. Nicht sie und der Bru-

der sind der Mittelpunkt ihrer Erzählungen, sondern das Dorf und seine Menschen. Sie berichtet von den Bauern, die wieder wissen, für wen und wofür sie ihre Arbeit tun und sich nicht mehr in neidischer und feindlicher Unruhe gegenüberstehen. Mit sicheren Schritten gehen sie über ihre Felder und brauchen das Korn nicht mehr auf dem Halm zu verkaufen. Die Bauern haben wieder den Blick auf die Zukunft ihres Geschlechtes gerichtet und wissen, daß sie wieder rechte Statthalter ihrer Höfe sind. Die Menschen finden sich im Dorf wieder anders zusammen als noch vor Jahr und Tag. Damals stritten sie um Dinge, die weder Boden noch Saat noch Ernte angingen. Heute haben sie Rat und Tat füreinander. Und auch die jungen Menschen freuen sich wieder auf ihre Spinnabende, wo es Freude, Tanz und Spiel gibt und nicht mehr den Streit aller gegen alle wie in der Vergangenheit.

Fritz Günther ist froh und heiter. Drei Tage erst ist er jetzt wieder in Deutschland und diese drei Tage haben ihm ein gläubiges Volk gezeigt. Einen an der Zukunft des Landes schaffenden Willen hat er erlebt, dessen Quell er nicht kennt, wohl auch noch nicht kennen kann. Er sieht das Mädchen an und denkt an den gestrigen Abend. Alles ist so einfach, selbstverständlich und vertrauensvoll und ist ihm Bestätigung der Gemeinschaft, die er zwanzig Jahre gesucht hat. Und wieder fragt er sich: was mag das für ein Lebensstrom sein, der durch den deutschen Menschen fließt?

Das Mädchen schweigt einen Augenblick, ihr Blick fällt auf die Uhr; sie bekommt einen Schreck über die versäumte Zeit. Deutlich steht in ihrem Gesicht eine Bitte

um Hilfe, die sie nicht anzubringen weiß. Unruhig gehen ihre Augen wieder zur Uhr.

„Haben wir Sie von Ihrer Arbeit abgehalten?“ fragt Fritz Günther und liest ihr die Bitte dabei vom Gesicht ab.

„Nein, nein“, stottert sie, aber dann faßt sie sich ein Herz und bittet ohne Umschweife, daß die Freunde ein wenig Holz für sie spalten möchten. Aus dem Dorf bekomme sie jetzt keine Hilfe, da alle bei der Hackfrucht seien. Gern und mit Freuden sind die Freunde dabei, froh, daß sie dem Gastgeber einen kleinen Dienst erweisen können. Noch schnell den Kaffee ausgetrunken und den letzten Happen gegessen und dann bringt sie Waldtraut in den Holzstall. Axt und Säge finden sie in einem guten Zustand und so machen sie sich an die Arbeit. Im frohen Takt reißen sie die Säge über die Kloben und dann spalten sie, nicht wie am Abend vorher Gedanken, sondern Holz. Das vertreibt alle Fragen der Nacht, wie der Sturm die Wolken.

Nach ungefähr zwei Stunden kommt die Schwester des Pfarrers zu ihnen auf den Hof. Sie erschrickt, daß die Männer noch bei der Arbeit sind und einen so großen Haufen Brennholz fertig zerkleinert haben. Sie wirft überrascht die Arme hoch und ruft:

„Genug, genug, halt, halt!“

Die Freunde sehen sich an und lachen. Fritz Günther spricht für sie beide:

„Wir fangen ja erst an!“

„Nein!!“

Das könne sie nun doch nicht dulden. Was würde der Bruder sagen, daß sie ihnen soviel Arbeit aufgebürdet

habe? Wo die Freunde doch nur wenige Tage auf Urlaub seien. Nun müßten sie mit dem Holzspalten aufhören, sie bitte darum. Fritz Günther schüttelt bedauernd den Kopf und meint, das ginge nicht, denn sie hätten sich eine bestimmte Menge Kloben als Ziel gesetzt und das müsse erreicht werden. Schon hebt er das Beil und schlägt mit schwingendem Schlag zu, als sei er ein geübter Holzhacker. Ein bittender Blick von ihr zu Karl Stuten findet dieselbe bedauernde Ablehnung. So muß sie sich bescheiden und mit einem Arm voll Holz in ihre Küche zurückkehren.

Schlag auf Schlag fällt das gespaltene Holz vom Klotz. Die beiden freuen sich ihrer Arbeit. Sie würden sicherlich nicht so froh sein, wenn sie, obgleich mit dem Recht der Erholung, irgendwo faul in der Sonne liegen würden. Mit nackten Armen und freier Brust singt in ihnen die Arbeit ihr Lied. Das macht froh! Aller Streit von gestern ist vergessen.

So geht es eine ganze Weile. Plötzlich hält Fritz Günther inne. Er legt das Beil auf den Klotz. Hinter ihm ist eine Scheune. Von da kommt der ungleiche Takt eines Ölmotors. Er kennt den Stoß und das Brummen dieser Motore, wenn sie verschmutzt sind. Das sind ihm wohlbekannte Geräusche aus der Zeit, als er in Sibirien Traktoren baute. Der Motor hinter ihm ist nicht in Ordnung. Der ist total verdreckt in den Düsen und die Zündung arbeitet ebenfalls nicht richtig. Doch was geht's ihn an? Seine Sorge ist es nicht. Da setzt der Motor mit einem fühlbaren Stoß aus. Fritz Günther spürt ihn deutlich, so nahe muß der Motor hinter der Wand stehen. Noch zwei Kolbenstöße und er steht. Die beiden Männer

sehen sich an und haben denselben Gedanken. Karl Stuten spricht ihn aus:

„Die Kuh des Bauern wird besser instand sein, der wischt er wenn nötig den Hintern, aber dem Motor, glaubt er, schadet der Dreck nichts."

Fritz Günther will antworten, doch der Ruf einer Frau läßt ihn aufhorchen. Wieder ist alles still, dann hören sie einen Mann fluchen, jedoch der Motor kommt nicht in Gang.

Karl Stuten winkt mit der Hand ab, hebt wieder sein Beil und hackt weiter.

Auch Fritz Günther folgt seinem Beispiel. Doch gehen ihre Beile nicht mehr so schwingend durch die Luft. Sie sind mit ihren Gedanken bei den Motoren. In Rußland, denkt Fritz Günther, wäre er jetzt mit gotteslästerlichen Flüchen dazwischengefahren. Er hätte dem Menschen, dem die Maschine anvertraut war, die Faust unter die Nase gehalten, zugeschlagen allerdings nicht, sondern sich mit dem Wissen, daß die Russen die Maschine erst verstehen lernen müssen, sich an die Maschine gemacht, sich durch den Dreck hindurchgearbeitet und sie wieder zum Arbeiten gebracht. Ja, das hätte er getan. Und hier? Sollte der Bauer nicht wissen, wie ein Ölmotor behandelt werden muß?

Karl Stuten denkt: Schweinerei, einen Motor so im Dreck umkommen zu lassen. Er, der selbst an einer großen Maschine arbeitet, kennt jeden Klang und Ton der Räder, und manchmal wollte es ihm scheinen, als wäre die Maschine ein besserer Freund und Kamerad, als es Menschen sein können.

Mit mehr Kraft als nötig haut er seinen Zorn auf das

Holz. Das Beil bleibt im Klotz stecken. Fritz Günther geht es nicht anders, nur mit dem Unterschied, daß bei dem steckengebliebenen Beil auch noch ein russischer Fluch auf dem Holzklotz liegt.

Beide lassen die Beile stecken. Still ist es für einen Augenblick. Sie hören wieder die Frau rufen, ein Mann, vermutlich der Knecht, ruft zurück:

„Soll der Bauer sein Häcksel allein schneiden, ich krieg das Ding auch nicht in Gang."

Der Knecht geht ins Haus. Die Frau in der Scheune bemüht sich allein um den Motor. Deutlich hören sie das Saugen der Kolben. Ein kurzer Schrei! Sie muß sich verletzt haben. Die Freunde brauchen sich mit keinem Wort zu verständigen. Mit einem Satz sind sie über den niedrigen Zaun hinweg, der beide Grundstücke trennt. Wenige Schritte, und sie stehen in der Scheune. Sie sehen eine jammernde Frau, die im ersten Augenblick des Schrecks über die Männer ihre verletzte Hand vergißt, sie dann aber wieder im aufkommenden Schmerz zwischen die Knie preßt.

Eine kurze Frage und ein prüfender Blick. Der Unfall scheint nicht so schlimm zu sein. Der Motor ist zurückgesprungen und eine Speiche des Schwungrades hat die Hand angestaucht. Das mag die Frau warnen und sie belehren, daß eine Maschine ebenso ausschlägt wie ein Pferd, wenn sie falsch behandelt wird.

Fritz Günther faßt einige Mal kundig über das Gelenk. Die Frau hebt den Kopf zu ihm auf. Er sieht, daß es ein junges Mädchen ist, Tränen stehen ihr in den Augen. Er lacht und streicht über ihre Wangen:

„Nicht weinen, kleines Mädchen, den Motor haben

wir bald in Ordnung, und das mit der Hand vergißt du, wenn du uns hilfst."

Die Worte waren nett und tröstend gesagt. Die Verletzte bekommt Vertrauen, auch die Hand schmerzt nicht mehr so stark, und da Karl Stuten schon mit fachkundigen Händen an dem Motor hantiert, will auch sie das ihre tun und zeigt den Werkzeugkasten. Der ist ebensowenig in Ordnung wie der Motor. Aber das wäre nicht das erstemal, daß Fritz Günther es so angetroffen hat und trotzdem fertig geworden ist. Nun war auch noch der Freund dabei, also ran an die Arbeit!

Aber dann springt doch dem Mädchen der Schrecken ins Gesicht. Es muß mit ansehen, wie die Männer, nach vergeblichem Anwerfen, den Motor auseinandernehmen, Teil neben Teil legen und dabei in einer Fachsprache reden und auch fluchen, die sie nicht versteht. Am liebsten möchte sie weglaufen, denn wenn der Bauer das sieht, gibt es einen Heidenkrach. Sie kommt nicht dazu, tüchtig muß sie zupacken und die Maschinenteile sauber machen. Und da sie dies zunächst mit einem Sack versucht, hört sie Fritz Günther neben sich lachend sagen:

„Mensch, kleenet Dreckschwein, da nimmt man Benzin und wäscht den Dreck ab. Außerdem macht man das mit einem brauchbaren Lappen."

„Ich habe keinen", antwortet sie dem Weinen nahe.

„Watt, du hast keinen Lappen, dann nimm dein Flanellhöschen, damit putzt es sich gut."

Erschrocken sieht sie ihn an. Um ihren Mund zuckt es, die Tränen wollen schon wieder kommen.

„Nun, nun", spricht Fritz Günther begütigend, „brauchst nicht gleich wieder zu weinen, es wird schon

noch andere Lappen im Hause des Bauern geben." Er faßt sie dabei unters Kinn und hebt ihr den Kopf hoch. Sie soll ihm ansehen, daß er es nicht böse gemeint hat. Er hat ganz vergessen, daß er schmutzige Hände hat. Sie hat nun ein schwarzes Kinn und es juckt ihm die Hand, ihr auch die Wange schwarz zu machen. Dabei kann er sich das Lachen nicht verbeißen. Sie wird davon angesteckt und denkt nicht mehr daran, daß sie weinen wollte, sondern nur an den Lumpensack in der Kammer. Weil nun auch Karl Stuten über ihr schwarzes Kinn lachen muß, lacht auch sie und schickt sich an, die Lappen zu holen.

„Wohin willst du?" donnert Fritz Günther hinter ihr her.

„Lappen holen!?"

„Wenn du nicht in fünf Minuten hier bist, soll dich der Deibel holen", begleitet er ihren Lauf über den Hof.

Die Freunde brauchen für das, was sie zu tun haben, nicht viel Worte. Fritz Günther, der Schlosser, hat die Führung in der Arbeit übernommen, und so geht alles seinen Gang. Das Mädchen ist mit einem Arm voll Lappen wiedergekommen, weiß Gott, wo es die so schnell hergeholt hat.

Die schmerzende Hand scheint es vergessen zu haben. Sie tut auch nicht mehr weh. Der Schreck über den Schlag war größer als die Prellung selbst. Es hat auch den Bauern vergessen. Mit lebhaften Augen ist es bei der Arbeit der Männer. Die Maschinenteile sind bald blank und sauber. Nun werden sie einzeln einer genauen Prüfung unterzogen. Sie ergibt, daß einige Stellen in den

Lagern durch ungenügende Ölung angefressen und die Düsen verstopft sind. Sonst ist alles noch im betriebsfähigen Zustand. Das macht die Sache leichter, als es im ersten Augenblick geschienen hat. Die beiden Freunde sind froh, daß sie keinen besonderen Schaden gefunden haben. Das Wenige läßt sich in Ordnung bringen. Im Grunde genommen ist es der Dreck gewesen, der die Störung herbeigeführt hat.

Fritz Günther macht sich über das Lager her, schabt die angefressenen Stellen glatt und Karl Stuten, der Dreher, bemüht sich um die Kurbelwelle. Das Mädchen putzt und wischt den Zylinderdeckel. So werken die drei, vergessen Zeit und Ort.

Die Freunde hören nicht, daß die Schwester des Pfarrers nach ihnen ruft und sehen auch nicht den Pfarrer, der aus der Stadt zurückgekommen ist. Bruder und Schwester stehen ratlos über das Verschwinden der beiden Männer auf ihrem Hof. Die Schwester ist untröstlich, das schöne Mittagessen wird kalt, für die Gäste besonders gekocht und noch dazu von ihr selbst, ohne Hilfe der Tante. Davon wissen die Freunde nichts, die sind in ihre Arbeit vertieft. Nichts kann sie stören. Sie freuen sich schon darauf, wie ruhig und kraftvoll die Maschine im Takt der Kolben arbeiten wird. Sie denken nicht daran, daß sie eigentlich etwas tun, wozu sie niemand beauftragt hat, und daß sie sich selbstherrlich eines fremden Eigentums angenommen haben.

Jetzt geschieht auch das, wovor das Mädchen Angst hatte, bevor sie es im gemeinsamen Schaffen mit den Männern vergaß. Der Bauer steht in der Scheunentür. Fritz Günther hat ihn in seiner hockenden Arbeitshaltung,

durch die Beine hindurch, über den Hof kommen sehen. Ruhig schabt er an seinem Lager weiter. Er sieht Gewitterwolken auf der Stirn des Bauern. Der soll nur den Mund aufmachen, er wird schon die richtige Antwort erhalten. Auch jetzt kommt Fritz Günther nicht der Gedanke, daß er sich in die geheiligten Bezirke fremden Eigentums begeben hat. Er fühlt nur, da er den Bauern sieht, einen kräftigen Zorn aufsteigen, daß jemand gute deutsche Werkstattarbeit so verdrecken läßt. Das tut ihm fast körperlich weh. Er meint, dem Bauern kann es nicht anders gehen, wenn er einen Acker oder eine Kuh sieht, verludert und dem Verkommen nahe.

Karl Stuten scheint den Bauern noch nicht gesehen zu haben. Hoffentlich hält der den Mund, denn nach den jüngsten Erfahrungen mit ihm kommt Karl, auch wenn er das Rechte tut, immer mit dem unrechten Wort. Einen versteckten Blick wirft er auf das Mädchen. Die hat den Bauern gesehen. Ängstlich sieht sie sich in der Scheune um, als suche sie nach einer Möglichkeit zur Flucht. Aber da der Bauer breit wie ein wachehaltender Soldat in der Scheunentür steht, flammend rot im Gesicht, putzt sie eifrig weiter an ihrem Maschinenteil. Der Bauer sagt immer noch nichts. Fritz Günther hofft bereits, er würde die Sachlage erkennen und wortlos gehen. Da macht der Bauer den Mund auf und knurrt wie ein Hofhund:

„Watt moggen jie mit min Motor?"

Karl Stuten nimmt erschrocken den Kopf von seiner Arbeit hoch, doch bevor er den Mund auftun kann, um dem Bauern zu antworten, hat Fritz Günther die Auseinandersetzung an sich gerissen:

„Sauber!“ sagt er und der Bauer weiß, wem er weiter Rede und Antwort zu stehen hat.

„So?“ kommt es langsam und gedehnt über seine Lippen. Er schneuzt sich, und da der Mann, mit dem er seine Sache austragen will, ruhig weiterarbeitet, spricht er gewichtig:

„Unn wer hätt jie bestellt?“

„Ihr verdreckter Motor, der nicht mehr laufen wollte!“

Das ist ein Vorwurf, auf den der Bauer nicht gleich eine Antwort findet. Fritz Günther pustet die Feilspäne aus dem Lager und fühlt mit der Hand ab, ob es die Glätte hat, die er wünscht. Das geschieht alles, als sei der Bauer nicht mehr in der Scheune, oder als sei er ein lästiger Zuschauer, mit dem man sich nicht besonders beschäftigt.

Der Bauer hat noch keine Antwort gefunden. Karl Stuten, innerlich froh, daß sein Freund die Sache mit dem Bauern ausficht, hat ebenfalls die Arbeit nicht unterbrochen. Langsam klettert Fritz Günther vom Gehäuse des Motors herunter. Er hält die verölten Hände vom Körper, um seine Hose nicht zu beschmutzen. Neben dem Mädchen bleibt er stehen, reinigt sich umständlich die Hände, sieht sich dabei den Lagerbock für das Schwungrad an und sagt zu der Bauerntochter:

„Den Öldreck aus dem Lagerbock mach ich raus, es ist gut, wenn der Bock sauber ist.“

Für den Bauern hat er keinen Blick. Dem zittern vor Zorn die Kinnbacken, daß ihn keiner in seiner Autorität als Besitzer achtet. Doch die Sicherheit Fritz Günthers zwingt ihn zum Schweigen. Aber ist es nicht sein Eigentum, mit dem er machen kann, was er will? Er schaut

auf das Mädchen, seine Tochter. Ist denn die mit den beiden im Bunde, weiß sie nicht mehr, zu wem sie gehört?

Unmittelbar vor ihm steht Fritz Günther und spricht zum Mädchen:

„Das war eine Dreckarbeit!"

Die Tochter wagt nicht zu ihm aufzusehen. Er scheint es auch nicht erwartet zu haben. Gelassen reinigt er weiter seine Hände und gibt dem Mädchen Verhaltungen für die Maschine:

„In Zukunft machst du jeden Sonnabend die Maschine sauber, so, wie den Stall deiner Muttersau. Sollst mal sehen, wie der Motor dann arbeitet. Ich sage dir nachher, wenn er wieder läuft, worauf es besonders ankommt."

Die Angst vor dem Vater packt ihr kleines Herz. Aber das sieht keiner, tief über den Lagerbock hat sie sich gebeugt, sie wünscht sich weit weg, sie kennt den Zorn ihres Vaters, seinen Herrenkopf.

Dem Bauern gehen die letzten Worte in die Galle. Die sind wieder so gesprochen, als habe er zu allem, was in der Scheune vorgeht, nichts zu sagen, als sei er ein Fremder, der im Wege steht, und nicht der Bauer und Eigentümer des Motors. Der Zorn geht mit ihm durch. Er spricht nicht mehr, sondern donnert aus voller Kehle:

„Herr, datt iß mien Motor, mien Maschien!"

„Soll er auch bleiben, wir haben nicht die Absicht, ihn zu stehlen."

Auch Fritz Günther hat nicht leise geantwortet. Soll sich der Bauer über den Dreck schämen, den Mund halten und dankbar sein, aber nicht noch das große Maul haben.

Aber auch der Bauer beharrt in seinem Recht. Er kann auf seinem Grund und Boden machen was er will.

Unverschämtheit von diesem Kerl, ihn, den Bauern so zu behandeln. Vom Hof wird er beide jagen.

Kalt und grau sind die Augen Fritz Günthers. Er hat die Arbeit seiner Hände zu verteidigen, nicht anders als der Bauer den Acker, Vieh und Hof. Nicht er hat sich schuldig gemacht, sondern der Bauer! Auf die dreckigen Lappen und den Lagerbock weisend, spricht Fritz Günther mit harter, zurechtweisender Stimme:

„Herr, dieser Dreck hat uns veranlaßt, uns der Maschine anzunehmen. Wenn Sie in Ihrem Stall ein so dreckiges Schwein hätten, würden sie sich vor der gesamten Bauernschaft schämen müssen. Tun sie es auch vor der Maschine. Sie ist nicht weniger als Ihr Schwein."

Ärgerlich wirft er den Putzlappen zu den anderen Lumpen. Der Bauer schluckt. Wo nimmt dieser Mann den Ton her? fragt er sich. Doch Fritz Günther gibt nicht nach:

„Die Achtung vor der Arbeit, welche in dieser Maschine steckt, die Ihnen Ihre eigene Mühe erleichtert, sollte es Ihnen verbieten, den Herrn zu spielen."

Der Pfarrer ist bei den letzten Worten in die Scheune gekommen. Er hat die lauten, aufgeregten Auseinandersetzungen gehört und die Stimme Fritz Günthers erkannt. Er sieht die beiden Zornigen sich gegenüberstehen. Der Bauer ist bleich im Gesicht. Ihm ist, als sei er geschlagen worden. Zwar kennt der Pfarrer nicht den Grund des Streites, auch die Maschinenteile und das putzende Mädchen geben ihm keine Aufklärung. Er trifft aber instinktiv das Richtige: Er legt die Hand auf die Schulter des Bauern und sagt mit einem bittenden Blick zu Fritz Günther:

„Nachbar Hübner, gehen wir, wir zwei haben hier nichts zu suchen. Ich kenne die Männer, die machen ihre Sache richtig."

Der Bauer sieht den Pfarrer an. Er kennt die Männer. Dann hat er auch die Verantwortung. Steif dreht er sich um, hat nicht einmal einen Blick für seine Tochter und geht mit dem Pfarrer aus der Scheune.

In Fritz Günther kommt so etwas wie eine Besinnung auf. Er ist doch nicht mehr in Rußland. Hat er den richtigen Ton gehabt? Das Mädchen schluchzt leise vor sich hin. Karl Stuten, der sich an den Geschehnissen weniger beteiligt fühlt, hilft mit keinem Wort den beiden weiter. Einen Augenblick kommt sich Fritz Günther dumm vor, doch dann hebt Karl Stuten den Kopf von seiner Arbeit und nickt Fritz Günther zu. Das soll heißen: die Welle ist in Ordnung! Fritz Günther wird durch den Blick Karl Stutens wieder in den Arbeitskreis um den Motor zurückgeführt, er nickt ebenfalls, was wiederum heißen soll, daß sie nun den Motor wieder zusammensetzen können.

Das Mädchen steht mit hängenden Armen traurig vor dem Lagerbock. Fritz Günther spuckt in die Hände und denkt: sie wird gleich wieder lachen, wenn der Motor erst sein gutes Lied singt.

Der Lagerbock muß als erstes anmontiert werden. Zwar kann Fritz Günther ihn allein tragen, aber damit das Mädchen ihre dummen Gedanken vergißt, stößt er sie mit den Worten an:

„Faß mit zu!"

Er beugt sich zum Bock nieder und wartet, daß sie zupacken soll. Sie rührt sich nicht. Er brummt vor sich hin: Na, denn nicht, und trägt den Bock allein zur

Maschine. Er wendet sich nicht zu ihr um. Mag auch sie wie der Bauer gehen. Die Freunde reden nicht miteinander, sie stehen im Bann ihrer Arbeit. Maschinenteil an Maschinenteil bekommt seinen sinnvollen Platz. Die Kurbelwelle spielt in ihren Lagern. Die Kolben saugen und haben den richtigen Kompressionsdruck. Die Maschine nun noch richtig durchölen und dann müßte sie arbeiten.

Alles ist fertig, die Augen sind vor Erwartung blank. Auch das Mädchen hat sich besonnen und ist wieder bei den Männern und ihrem Werk. Drei Menschen warten gespannt. Karl Stuten wirft den Motor an. Aber der will noch nicht. Die Zündung scheint noch nicht zu stimmen. Also, noch einmal prüfen und nun – hau ruck! Alle drei atmen auf. Der Motor springt an. Er läuft. Die Freunde horchen auf den Takt. Nein, der ist noch nicht richtig. Der eine Zylinder hat zuviel Kompression, der stößt. Also ausgeschaltet und besser eingestellt.

Das Mädchen möchte den beiden um den Hals fallen und ihnen einen Kuß geben, so glücklich ist sie. Nun ist alles wieder gut! Und wie das läuft, so leise wie ihre Nähmaschine. Was weiß sie, ob der Takt richtig ist? Sie denkt an den Vater, der nun nicht mehr böse zu sein braucht, denn genug Ärger hat der Motor die letzte Zeit gemacht. Doch was tun die Männer? Sie schrauben wieder an dem Motor herum. Sollen sie es doch lassen, es war doch alles gut. Aber die beiden Freunde denken nicht an die Sorgen des Mädchens. Sie haben ihre eigenen Gedanken um den Motor. Es währt nicht lange und Fritz Günther ruft Karl Stuten zu:

„Los!"

Und nun ist das Ziel erreicht. Der Motor geht wie ein

gutes Uhrwerk. Das ist eine ordentliche Sache und eine tüchtige Arbeit gewesen, denkt Fritz Günther. Wie über ein Pferd, dem man gut ist, streicht er über den Motor. Auch Karl Stuten denkt ähnlich. Ihre Blicke begegnen sich, und beiden kommt der gleiche Gedanke, den Fritz Günther ausspricht:

„Karl, was haben wir hier nun eigentlich gemacht?"

Der zuckt mit den Schultern und antwortet nicht. Das Mädchen freut sich wie ein Kind, weil sie nun dem Vater den Motor zeigen kann, der so arbeitet wie ihre Nähmaschine. Sie wundert sich über das Schweigen des Gefragten und antwortet etwas übermütig:

„Den Motor wieder in Gang gebracht und meinen Vater wie einen dummen Jungen behandelt!"

Die beiden sehen sie verdutzt an. Das ist ja kein kleines Mädchen mehr, sondern eine Herrin. Wo haben sie vorher bloß ihre Augen gehabt? Haben sie nur die Maschine und ein buntes Kopftuch gesehen?

„Das haben wir", antwortet Fritz Günther, klein und entschuldigend. Er denkt: das mit dem Motor war richtig, aber alles andere war falsch. Als hätte er einen dummen Jungenstreich begangen, packt er Karl Stuten am Arm und zieht ihn aus der Scheune. Der begreift, daß sie hier nichts mehr zu tun haben und folgt. Sie gehen, ohne sich noch einmal umzusehen, springen über den niedrigen Zaun und stehen wieder, wie vor drei Stunden, vor ihrem Holz. Auf sicherem und rechtmäßigem Boden müssen sie über ihren wohlgelungenen Streich lachen und fühlen sich dabei stark, als könnten sie Bäume ausreißen. Ruhig und gleichmäßig tönt der Takt des Motors zu ihnen herüber. Wenig später und sie hören auch das Arbeiten der Häckselmaschine.

Doch wie sehen die beiden Männer aus? Sie betrachten ihre Hände, ihre Gesichter und stellen fest, daß sie jetzt so schmutzig sind, wie vordem die Maschine. Die Schwester des Pfarrers kommt über den Hof zu ihnen. Sie hat von dem Bruder schon alles gehört. Wie sie die beiden beschmutzt von der Arbeit sieht, kann sie nicht anders, sie muß lachen, was die Freunde in einige Verlegenheit versetzt. Karl Stuten sieht von der Seite auf Fritz Günther und muß wie gestern denken: immer noch hat Fritz dieselbe mit der linken Schulter hängende Haltung. Waldtraut steht neben ihnen. Was soll sie sagen? Es ist ja doch alles geschehen und nichts mehr zu ändern. Aber mit dem Öldreck dürfen sie beide nicht in ihr Zimmer. Die zwei müssen sich erst richtig waschen, vorher gibt's nichts zu essen. Sie werden von ihr in die Waschküche geführt. An der Tür fragt sie mit einem Blick auf die verölten Hemden: „Haben Sie noch saubre Wäsche bei Ihrem Gepäck?" Sie denkt im gleichen Augenblick daran, von ihrem Bruder zwei reine Hemden zu holen. Auf Fritz Günthers Zunge will sich der Spott legen. Er verneint und denkt dabei, ist das Mädchen vornehm: spricht vom Gepäck, wo er doch nur das besitzt, was er anhat. Karl Stuten löst die Frage. Er hat für die eine Woche, die er wandern will, vorgesorgt:

„Dann werde ich dir ein Hemd von mir ausborgen."

Das genügt dem Mädchen.

„Ich werde die Sachen holen", sagt sie und geht. Und die Freunde machen sich an ihre gründliche Reinigung.

Die Erinnerung an das, was sie in der Scheune getan haben, so ohne Auftrag, so ganz aus sich heraus, läßt Fritz Günther nachdenklich werden. Sie sind beide kein

Meister Hämmerlein, der ungefragt jede lose Zaunlatte festnagelte und jedes Loch in der Straße mit Steinen ausfüllte. Dieser Gestalt aus den Kindertagen in der Schule entsprachen sie wahrhaftig nicht. Aber der Nachmittag mit dem Motor war da.

Es ist überwarm in der Waschküche. Karl Stuten macht das Fenster auf. Leise klingt der Takt des Motors herein.

„Sie sind immer noch beim Häckselschneiden", sagt er.

„Ob der Bauer noch Angst hat um seinen Motor?"

„Deibel auch", erwidert Fritz Günther, „aber hatten wir diese Dreckarbeit nötig?" Dabei hält er sein Hemd hoch. Karl Stuten zuckt mit der Schulter. Was soll er dazu sagen? Er ist sich selber darüber nicht klar. Er hat sich ebenso wie sein Freund von der Tatsache mitreißen lassen, daß da eine verdreckte Maschine war, die nicht mehr arbeiten will. Und wenn er es richtig bedenkt, ist es mehr der Dreck gewesen, welcher sie zum Handeln drängte, als der Umstand, daß sie nicht laufen wollte. Der Augenblick hat diese Arbeit eben verlangt, und sie sind nicht faul und feige ausgewichen. Anständig und richtig haben sie gehandelt. Er denkt an den Krieg, da hat er ja auch oft etwas getan, ohne auf den Befehl zu warten, weil der Augenblick es forderte.

Das Mädchen kommt und bittet sie zum Essen. Die Hemden legt es auf eine Bank. Andere Gedanken drängen sich vor und Fritz Günther fragt nicht weiter. Im Eßzimmer müssen sie warten. Da sie den geordneten Lauf des Tages im Pfarrhaus durcheinandergeworfen haben, es ist schon vier Uhr, geht nicht alles so in der Reihe. Fritz Günther würde jetzt die dampfenden Schüsseln vor sich sehen. Da sie noch nicht aufgetragen sind, lockt es ihn,

den Freund zu necken. Mit leiser verführerischer Stimme spricht er:

„Karl, jetzt möchte ich einen richtigen Stroganoff essen, oder eine Portion Poscharski, oder du, das ist noch besser, so ein Ferkel am Spieß."

Lauernd und auf die Wirkung seiner Worte wartend sieht er den Freund von der Seite an. Der hat von dem ersten Wort an die Neckerei Fritz Günthers gespürt. Er läßt sich aber nicht aus seiner Ruhe bringen, und als Fritz Günther fortfahren will, schneidet er ihm das Wort ab:

„Du wirst mit dem zufrieden sein, was die Kelle klickt."

„Jawohl", hören sie die Stimme der als Hausfrau waltenden Waldtraut. Da es Sonnabend ist, gibt es ein schönes Gemüsegericht. Sie wünscht den Hungrigen guten Appetit und bittet um Entschuldigung, daß sie nicht bleiben könne, die Arbeit in der Küche lasse ihr nicht die Zeit. Aber der Bruder werde bald kommen und ihnen Gesellschaft leisten.

Der Hunger läßt die Freunde nicht antworten, auch miteinander reden sie nicht. Fritz Günther denkt an Rußland, dort sagte man zu einer Gemüsesuppe: Borschtsch. Aber das ist nun schon lange her, die drei Tage in Deutschland lassen die Vergangenheit in eine weite Ferne rücken.

Nachdem sie wieder gegessen haben, gehen sie auf den Hof. Der Pfarrer ist nicht gekommen. Das gespaltene Holz müßte noch aufgestapelt werden. Dazu kommen sie zu spät, das hat inzwischen der Pfarrer besorgt. Mit hochgekrempelten Hemdärmeln kommt er ihnen entgegen.

Und nachdem sie sich herzlich begrüßt haben, zeigt der Pfarrer auf die Scheune des Nachbars:

„Den Bauern Hübner haben Sie ordentlich durcheinander gebracht."

„Das war nicht unsere Absicht."

Der Motor arbeitet noch immer. Ruhig und kraftvoll singt er sein Lied.

„Ja, aber?" drängt der Pfarrer weiter.

„Da gibt es kein Aber", antwortet Fritz Günther und schweigt. Er lauscht auf den Takt des Motors und freut sich über die gute Arbeit, die darin steckt, sieht an dem Pfarrer vorbei und denkt: Schön muß es sein, mit Arbeitskollegen, die solche Arbeit leisten, zusammenarbeiten zu können. Die Frage des Pfarrers ist noch immer nicht beantwortet und so sagt Karl Stuten:

„Das ist alles so selbstverständlich gewesen, daß es eigentlich keiner Erklärung bedarf. Für das, was wir getan haben, haben wir jetzt die Freude, daß die Maschine wieder richtig arbeitet. Der Bauer wird jetzt wissen, daß eine Maschine auch ihre Wartung haben muß."

„Ja und", unterbricht Fritz Günther seinen Freund. „Der Tag hat seinen Sinn gehabt und wir darin auch, und nun muß weiter gedacht werden. Ich muß zurück nach Berlin und mein Freund hat wohl auch sein eigenes Ziel."

Der Pfarrer macht ein bedauerndes Gesicht. So hat er sich den Abschluß des Tages nicht gedacht. Der Tag hatte ihn in seine pfarramtlichen Obliegenheiten geführt und den beiden ist es auf ihre Art nicht anders gegangen. Nun, da sie eine Stunde für sich haben könnten, wollten

die beiden ihre eigenen Wege gehen. Das Tor zum wirklichen Leben der Zeit hatte sich ihm durch diese Männer aufgetan. Es darf sich nicht sogleich wieder schließen.

„Meine Herren", beginnt er, „ich habe eine Bitte. Als Pfarrer habe ich hier in diesem Dorf Arbeit und Aufgaben. Still und abgeschieden von den Händeln der Welt ist mein Tag. Nun aber, da Sie meinen Weg gekreuzt haben, ist mir bewußt geworden, daß ich zu jung bin, um abseits von den in Deutschland werdenden Dingen zu stehen. Ich möchte mit dabei sein und glaube auch, daß ich gebraucht werde. Und darum bitte ich Sie, diesen Abend noch meine Gäste zu sein. Lassen sie uns gemeinsam den Sinn der Zeit erforschen und" – er schweigt einen Augenblick, die Auseinandersetzung des vergangenen Abends steht vor ihm und auch das Erlebnis in der Scheune. Die Männer vor ihm arbeiteten in einer Gemeinsamkeit, als wären ihre vier Hände und zwei Köpfe die Organe eines Willens. Zwischen solchen Männern muß es auch eine gemeinsame Idee geben. Er redet weiter:

„Sie stehen beide vor einem Abschnitt ihres Lebens und ich auch. Auch ich muß neu anfangen."

Die Freunde sehen sich an. Die verstehende Freundschaft der Jugend findet zueinander, wenn auch zwanzig Jahre dazwischen liegen. Fritz Günther hat den Pfarrer verstanden und wird bleiben:

„Es ist für mich nicht so überaus wichtig, heute abend in Berlin zu sein, morgen komme ich auch noch zur rechten Zeit. Zwanzig Jahre, da kann der eine Tag auch noch drauf gehen. Und du?"

Karl Stuten, dem der Tag mit dem Freund nach so langer Zeit wie ein Geschenk gewesen ist, denkt ebenso.

Warum soll er etwas anderes wollen. Er versäumt ebenfalls nichts und gibt auch seine Zustimmung.

Der Pfarrer atmet auf. Worte des Dankes findet er im Augenblick dumm. Die Sonne ist hinter den Bäumen versunken und wärmt nicht mehr. Ihm ist kalt an den nackten Armen.

„Es wird schon kühl, holen wir uns unsere Jacken und setzen wir uns zu einer Zigarre zusammen."

Auch die beiden Freunde spüren nun den kühlen Wind. Der Vorschlag kommt ihnen recht.

Sie sind schon etwas heimisch in den Räumen des Pfarrers und finden den Weg in sein Arbeitszimmer. Es brennt kein Licht, aber sie sehen ihn im Halbdunkeln in der Plauderecke sitzen. Seine brennende Zigarre huscht wie ein Glühwürmchen über den Tisch. Auch die Freunde nehmen sich auf die hinweisende Geste eine Zigarre. Das Anzünden und alles was mit der Zigarre sonst geschehen muß, bevor der Rauch würzig über die Lippen zieht, wird von Fritz Günther mit genießender Vorfreude unternommen. Er hat sich den ganzen Tag nach einer Zigarre gesehnt. Karl Stuten ist weniger dabei. In dem Raum, wo gestern seine harten Worte gesprochen worden sind, wird ihm eines offenbar: mit der Aussprache des vergangenen Abends ist zwischen ihm und Fritz Günther die nötige Klarheit, die ihre Freundschaft fordert, nicht geschaffen worden. Sie werden noch einmal darüber reden müssen, Halbheiten haben zwischen ihnen keinen Sinn.

Der Zigarrenrauch steigt in dichten Wolken empor. Jeder hat seine eigenen Gedanken. Noch sucht kein Wort den anderen, da klopft es an die Tür. Die Schwester kann es nicht sein, denkt der Pfarrer und sagt:

„Herein!"

In der Tür steht ein junges Mädchen. Die Freunde können es im Dämmerlicht nicht erkennen. Aber der Pfarrer hat es erkannt und ohne einen Gruß abzuwarten fragt er:

„Nun, Annemarie?"

Das Mädchen bleibt in der Tür stehen und blickt forschend in die Ecke, aus der die Frage des Pfarrers gekommen ist. Sie sieht im Aufglühen der Zigarre Fritz Günthers, daß die Männer, um deretwillen sie vom Vater geschickt worden ist, mit dem Pfarrer zusammensitzen.

„Der Vater läßt bitten, daß die beiden Männer von der Scheune für einen Augenblick zu ihm kommen möchten."

An der Stimme hören nun auch die beiden Freunde, daß es das Mädchen vom Nachmittag aus der Scheune ist, und sind gespannt, was weiter werden wird. Zum Bauern sollen sie kommen? Ist der nicht zufrieden mit ihrer Arbeit? Dem Pfarrer wäre es lieber gewesen, wenn der Bauer erst mit ihm sein Anliegen durchgesprochen hätte. Er fragt:

„Ja, warum kommt denn der Vater nicht selbst zu mir?"

Annemarie antwortet schnell, als habe sie auf die Frage gewartet:

„Herr Pfarrer, das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er lange in der guten Stube hin und her gegangen ist und dann zu mir in die Küche kam und gebrummt hat, ich solle die beiden Männer und den Pfarrer holen. Ja, das hat er gesagt."

„Ich werde schon kommen", ist des Pfarrers Antwort.

Warum er nicht wir sagt, weiß er nicht, und da er nur für sich gesprochen hat, redet er weiter: „wenn es der Bauer gerne wünscht, ob es aber meine Gäste tun werden, weiß ich nicht."

„Die müssen, Herr Pfarrer."

Das ist nun nicht gerade bittend gesagt.

„Oho?" hat nun Fritz Günther seine Antwort gefunden, „wer muß müssen?"

„Sie!"

„Warum?"

„Mein Vater ist der Bauer des Hofes, und Sie hatten kein Recht, ihn auf seinem Grund und Eigentum so anzuschreien."

Das ist eine Antwort, die Fritz Günther von dem Mädchen nicht erwartet hatte. Es ist nett von ihr, sich so auf die Seite des Vaters zu stellen, aber schließlich haben die beiden Freunde den Motor in Ordnung gebracht. Und Karl Stuten denkt: Bauer und Arbeiter, Besitzender und Besitzloser.

Fritz Günther bittet den Pfarrer um Licht. Er möchte dem Mädchen in die Augen sehen. Das Licht flammt auf. Sie brauchen einen Augenblick um sich daran zu gewöhnen. Fritz Günther sieht in ein energisches Gesicht. Das Mädchen mag im gleichen Alter mit des Pfarrers Schwester sein. Wie vorhin, als sie nach getaner Arbeit aus der Scheune gingen, scheint sie ihm nicht mehr das Mädchen zu sein, das tapfer mitgeholfen, dem er im Übermut das Kinn schwarz gemacht hat, sondern die Tochter des Bauern und Eigentümers, worauf sie besonderen Wert zu legen scheint. Soll sie? Aber dennoch: er sperrt sich dagegen, sich ihr gegenüber als Vertreter

einer Klasse zu fühlen. Sie hat ihn mit Herr angeredet und die zutrauliche Kameradschaft des Nachmittages damit zerrissen. Die Anrede Herr und dann das Muß passen zwar nicht zueinander, aber wie dem auch sei, von einem Muß darf man zu ihnen nicht sprechen, das soll sich das Fräulein merken:

„Wenn es so ist, daß wir müssen, dann, mein Fräulein, bestellen Sie bitte Ihrem Vater, daß wir beide keine Lust haben, unter solchen Voraussetzungen dem Wunsche Ihres Vaters zu folgen."

Das Mädchen sieht in harte Augen, die doch am Nachmittag so blau und warm waren. Im gleichen Augenblick erkennt sie aber auch, daß sie nicht so weitersprechen darf. Hilfesuchend sieht sie den Pfarrer an. Obzwar er dem Mädchen gerne helfen möchte, weiß er nicht, wie er es beginnen soll. Seine Vorstellung vom Arbeiter trifft bei diesen zwei nicht zu, das ist ihm gestern abend und heute nachmittag klar geworden. So kommt es, daß ihm das vermittelnde Wort fehlt.

Karl Stuten verfällt wieder einmal in seine alten Vorurteile, die er „Klassenbewußtsein" nennt, und möchte dem Freund die Wirklichkeit des neuen Deutschlands zeigen, so wie er sie sieht. Er will neue Beweise dafür bringen, daß sich nichts geändert hat, und sagt deshalb:

„Dein Vater hat doch um unseren Besuch gebeten, von müssen hat er nicht gesprochen?"

Er ist bewußt bei dem Du der Scheune geblieben. Er fühlt sich durch die Worte der Bauerntochter nicht verletzt. Sie ist für ihn auch kein Fräulein, sondern das dumme Mädchen vom Nachmittag.

Verschüchtert antwortet Annemarie:

„Nein."

„Dann war das also ein Mißverständnis", wendet er sich an Fritz Günther, „und wir können wohl dem Wunsche des Bauern nachkommen." Fritz Günther ist dem Freunde dankbar, daß er diese Brücke gefunden hat; weil er nicht weiß, was Karl Stuten mit seinem vermittelnden Vorschlag bezweckt, steht er auf und sagt: „Da unser Besuch wohl sofort gewünscht wird, bin ich dafür, daß wir gleich gehen."

Den Pfarrer überkommt ein unsicheres Gefühl. Fragend sieht er Fritz Günther an. Die Härte ist aus dessen Gesicht gewichen, stellt der Pfarrer fest und hofft auf des Bauern Einsicht. Schweigend gehen sie den kurzen Weg hinüber. Wenige Schritte vor der Tür hält das Mädchen Fritz Günther am Arm fest, sieht ihn an und flüstert ganz leise die bittenden Worte:

„Versuchen Sie, bitte, meinen Vater zu verstehen. Er meint es nicht böse. Es fehlen ihm oft nur die richtigen Worte."

Fritz Günther hat die Bitte verstanden und verspricht, sie zu erfüllen. Er gibt ihr die Hand, und beide hoffen, daß sich eine Verständigung finden lassen wird.

Annemarie führt die Männer in die gute Stube. Der Bauer ist nicht da, wird aber wohl gleich kommen. Der Pfarrer, der oft bei dem Bauern weilte, setzt sich auf seinen gewohnten Platz. Die Freunde bleiben stehen. Der Bauer läßt nur wenige Minuten auf sich warten. Kurz begrüßt er die Freunde, dem Pfarrer gibt er die Hand. Dann läßt er die beiden in der Mitte der Stube stehen und bietet ihnen keinen Platz an. Er geht an seinen Schreibschrank, klappt die Schreibplatte herunter, rückt

umständlich seinen Stuhl zurecht. Das geschieht alles schwer und gewichtig.

Der Bauer wirkt wie ein Bär vor dem zartgeäderten Birkenmöbel. Fritz Günther träumt einen Augenblick davon, daß vor dem Schreibtisch ein Mann sitzen könnte mit hellblauem, langschössigem Rock, Spitzen in duftendem Weiß um die Handgelenke und um den Kragen. Die großen Hände des Bauern gehen über die Dinge, die auf dem Schreibtisch stehen. In der Mitte befindet sich ein Frauenbildnis. Vielleicht die Mutter des Bauern, denkt Fritz Günther und kehrt damit wieder in die Wirklichkeit zurück. Der Bauer schließt ein kleines Fach auf und zieht daraus eine eiserne Kassette. Seiner arbeitsschweren Hand, die wohl einen Pflug halten kann, gelingt es nicht gleich, mit dem kleinen Schlüssel die Kassette zu öffnen. Endlich werden seine Bemühungen vom Erfolg gekrönt. Er nimmt einen Zettel heraus, überliest ihn noch einmal und sagt dann, als müsse er eine unangenehme Sache erledigen:

„Bitte, quittieren Sie Ihren Arbeitslohn."

Erstaunt sehen sich die Freunde an, alles andere haben sie erwartet, nur das nicht.

Über das Gesicht des Pfarrers legt sich die Freude. Der Bauer ist für die Arbeit der beiden am Nachmittag nicht undankbar, er nimmt diesen Dienst nicht einfach hin mit einem billigen Dankeswort. Zwar hätte er sein Vorhaben in nettere Worte kleiden können, doch das entschuldigt der Pfarrer mit der Wortkargheit des Bauern. Die Freunde werden es hoffentlich auch nicht mißverstehen. Und so hätte nun doch der Streit sein gutes Ende gefunden.

Das Staunen ist aus den Gesichtern der Freunde gewichen. Karl Stuten will dem Freund die Entscheidung über das Angebot des Bauern überlassen, denn er ist nicht beleidigt. Er kennt die Anschauung, die da meint, Arbeit finde ihren genügenden Lohn im Geld. Er weiß um dieses Denken, welches überhaupt nicht begreifen kann, daß sie beide am Nachmittag aus Lust und Freude an ihrem Beruf gearbeitet haben und daß sie vor allem die Sache ihrer Hände verteidigten. Er glaubt immer noch, daß es eine „besitzende Klasse" gibt, zu der auch der Bauer gehört, und der eine andere Wertung des Arbeiters als durch Geld lästig ist und einen Autoritätsverlust bedeutet. Er hat noch nie an dieser Tatsache gezweifelt. Sein Freund aber glaubt an den Sozialismus des neuen deutschen Reiches. Nun mag er sehen, wie er damit fertig wird. Schon, daß der Bauer sie wie Bettler stehen läßt, sollte ihm genügen.

Fritz Günther hat dem Mädchen sein Wort gegeben, das will er nicht brechen. Es ist aber doch gut, daß dieses Versprechen da ist. Es wirkt als Bremsklotz und hindert ihn daran, dem Bauern den Quittungsschein vor der Nase zu zerreißen und wortlos die Stube zu verlassen. Er hatte dem Mädchen versprochen, den Vater zu verstehen. Das kann er nicht. Sein gegebenes Wort zwingt ihn aber doch zum Nachdenken und verhindert, daß nur sein Gefühl spricht. Und dann muß er an das erste Arbeiterhaus denken, das er vor zwei Tagen gesehen hat. Das war mehr Sozialismus, als der Klassenkampf und die ganze Internationale an Druckerschwärze auf einen Haufen türmen konnten. Nein, auch der Umstand, daß der Bauer nicht zu ihm findet und Arbeit nur mit Geld

abgelten will, all das darf ihn nicht an dem neuen Deutschland zweifeln lassen.

Der Bauer sieht einen Augenblick an den Freunden vorbei. Er denkt, da sie beide nicht an den Tisch zur Unterschrift kommen, werden sie ihn wohl nicht richtig verstanden haben. Mit einem Blick auf die Quittung wiederholt er:

„Zwanzig Mark will ich zahlen, mehr hätte der Schlosser aus der Stadt auch nicht auf seine Rechnung gesetzt."

Bei den letzten Worten schiebt er die Quittung an den Rand der Tischplatte, legt den Federhalter daneben und sieht Fritz Günther, der ihm am nächsten steht, auffordernd an. Der schüttelt den Kopf.

Nun ist das Staunen bei dem Bauern und Pfarrer. Auf die Stirn des Bauern legt sich eine Falte. Er glaubt, daß den beiden die zwanzig Mark zu wenig sind. Mehr zahlt er aber auf keinen Fall. Hat er es überhaupt nötig, die nicht in Auftrag gegebene Arbeit zu bezahlen?

„Mehr geb ich nicht", begehrt er auf.

Wieder schüttelt Fritz Günther den Kopf. Neunundreißig Jahre ist er alt, er kennt sich und hat ein großes Stück der Welt gesehen. Er weiß, daß die Menschen keine Engel sind, auch Deutschland wird nicht von Engeln bewohnt. Es ist ihm klar, daß eine Zeit, die bisher nur in Geld gedacht hat, nicht mit einemmal anders denken kann. Das wäre mehr als ein Wunder. Und wieder muß er an das Arbeiterhaus denken, und ihm will scheinen, daß die Menschen von Beispiel zu Beispiel, von Erfahrung zu Erfahrung und wohl auch manchmal durch Zwang zu einem anderen Denken geführt werden müssen. Und so ist auch

alles, was am Nachmittag gewesen und was jetzt der Abend gebracht hat, ein Beispiel, wie Arbeiter und Bauer nicht reden und denken sollen. So sagt er nur:

„Stecken Sie Ihr Geld ruhig weg und zerreißen Sie Ihre Quittung. Wir wollen weder mehr noch weniger Geld. Wir sind genug damit belohnt, daß der Motor seinen Dreck losgeworden ist und wieder wie ein gutes Uhrwerk läuft, daran haben wir mehr Freude als an Ihrem Geld."

Alle Beleidigung und Auflehnung gegen den Bauern ist aus seinem Gesicht verschwunden. Auch in seiner Stimme ist kein Zorn mehr. Der Bauer weiß nicht, was er erwidern soll. Er denkt an den Augenblick in der Scheune, wo er diesem Manne gegenüber auch keine Antwort gewußt hat. Als brauche er Hilfe, sieht er den Pfarrer an. Auch dem ist die Antwort Fritz Günthers nicht verständlich. Wieder steht er vor der Erkenntnis, daß alle Vorstellungen vom Arbeiter an diesen beiden vorbeigehen. Ja, vielleicht war überhaupt alles, was er von den Arbeitern wußte, irrig und im Lichte des Vorurteils gesehen.

Da Bauer und Pfarrer schweigen, dreht sich Fritz Günther zu Karl Stuten um. Sie verstehen sich ohne Worte. Was Fritz Günther gesagt hat, ist Antwort genug. So könnten sie wohl nun gehen. Das überlegen beide, doch suchen ihre Gedanken einen anderen Schluß. Fritz Günther nimmt es als Beispiel für das, was noch zu tun bleibt, bis Arbeiter und Bauer sich verstehen und sich in ihrem Wesen richtig erkennen lernen. Und Karl Stuten denkt immer noch: es gibt keine Brücke zur anderen Klasse. Auch der Pfarrer, der gestern so gute Worte

über den Soldaten des Weltkrieges gefunden hatte, kannte den Weg zu ihnen nicht. Auch er fühlt nicht, daß ihre Arbeit durch Geld nicht die gerechte Anerkennung finden kann. Aber wie sollte der wohl auch, ausgerechnet ein Pfarrer, dem die Arbeit nach dem Wort der Bibel ein Fluch ist.

Peinlich ist das Schweigen zwischen ihnen. Bauer und Pfarrer wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen. Fritz Günther hat nichts mehr zu sagen. Karl Stuten entscheidet den Augenblick, grüßt ebenso kurz wie der Bauer vorher. Damit ist die Sache auch für Fritz Günther entschieden; sie wenden sich zur Tür und gehen.

Der Bauer blickt verlegen zum Pfarrer hinüber und sieht dann den beiden nach. Er begreift die beiden nicht, die sich mit der Freude begnügen, daß der Motor wieder sauber ist und wie ein gutes Uhrwerk geht.

Als die Freunde über den Hof gehen, sehen sie in der Waschküche des Pfarrers Licht. Das zeigt ihnen den Weg. Im Näherkommen hören sie die fröhliche Unterhaltung der beiden Mädchen, die der Tag ihnen neben der Arbeit als frohe Erinnerung geschenkt hat. Fritz Günther bleibt stehen. Die hellen, frohen Stimmen ziehen ihn wie ein Magnet an. Karl Stuten geht weiter, ihm gehen krumme und gerade Gedanken durch den Kopf, und den Schluß bildet das Ergebnis, daß es doch wohl besser gewesen wäre, wenn er mit dem Freund nicht geblieben wäre. Was kann der Abend noch bringen? Sie werden über das Geldangebot des Bauern reden, viele Worte machen, und es wird doch keine Verständigung geben.

Zwischen den Klassen gibt es eben keine Brücke. Worte sind genug gewechselt worden. Auch der Freund muß durch das Beispiel des Bauern nun von seiner sozialbürgerlichen Romantik losgekommen sein. Er ist schon an der Tür des Pfarrhauses. Fritz Günther horcht noch immer auf die Fröhlichkeit der Mädchen und achtet nicht auf ihn. So geht Karl Stuten allein hinauf.

Neugierig, was die Mädchen in der Waschküche machen und wovon sie sprechen, geht Fritz Günther langsam zu ihnen. Schön muß es sein, denkt er, so ein junges Menschenkind um sich zu haben und sich selbst als junge Hoffnung wieder zu finden.

Die Tür zur Waschküche ist halb geöffnet, er kann sehen, daß die Mädchen die schmutzigen Hemden von ihnen beiden waschen. Fritz Günther fühlt plötzlich eine große Freude. Für einen kurzen Augenblick sprechen die Mädchen nicht, sie reiben und schwenken die Hemden durch die Seifenlauge, daß es eine Lust ist. Die Tochter des Bauern bearbeitet sein Hemd. Sie prüft, ob es schon sauber ist, hält es gegen das Licht und spült es dann durch. Sie geht an die Wringmaschine. Doch bevor sie das Hemd durch die Wringmaschine dreht, sagt sie:

„Wenn deine Muttersau so dreckig ist, wie dieses Hemd war, dann müßtest du dich schämen."

Des Pfarrers Schwester lacht:

„Der hat keine Muttersau."

„Aber so hat er zu meinem Vater gesprochen."

„Das war am Nachmittag und ist lange her, und da der Motor wieder läuft und nicht mehr hustet wie ein heiserer Hund, denkt dein Vater nicht mehr daran und die Männer auch nicht. Die haben sich schon lange die

Hand gegeben und trinken jetzt miteinander einen Korn. Und du darfst nun auch nicht mehr böse sein."

„Bin ich auch nicht."

„Und warum hast du über sein Hemd so heftige Worte gebraucht?"

„Das ist bloß, weil er so zu meinem Vater gesprochen hat."

Da die Freundin nicht gleich antwortet, geht die Arbeit wieder stumm ein Stück weiter. Annemarie dreht das Hemd durch die Maschine. Sie ist noch nicht ganz fertig, sieht sich nach der Freundin um und fragt:

„Glaubst du, daß die Männer sich verstehen werden und das Wort zueinander finden?"

„Ja", antwortet die Gefragte, und nach kurzer Pause spricht sie:

„Mein Bruder ist dabei, da habe ich keine Sorge."

Annemarie schüttelt den Kopf und dreht das Hemd weiter durch die Walze; ohne aufzusehen sagt sie vor sich hin:

„Ich bin in Sorge. Auch wenn dein Bruder zwischen meinem Vater und den Männern vermittelt. Die Männer sind anders, als wir meinen, daß Arbeiter sein müßten."

Die Schwester des Pfarrers horcht auf. Annemarie spricht weiter:

„Mein Vater will den Männern Geld geben, aber ich glaube nicht, daß sie es nehmen werden. Ich habe es meinem Vater nicht ausreden können. Er kann nicht verstehen, daß sich das, was die Männer getan haben, nicht bezahlen läßt. Er meinte, jede Arbeit sei ihres Lohnes wert. Niemand habe etwas zu verschenken, auch keine Arbeit, und am allerwenigsten der Arbeiter."

Annemarie hat einen fragenden und bittenden Ausdruck im Gesicht, weil sie hofft, daß die Freundin ihr weiter in ihrer Sorge helfen wird. Waldtraut antwortet bedrückt:

„Und warum meinst du, daß man eine solche Arbeit nicht bezahlen kann?"

Fritz Günther denkt: Schön sind die Mädchen in ihren Fragen um den Wert, den Dank und die Anerkennung des Nachmittages. Als er die Antwort gehört hat, die sich die Mädchen auf ihre eigenen Fragen gegeben haben, geht er still auf den Hof zurück. Er will die Aussprache, deren unbeobachteter Zeuge er zufällig war, noch einmal durchdenken und setzt sich dazu auf den Holzklotz, auf dem er so froh Holz gespalten hat.

Auch er ist einmal zwanzig Jahre alt gewesen, kommt es ihm in die Erinnerung, aber damals hat noch keiner so über die Arbeit gedacht wie eben die Mädchen in der Waschküche.

Annemarie hatte zu der Freundin gesagt:

„Du hättest sehen müssen, wie die beiden an dem Motor geschafft haben. Herren waren es. Ich habe nicht den Mund auftun können. Und dann die Freude in ihren Augen, als der Motor lief, wie sie es haben wollten, und wie es wohl auch sein mußte. Das hättest du sehen müssen, dann wäre es dir so deutlich gewesen wie mir, daß man diesen Männern kein Geld für so eine Hilfeleistung anbieten darf."

Ihre Augen waren dabei wie ein Spiegelbild seiner eigenen Freude gewesen. Und weiter hatte sie dann noch gesagt:

„Ich hätte es anders als mein Vater gemacht und die

beiden durch meine Ställe geführt. Dann hätten sie gesehen, wie das Arbeiten an den Tieren und alles andere einen harten Tag bringt, der dem ihren in nichts nachsteht. Aber das brauchte ich nicht erst zu sagen, denn die beiden wissen, was arbeiten heißt. Ja, so hätte ich es gemacht, und dann hätten wir uns die Hand gegeben als Menschen, die eine schöne Arbeit lieben."

„Ja", setzte lachend die Freundin den Punkt hinter Annemaries Worte, „dann hätten wir noch eine Kanne Bier miteinander getrunken und dabei von Arbeit, Krieg und dem neuen Deutschland erzählt."

Nachtdunkel ist der Himmel über Fritz Günther, und wieder mußte er daran denken, daß vor zwanzig Jahren keiner so die Arbeit beurteilt hat. Es konnte wohl auch nicht anders sein. Den Männern, die hinter ihrem Pflug schritten oder hinter ihren Werkbänken standen, redete das Geld eine allzu laute Sprache. Und darum ist es doppelt gut für ihn, daß der Anfang seiner Arbeit in Deutschland von jungen Menschen richtig verstanden worden ist. Man wird den Worten der Jugend lauschen müssen, überlegt er, und aus ihnen die richtigen Erfordernisse der Zeit spüren.

Die Mädchen sind mit Waschen fertig. Die Tür der Waschküche wird weit aufgemacht. Ein breiter Lichtstrom erhellt den Hof. Die Schwester des Pfarrers, die größer als Annemarie ist, hat eine Wäscheleine über dem Arm, wendet sich zur Wand des Hauses, um die Leine an einem Haken festzuschlingen, geht dann zum nächsten Pfosten und zieht sie straff. Annemarie bleibt bei dieser Arbeit an der Tür der Waschküche stehen und wartet ab, bis die Freundin fertig ist. Sie sieht über den Hof hin-

weg. So bleibt es nicht aus, daß ſie Fritz Günther bemerkt. Er hat es nicht ändern können. Als die Mädchen die Tür aufmachten, konnte er nicht mehr ungeſehen aufſtehen. Nun muß abgewartet werden, was wird. Den Gleichmut, Dinge, die nicht geändert werden können, abwartend anzuſehen, hat er in Rußland gelernt. Annemarie erkennt ihn und weiß im gleichen Augenblick, daß die Männer nicht zueinander gekommen ſind. Ihre Sorge war alſo berechtigt. Nun ſinnt ſie darüber nach, ob ſie nicht doch noch eine Brücke bauen kann. Die Mutter iſt ſeit zwei Jahren tot. Da hat ſie für den Vater manche Dinge tun müſſen, die er nicht konnte, weil ſeine Hände und Worte zu ſchwer ſind. Vielleicht war das hier auch ſo eine Sache, die Frauenhände geradebiegen müſſen.

Fritz Günther lacht zu ihr hinüber. Es will ihr ſcheinen, daß ſeine Augen wieder blau und warm ſind, und das läßt in ihr die kleine Hoffnung aufkeimen, daß die Männer nicht gar zu hart aufeinander geſtoßen ſind. Oder ſollten die Freunde doch Geld genommen und der Vater recht behalten haben?

Die Schweſter des Pfarrers iſt mit dem Straffen der Leine fertig. Annemarie klammert die Hemden feſt, und dann tuſcheln die Mädchen miteinander. Was ſie zu bereden haben, kann Fritz Günther nicht verſtehen. Er hat dafür im Augenblick auch kein Ohr, er hat ſeine eigenen Gedanken. Er iſt nicht mehr in Rußland und will darum nicht abwarten, was wird, ſondern ſelber die Sache in die Hand nehmen. Und da er glaubt, daß Annemarie noch lange mit ihrem Vater über den Nachmittag wird reden müſſen, bis er begreift, wie Bauer und Arbeiter zueinander ſtehen müſſen, kommt er zu einem Schluß, der die

Mädchen herausfordern wird. Er steht von seinem Klotz auf, pfeift eine lustige russische Weise und geht zu den Mädchen. Als er neben ihnen steht und in ihre erwartungsvollen Augen sieht, sagt er:

„Herzlichen Dank, daß Sie sich unserer verschmutzten Hemden angenommen haben. Ich bin ein wenig in Verlegenheit, ich weiß nicht, wie ich Ihre unerbetene Arbeit bezahlen soll."

Die Mädchen sehen ihn wie ein Wunder an. Was will der Mann? Ihre Arbeit bezahlen? Der Zorn springt auf Stirn und Mund. Ja, was denkt der sich denn?

Fritz Günther muß innerlich lachen. Seine Herausforderung treibt den Mädchen das Blut in die Wangen. Er glaubt, daß er das Steuer seines Willens an den Wind gebracht hat, und spricht weiter:

„Ich habe nur großes Geld. In Berlin zahle ich für das Waschen eines Hemdes dreißig Pfennige. Mir fehlt aber leider das kleine Geld." Er wendet sich an die Schwester des Pfarrers: „Vielleicht können Sie zwanzig Mark wechseln."

Annemarie will antworten, der Vater hatte also doch Recht. Arbeiter werden bezahlt und wollen auch nichts anderes. Und damit zerflattern ihre anderen Gedanken in den Wind. Sie kann selbst wechseln und wird den Fall in Ordnung bringen und nicht mehr mit dem Vater streiten.

Die Schwester des Pfarrers hat das Zucken um den Mund Annemaries gesehen und ahnt, was in dieser vorgeht. Sie fühlt sich auch beleidigt. Aber sie nimmt die Hand der Freundin und bittet mit den Augen, ihr die Antwort zu überlassen. Was der Mann gesagt hat,

ſtimmt nicht zu dem Bild, das der Bruder von den Männern gegeben hat, und gerade von dieſem Manne, der vor ihnen ſteht. Seine Worte klingen auch nicht mit dem zuſammen, was am Nachmittag geweſen iſt. Und ſeine Augen ſind blau und warm! Dahinter ſteckt etwas anderes als Geld. Auch in ſeiner Stimme klang nicht die kalte Sachlichkeit, die immer zwiſchen Menſchen iſt, wenn es um Geld geht.

Der Mann wartet auf eine Antwort. Die ſoll er haben. Sie denkt: wie man in den Wald hineinruft, ſo ſchallt es heraus.

„Ihre löbliche Abſicht, uns zu bezahlen, kommt etwas zu früh. In Deutſchland zahlt man erſt, wenn die Arbeit fertig iſt. Wechſeln könnte ich ſchon, aber ich hoffe, daß Ihr Stolz es Ihnen nicht verbietet, wenn Sie unſere Arbeit, verſtehen Sie richtig, als einen Willkommengruß im neuen Deutſchland anſehen. Ihr Freund wird wohl für ſein Hemd kleines Geld haben, wenn nicht, können wir auch wechſeln."

Fritz Günther macht den Mund etwas mehr auf als ſonſt, nickt und müßte wohl nun eigentlich „Danke" ſagen. Dieſe Antwort hatte er nicht erwartet. Er weiß nicht, was er antworten ſoll, wird verlegen, dreht ſich kurz um und geht. Das war blöd und dumm, geſteht er ſich ein; er hätte es anders machen müſſen. Nun iſt nichts mehr zu ändern, und es will ſcheinen, daß der Abend alles, was ſchön und ordentlich am Nachmittag war, verderben will. Wer hat Schuld? Er ſieht Licht in der kleinen Stube, die ihnen die Tante angewieſen hat. Karl Stuten wird oben ſein. Er wird zu ihm hinaufgehen und dann weiterſehen. Langſam ſteigt er die Stiegen empor.

Nach all der Blödheit der letzten halben Stunde ist ihm die Lust vergangen, mit dem Pfarrer noch zusammenzubleiben. Dann ist da noch etwas, das er immer wieder zurückgestellt hat, wenn es kam und ihn mahnte, nun aber drängender wird und ihn mit tausend Fäden nach Berlin zieht. Darüber kann er mit niemandem sprechen, und doch wäre es für ihn das Dringendste, sich Gewißheit und Ruhe zu verschaffen. Nachdem er in Berlin angekommen war, verbummelte er den Vormittag in der großen Stadt, die ihr Gesicht in den letzten zwanzig Jahren völlig verändert hat. Er hatte irgendwie Angst, nach der Gartenstraße zu gehen, wo sein Mädchen auf ihn wartet und —, nein, nicht weiter denken, sondern handeln. Jetzt mag es sechs Uhr sein. In Bornim bekommt er den Omnibus nach Potsdam. Dann noch eine Stunde, und er ist in Berlin und kann, wenn alles klappt, noch vor acht Uhr in das Haus kommen, in dem er sich ein schönes Wiedersehen erhofft. Mit schnellen Schritten nimmt er die letzten Stufen.

Karl Stuten ist in seinen Gedanken über die Zwecklosigkeit jeder weiteren Unterhaltung mit dem Pfarrer auch zu einem Entschluß gekommen. Da die Nacht wahrscheinlich nicht allzu kühl wird, will er in einem Nachtmarsch, mit sich allein, sein Verhältnis zu dem Freund durchdenken. Als alter Wanderer kennt er die Schönheit der märkischen Landschaft zur Nachtzeit. Also packt er seine Sachen. Der Pfarrer wird begreifen, daß es noch andere Dinge gibt, als ihm das Tor zum neuen Deutschland aufzumachen. So lautet ein klein wenig ironisch der Schluß seiner Überlegungen. Seine Hemden wird er auf dem Rückmarsch abholen.

Fritz Günther hätte es zwar gerne geſehen, wenn der Freund noch geblieben wäre. Man wird ihr Verhalten nicht verſtehen und vielleicht als Unhöflichkeit deuten. So bleibt nur noch, daß ſie beide einen Treffpunkt für Berlin verabreden. Das iſt ſchnell geſchehen.

Es treibt und drängt Fritz Günther nach Berlin. Das verſteht Karl Stuten, als der Freund ihm erzählt, daß ſeine Eltern noch nichts von ſeiner Rückkehr wiſſen. Die Frau, ſein Mädchen, verſchweigt er. Was geht ſie vorerſt den Freund an? Es kann ja auch alles anders ſein. Er denkt nicht weiter, will glauben, daß ſie auf ihn wartet, und damit iſt jeder Zweifel klein und ſchlecht. Karl Stuten verſpricht, die Sache mit dem Pfarrer zu ordnen. Fritz Günther greift nach Hut und Stock und hängt den Mantel über die Schulter. Nach einem kräftigen Händedruck und guten Wünſchen für die Wanderung geht er. Als er durch das Haus und über den Hof ſchreitet, trifft er niemanden. Das iſt gut, ſo hält ihn wenigſtens nichts weiter auf. Die Tür zur Straße knarrt wie vor 24 Stunden. Er muß wieder an den Tropfen Öl denken, der Wunder wirken würde. Doch er iſt kein Meiſter Hämmerlein. Nach Bornim muß er links gehen. In einer halben Stunde wird er es ſchaffen, und wenn alles gut geht, hat er auch gleich mit dem Omnibus Anſchluß. So macht er die Beine lang, beſchwingt von der Freude, die ihn treibt. Er muß an dem Haus des Bauern vorbei.

Die Stunde oder das Schickſal, gleich wie man es nennen mag, will mit Fritz Günther etwas anderes, als er wünſcht. Annemarie ſteht vor ihm. Sie hat die Läden vor die Fenſter gelegt. Das bringt eine peinliche Minute Er denkt daran, daß ſie mit dem Vater geſprochen haben

wird, und erinnert sich an seine Dummheit bei der Waschküche. Da er nicht wortlos an ihr vorbeigehen kann, reicht er ihr die Hand und sagt:

„Auf Wiedersehen!"

Ruhig und sicher gibt sie ihm die Rechte. Als er die seine zurückziehen will, hält sie die Hand fest:

„Nein!" sagt sie, „so können Sie sich nicht von mir verabschieden. Mein Vater ist schwer in seinem Wort und seinem Denken, dafür geht es bei mir leichter!"

„So", will er unterbrechen, denn Berlin steht vor ihm als frohe Hoffnung.

„Nein", spricht sie schnell und läßt sich nicht von ihm beirren. „So kommen Sie nicht an mir vorbei, erst müssen Sie mir sagen, warum Sie vor uns in der Waschküche eine solche Komödie gespielt haben?"

Da er wortlos an der Unterlippe nagt, spricht sie: „Ich weiß, daß Sie meinen Vater zum zweitenmal in einen noch größeren Zorn versetzt haben. Aber Sie taten an uns doch das gleiche, was mein Vater an Ihnen getan hat. Es ist darum recht und billig, wenn Sie mir sagen warum?"

Einfach und klar ist ihre Forderung. So muß also Fritz Günther Farbe bekennen. Doch das ist nicht mit wenigen Worten getan. Berlin zerrt und zieht. Gibt er eine ehrliche, gerade Antwort, kommt er nicht um acht nach Berlin. Läßt er das Mädchen wie ein dummes Kind stehen, dann ist er ein Flegel, mehr als das, er läßt einen jungen Menschen mit einer Sorge allein. Aber schließlich ist es ihr Vater, dessen Ehre und Haltung vor einem Arbeiter im Zweifel stehen, und das fällt auf das Mädchen zurück. Er weiß von sich und seiner Jugend. Auch er hat

als Zwanzigjähriger vor dem Leben gestanden und Antwort haben wollen. Also legt er die achte Stunde für Berlin still und mit ein wenig Wehmut beiseite, holt tief Luft und gibt Antwort:

„Meine liebe Annemarie, so darf ich doch wohl zu dir sagen?" Sie nickt, und er fährt fort: „Der Nachmittag war schön, besonders für mich. Das war Deutschland, wie ich es meine. Das mit deinem Vater ist eine Männersache, und was darin nicht in Ordnung gebracht ist, wird schon einmal seine richtige Antwort bekommen. Unsere Begegnung an der Waschküche war falsch und dumm. Ich habe nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollen. Das war nicht meine Absicht. Aber wie ich für deinen Vater nicht die richtige Antwort gefunden habe, so auch ihr nicht für mich. Ihr habt nicht versucht, mich zu verstehen und mir nicht eine Brücke der Verständigung geschlagen, wie ich es getan habe, sondern seid, wieder ebenso wie ich, von eurem Stolz genarrt worden."

Fritz Günther ist bei diesen Worten langsam weitergegangen. Annemarie folgt, und beide merken nicht, daß sie sich vom Hause entfernen. Er sucht in seiner Aussprache mit dem Mädchen weiterzukommen und sagt:

„Ich habe eure Worte in der Waschküche gehört und war darüber unsagbar froh, wie ihr die Dinge mit dem richtigen Namen angesprochen habt. Und wie du dich sorgtest, daß wir Männer nicht zueinander kommen würden und was du tun wolltest an deines Vaters Stelle. Ja, all das habe ich gehört und mich gefreut. Auch als du sagtest, daß wir anders seien, als Arbeiter nach eurer Meinung sind. Aber du bist noch in einem Irrtum befangen, denn nicht nur wir sind anders als ihr meint,

sondern alle Arbeiter und wohl auch Bauern. Was zwischen uns steht, sind Vorurteile. Was in dir sprach, war das rechte Gefühl. Da wurde in mir ein Wunsch lebendig. So wie du uns durch unsere Arbeit kennengelernt und mit anderen Augen gesehen hast, so wollte ich euch Bauern bei eurer Arbeit sehen. Ich wollte mit dir durch dein Reich gehen, wollte in deinen Augen den Stolz des Bauern lesen. Diesen Wunsch habe ich mit meiner Komödie recht töricht zum Ausdruck gebracht. Nun, mein Wunsch ist mißverstanden worden, und darum ist jetzt alles unbefriedigt, und es hätte doch ein Fest sein müssen! Denn was ist das für eine schöne Sache, wenn sich Bauer und Arbeiter in ihrem Tun finden."

Er zuckt mit der Schulter und sagt leise vor sich hin: „Das ist vorbei, und so kann ich wohl jetzt gehen."

Er will fort, denn zwischen ihnen ist alles gesagt. Es war ein Beispiel, wie es nicht sein soll. Sie bleibt neben ihm, weil sie ihn nicht gehen lassen will. Wie er die Sache der Maschine gegen den Vater verteidigt hat, meint sie, habe sie jetzt den Herzschlag zueinander zu verteidigen:

„Warum seid ihr Männer manchmal so feige?" beginnt sie laut und eindringlich zu ihm zu sprechen. „Ihr wart es am Nachmittag doch nicht. Warum geht ihr nun eure Wege und denkt vielleicht, wir Bauern lieben das Geld und nicht unseren Acker, unser Vieh, unsere Arbeit mit der Saat und der Ernte. Warum packt ihr den Stier nicht bei den Hörnern und sagt uns Bauersleuten, daß ihr Arbeiter nicht die Stadt seid, die nur Geld und immer wieder nur Geld kennt und glaubt, damit alles kaufen und bezahlen zu können und ebenso immer wieder nur Geld für jede Arbeit fordert. Wenn diese Stadtmenschen

zu uns auf das Land kommen, bewundern sie mit Ah und Oh das wogende Ährenfeld, wie sie es nennen, und schämen sich doch der Arbeit und der Schwielen auf den Händen. Die mag der dumme Bauer haben, der bekommt sie dafür bezahlt. Wenn man uns irgendeine Klugheit zugesteht, dann heißt sie ‚Listige Bauernschläue'. Warum sagt ihr denn nicht, daß ihr nicht die Stadt seid — Mann — können Sie denn meinen Vater nicht verstehen?"

Erregt hat sie auf Fritz Günther eingeredet, dabei seinen Arm gepackt und ihn zum Stehen gezwungen. Im aufkommenden Mondlicht kann er das Blau ihrer Augen und ihren energischen Mund sehen. Er kann nicht antworten. Wie groß ist doch der Wirklichkeitssinn, mit dem die heutige Jugend dem Leben gegenübersteht. Diese Erkenntnis schließt ihm den Mund. Wie greisenhaft war dagegen seine Jugend. Die jungen Menschen seiner Generation hatten sich bemüht, den Sinn des Lebens zu begreifen und dabei den nächsten Menschen, der unmittelbar neben ihnen stand, vergessen. Sie wollten absolut wissen, ob es einen Gott gebe oder keinen, als wenn dessen Existenz davon abhinge, ob die Menschen ihn anerkennen oder nicht. Und weiter wollten sie wissen, ob der Mensch vom Affen abstamme. Das war ihnen so wichtig wie das Leben selbst. Und dann grübelten sie darüber nach, warum Goethe seinen Faust am Schluß von einem Volk reden läßt und nicht von der Menschheit. Ja, und noch viel tausend andere Sinnfragen geisterten in ihren Hirnen, und unterdes ging das Leben an ihnen vorbei. Sie aber wußten nicht, wozu sie Hände zum Zupacken hatten und was diese für Freude bergen können. Und nun diese

Jugend! Sie hat den Blick nicht in den Sternen, wenn es Tag ist, und redet nicht vom Klassenkampf, wenn es Nacht ist. Ihr Blick ist auf den Nebenmann gerichtet. Sie sucht nicht, was in dessen Schädel ist, ob er an den Affen oder an die Schöpfung Gottes glaubt, sondern fragt, wie es mit dem Takt seines Herzens ist, und ob er richtig im Werk und in seiner Arbeit steht.

Das Mädchen, das noch so jung ist, faßt ihn an und sagt ihm, was ihm über sein Verhalten gesagt werden muß. Ihr Verhalten ist nicht durch irgendwelche Worte bestimmt, die zwischen ihnen gewechselt worden sind, sondern durch das Tun seiner Hände. Er bleibt plötzlich stehen. Da er durch das Mädchen in eine innere Not gedrängt worden ist, soll sie ihm Klarheit über die eine Frage schaffen, die ihn unausgesetzt beschäftigt.

„Warum glaubst du, daß wir das Geld deines Vaters nicht annehmen dürfen? Wir wollen unser Gesicht nicht verlieren, wie der Chinese sagt."

Sie schlägt die Augen nieder. Im Mondlicht liegt ein kleiner Stein vor den Füßen. Sie schleudert ihn weg. Das muß sie tun, denn ihr sicheres Gefühl findet nicht das richtige Wort. Zwar weiß sie nicht, was der Chinese mit seinem Gesichtverlieren meint, aber sie deutet es so, daß Fritz Günther sagen will, er brauche sich nicht zu schämen. Sie hat Zeit nötig, um die richtigen Worte für ihr Gefühl zu finden. Still ist es um sie. Wie sie sich nun gegenüberstehen und hoffen, daß sie das richtige erlösende Wort finden werden, schlägt es dumpf im schütternden Baß zweimal vom Kirchturm. Es ist halb sieben. Die Arbeit für Hof und Tier steht vor Annemarie. Alles hat seine Pflichten und Rechte und will besorgt sein, und sie

steht auf der Landstraße und hält kluge Reden mit einem Mann, den der Tag herbeigebracht hat und der wieder weitergeht. Er hat nichts mit ihren Dingen zu tun, die ihre Tage ausfüllen. Ihre Augen, in denen eben noch ein Widerschein der Frage Fritz Günthers war, sind wieder sachlich geworden. Sie sieht ihn an und sagt:

„Bringen Sie mich bitte zurück, man braucht mich in der Wirtschaft."

Er nickt. Ihm bleibt nichts anderes übrig. Und da ihre Arbeit in Haus und Hof wartet, geht sie schnell zu. Dabei muß sie sich wieder in Gedanken mit der Frage des Mannes beschäftigen. Eine Erinnerung an den vergangenen Sonntag ist da. Sie war mit der Bauernschaft auf dem Bückeberg gewesen und hat zum erstenmal in ihrem Leben den Mann gesehen und sprechen gehört, der ihnen ihre Bauernfreiheit wiedergegeben hat. Aber, davon weiß Fritz Günther nichts; er ist erst seit drei Tagen in Deutschland und hat nichts vom Erntedankfest erfahren. Während der heimgekehrte Arbeiter schweigend auf ihre Antwort wartet, sieht sie sich in der großen Gemeinschaft der Bauern. Über sie hinweg, vom Lautsprecher her, klingen die Worte der Männer, die zu ihnen sprechen. Und da wurde ein Wort gesagt, das jetzt vor ihrem inneren Auge wie ein Licht leuchtet. Es war die klare Unterscheidung zwischen den Menschen, die zueinander gehören, und denen, die etwas anderes wollen als Deutschland. Jetzt weiß auch Annemarie ihre Antwort und spricht zu Fritz Günther:

„Sie kamen zu mir in die Scheune und sahen mich. Ihre Augen fragten: Was ist dem jammernden Mädchen geschehen? Weil mein Unfall nicht schlimm war, sahen

Sie zum Motor. Ich ſah in Ihrem Geſicht die Frage: Was gibt es hier zu tun? Und da taten Sie mit ſicherem Gefühl das Notwendige, obwohl Sie nicht wiſſen konnten, daß ſonſt für den Abend kein Futter für die Pferde vorhanden ſein würde. Ja, und bei dieſem Tun wurde weder zu Beginn noch am Ende gefragt: ‚Was gibt es hier zu verdienen?‘“

Nun iſt er es, der ſie am Arm feſthält und zu ſich zieht. Er kann nicht anders. Heiſer iſt ſeine Stimme. Das iſt nicht die Luft, das iſt ſein Blut, das ihm mit ſchnellen Stößen in den Schläfen hämmert, denn das Mädchen deutet den Kampf ſeines Lebens, gibt ſeiner Mühe den rechten Sinn. Noch einmal will er ihre Deutung hören:

„Was ſagſt du, wovon war nicht die Rede?“

„Vom Verdienen!“ ſagt Annemarie ruhig.

„Nein, gewiß nicht, daran haben wir beide nicht gedacht.“

„Darum konntet ihr auch das Geld meines Vaters nicht annehmen.“

„Und ihr wohl auch nicht das meine?“ will er weiter wiſſen.

„Vielleicht“, gibt ſie ſinnend zurück, „doch glaube ich, daß das Tun von uns Frauen noch viel weniger mit Geld etwas zu ſchaffen hat als eure Arbeit.“

Sie ſind vor dem Haus des Vaters angelangt. Der Bauer ſteht vor der Haustür. Als er ihre Stimme hört, macht er die Haustür weit auf, ſo daß das Licht der Flurlampe auf die Straße fällt.

„Mit wem ſprägſt du dor?“ fragt der Bauer.

„Mit Herrn Günther“, antwortet ſie mit dem Gefühl, daß es ſo ſein muß. Den Namen kennt der Bauer nicht,

aber das Geſicht des Mannes iſt ihm nicht fremd. Er hat ſich Gedanken über die beiden Arbeiter gemacht, die ſein Geld nicht haben wollten und dabei auch an ſich gedacht, was er getan hätte, wenn ihm einer ſo das Geld unter die Naſe gehalten hätte. Aber damit iſt ſeine Frage nicht beantwortet, denn er hat Hof und Haus und die beiden nicht. Schließlich iſt er zu der Erkenntnis gekommen, daß er es mit der Quittung falſch gemacht hat. Alſo wird er ſich jetzt mit dem Manne zu einem Korn zuſammenſetzen. Dabei werden ſie ihre Sache miteinander in die richtige Furche ziehen. Er geht zu den beiden, reicht Fritz Günther die Hand und ſagt: „Gooden Abend".

Feſt liegen ihre arbeitsgewohnten Hände ineinander. Das ſind Hände, die wiſſen zuzupacken, fühlt jeder. Sie denken: warum ſtreiten wir uns eigentlich? Der Bauer ſpricht:

„Kommen Sie einen Augenblick zu mir, ich glöw, wir hebben uns noch was zu ſeggen."

Weil die Stunde es wieder anders haben will, als Fritz Günther es ſich erträumt hat, geht es ihm wie in Rußland. Alles iſt abſeits von Zeit, Tempo, Stadt und Menſchenwille. Alles iſt Gebot und Zwang der Muttererde, die in ihm ihre Säfte treibt und ihm befiehlt, das zu ſein, was er wirklich iſt, ein Sohn ihres Lebens. Das ruſſiſche „nitſchewo" liegt auf ſeiner Zunge. Als ihn dann noch Annemarie mit dem Arm ſtößt und er eine freudige Hoffnung auf ihrem Geſicht ſieht, vertagt er Berlin und das Wiederſehen mit der Frau, die er in ſeine Arme ſchließen möchte, auf morgen. So mag auch dieſer Abend wie der geſtrige ſeinen eigenen Sinn bekommen.

Der Bauer hat Fritz Günther auf das Ledersofa gebeten. Das ist die höchste Ehre. Mehr als das hat er in seinem Hause nicht zu vergeben. Da sitzt der Pfarrer, und er hat mit seiner Frau an ihrem Hochzeitstage da gesessen. Und wenn sein Mädel heiratet und sein Junge, der jetzt bei den Soldaten ist, werden die auch dort sitzen. Ehre, wem Ehre gebührt. Wer so mit ihm streitet, nicht um Geld, sondern um eine Sache, die zum Hof gehört, muß etwas sein. Deshalb gehört er auch auf diesen Platz.

Fritz Günther weiß von dieser Ehre nichts. Er denkt an Karl Stuten. Schade, der stürmt nun durch die Landschaft. Auch ihn wird das Leben auf den richtigen Weg stellen. —

Und das ist nun der nächste Morgen. Mit dem ersten Sonnenschein ist Fritz Günther wach geworden und hat sich angezogen. Doch er wollte die Ruhe des Hauses nicht stören, hat sich ans Fenster gesetzt und träumt in die weite Landschaft hinaus. Es war gestern abend spät geworden. Und nun denkt er noch einmal an den Abend mit dem Bauern.

Er findet es gut, daß er geblieben ist, denn sein Wort hat zum Bauern gefunden und dessen Rede zu ihm.

Beide wissen nun, daß Bauer und Arbeiter etwas ganz anderes sind, als sie es sich bisher vorgestellt haben. Das Bild, das sie bisher voneinander hatten, war falsch, war von der Vergangenheit bewußt mit Vorurteilen gezeichnet. Sie hatten ihr Bild nur im Spiegelbild der Geschäftemacher gesehen, die immer nur fragen: was gibt es zu verdienen. Die hatten den Bauern und den Arbeiter dumm gemacht und begaunert, und was sie vom Sozialismus redeten, war ein Schielen nach Faul-

heit und Geld. Mit diesen Spekulanten hatte keiner von ihnen etwas zu tun. Annemarie hatte dazu gesagt, die Zeit der Geschäftemacher sei vorbei, seitdem Wert und Ehre des Bauern und des Arbeiters wieder ihre rechte Geltung bekommen hätten. Das hatte sie mit ungezählten Bauernsöhnen und Bauerntöchtern auf dem Bückeberg erlebt. Vom Bückeberg hatte Fritz Günther noch nichts gehört. Annemarie unterrichtete ihn, daß dieser Berg nun jedes Jahr die Bauern des Reiches um sich sammeln werde. Wie dem Soldaten am Manöverschluß werde dort dem Bauern von der Führung Anerkennung, und wenn nötig, auch Tadel für die Leistung des Jahres ausgesprochen, und die Parole für das kommende Arbeitsjahr ausgegeben.

Fritz Günther hatte diese soldatische Sinngebung des Erntedankfestes zu deuten versucht, jedoch keine Erklärung gefunden. Aber Annemarie antwortete ihm klar und unmißverständlich: Der Bauer sei heute nicht mehr der Inhaber einer Kartoffel-, Rüben- und Getreidefabrik, der auch ein Jude vorstehen könnte, sondern ein Lehnsherr. Der König, der dieses Lehen vergebe, sei das Volk. Vor diesem habe der Bauer jedes Jahr Rechenschaft abzulegen. Das alles habe nichts mehr mit dem Eigentum der Vergangenheit und auch nichts mehr mit dem Geschäft zu tun, es sei eine soldatische Ordnung, und darum habe sie das Beispiel des Manövers gewählt. Der Vater hatte sich gefreut, daß die Tochter dem Bauernstand die Ehre des Soldaten gab. Das war eine Sache, die Klang hatte. Es gab nicht mehr den dummen Bauern, über den jeder Städter hinwegsah.

Fritz Günther durchdenkt die Worte Annemaries und

fragt ſich, was er als Arbeiter im neuen Deutſchland bedeute. Noch hatte er keine Antwort gefunden. Aber der Glaube war in ihm erwacht, daß auch im Raume der Arbeit der Geſchäftemacher keinen Platz mehr haben könnte.

Damit hatte der Abend in der märkiſchen Bauernſtube einen Sinn gefunden. Er galt ihm als eine Stunde der Einkehr und Beſinnung von ſeinem erſten Schritt als Arbeiter im neuen Deutſchland. Dieſes Fragen und Beſinnen war nötig geweſen.

Auch er möchte ein Soldat der Arbeit ſein. Über das Wort hinweg ſieht er träumend Berlin, die ruheloſe, arbeitſame Stadt. Berlin iſt wie ein rieſiges Fabriktor, und es ſind die Schritte der Arbeiterregimenter, die hineinmarſchieren, nicht mehr von Not zermürbt und von betrügeriſchen Geſchäftemachern verhetzt, ſondern tätig im Dienſt für das geſamte Volk, wie der Bauer.

Er ſtreicht ſich mit der Hand über die Augen, dieſes Bild ſeines Arbeitstages iſt ſo traumhaft und wäre doch die Erfüllung einer achtzigjährigen Sehnſucht der deutſchen Arbeiterſchaft.

Wenn doch dieſe Hoffnung im neuen Deutſchland Wirklichkeit würde! Er ſchließt die Augen, und ſein Wunſch iſt wie ein Gebet.

Lange ſitzt er ſtill, ohne denken zu können. Seine Augen nehmen das Bild eines Mannes auf, der mit langſamen Schritten in den Wald geht. Er ſieht in Gedanken Karl Stuten. Sie ſind alte Freunde. Wie werden ſie ſich nun in den Willen des neuen Deutſchlands einreihen? Das muß klar, ohne Vorbehalt und heimliche Wünſche geſchehen. Sein eigener Lebensweg war bisher gerade ge-

weſen, ohne Lüge und Kompromiſſe bis zum bitteren Ende, zum Verzicht auf die Idee ſeiner Jugend. So durfte er jetzt erſt recht nicht krumm werden. Beugen wollte er ſich nur von der Arbeit laſſen, und wenn im Alter die linke Schulter noch mehr hängen wird, ſo war das kein Grund zur Scham. Aber eine Arbeit unehrlich und mit dem Gefühl der Lüge zu tun, um freſſen zu können, das wäre eine Schändung ſeiner ſelbſt. Auch ſein Freund durfte nicht mit einem Wenn und Aber hinter ſeiner Werkbank ſtehen. Fritz Günther gelobte ſich, im neuen Deutſchland dem Freunde die Treue zu halten. Waren ſie in der Jugend gemeinſam hinter der Fahne des Irrtums geſchritten, ſo wollten ſie auch jetzt Seite an Seite dem Feldzeichen der Erfüllung folgen.

V.

Sie steht hinter seiner Sache!

Langsam, wie ein Mensch, der viel Zeit hat, geht Fritz Günther die Gartenstraße hinunter. Er geht auf der Mauerseite des Stettiner Bahnhofes, da kann er die Häuserfront besser übersehen. Nichts hat sich in dieser Straße verändert. Die Häuser haben noch das gleiche Gesicht wie vor zwanzig Jahren. Eine verlogene Stuckfront, die einen Reichtum vortäuschen soll, der nie in dieser Straße gewesen ist. Hinter den Fenstern dieser Gebäude wohnen Arbeiter und keine Bürger, die als die Bauherren um die Jahrhundertwende ihre anmaßenden Wunschträume in der Unnatur des Stucks austobten. Er kennt die Häuser und die Klassenlüge in ihnen. Die breite Treppe im Vorderhaus und die schmale im Hinter- und Quergebäude. Im Vorderhaus war das Gaslicht mit einer Glasglocke geschützt und im Hinterhaus brannte der offene Bunsenbrenner im Treppenhaus. Bizarr und gespensterhaft ist sein Schatten an den Wänden vorbeigehuscht, wenn er im flackernden Licht der offenen Flamme die Zeitungen ausgetragen hat. Lebendig steht die Erinnerung vor ihm. Dennoch war das alles ein Paradies gegen die Elendsquartiere der Londoner Slums. Da ist er fast von dem Dreck und dem Ungeziefer aufgefressen worden. Hier in der Gartenstraße war es die Lüge, die ihn quälte. Dort kam noch der Hunger hinzu,

den hatte er hier nicht gekannt. Er reißt sich von diesen Erinnerungen los. Das ist gewesen. Heute wird es anders sein, und solche Gedanken bringen nicht weiter.

Er sieht in die Gesichter der Menschen, die an ihm vorbeieilen. Er kennt niemanden. Auch vor zwanzig Jahren war es so. Menschen und noch einmal Menschen und doch weiß keiner vom anderen. So war es in London und in Paris, Brüssel, Leningrad und auch in Moskau.

Und nun wieder Berlin, seine Heimat, nach der er sich Jahr um Jahr gesehnt hatte. Nichts ist darin erregend und bewegend. Die Wanderung durch das märkische Land, das ist Heimat gewesen. Die Luft in ihr hatte seinen Atem leicht gemacht, seine Schritte beschwingt, der Ruch der Erde war wie ein wachsendes Strömen in seinem Blut gewesen, und die Menschen hatten ihn in seinem hoffenden Glauben gestärkt. Hier in der Straße hört er in dem Lärm des rastlosen Treibens nicht einmal seine eigenen Schritte, und die Asphaltschicht sperrt ihn von der Erde ab. Das kann nicht Heimat sein. Er fühlt sich als eine Art Plankton, das verloren im Meer treibt.

Der Gartenplatz weitet sich vor seinem Blick. Auch da hat sich nichts geändert. Die katholische Kirche protzt noch ebenso kalt wie ehedem, und hinter der Kirche steilt der riesige Steinkasten des Fabrikgebäudes der AEG. auf. Im Schalterbau hat er als junger Geselle eine kurze Gastrolle gegeben. Vielleicht arbeitet er in den nächsten Tagen hinter einem der Fenster, wo soeben die Lampen aufflammen. Alles ist möglich, denkt er und sieht auf die Uhr der Kirche. Es ist kurz vor Vier. Ob sein Mädchen schon zu Hause ist? Dieses Mädchen ist seine Heimat und nicht die Straße, nicht der Platz, nicht die kalten Steine.

Die Frau iſt es, die in den Jahren immer bei ihm geweſen iſt. Immer hat die Erinnerung an ſie als Flamme der Sehnſucht gebrannt, auch wenn das Bild der Stunden voll Heimweh ſich zu Straße und Stein geformt und den Namen Berlin trug.

Wieder fragt er ſich, ob ſie ſchon zu Hauſe ſein mag. Und dann wird ihm bewußt, daß es zwanzig Jahre her ſind, ſeit er vor ihrem Hauſe von ihr Abſchied genommen hat. Er wohnte damals bei ſeinen Eltern in der Ackerſtraße.

Zwanzig Jahre! Schnell geht er zu und denkt weder an den Vater noch an die Mutter. Er iſt nicht mehr neununddreißig Jahre alt, ſondern neunzehn. Doch mit einemmal fühlt er die Jahre wie einen Berg vor ſich aufſteigen. Angſt und Zweifel preſſen ihm faſt das Herz ab. Welche Gewißheit hat er denn, daß ſie noch auf ihn wartet? Das letztemal hatte er vor fünf Jahren aus Frankreich geſchrieben. Zwanzig Jahre ſind ein halbes Menſchenleben, und hatte ſie nicht auch ein Recht auf das ihre?

Immer ſchneller ſind ſeine Schritte geworden. Atemlos ſteht er vor ihrer Tür, die Treppe iſt er emporgerannt. Er will den blanken Meſſingknopf ziehen, doch der iſt nicht mehr da. Ein weißer elektriſcher Klingelknopf ſtarrt ihn tückiſch an. Und daneben iſt nicht mehr das Türſchild mit den verſchnörkelten Buchſtaben, ſondern ſchmucklos auf grauem Grund ſteht da „H. Müller". Was ſoll er tun? Sie wohnt nicht mehr hier. Eine Welt bricht vor ihm zuſammen. War es die gewohnte Handbewegung nach dem Klingelknopf oder was auch ſonſt, er kann ſich keine Antwort geben. Der Wecker hinter der Tür ſchlägt an. Erſchrocken nimmt er die Hand vom Knopf.

Leiſe knarren die Dielen. Das war der erſte heimatliche Ton. So war es auch ſchon vor zwanzig Jahren geweſen, wenn ſein Mädchen ihn erwartet hat und auf ſein Klingeln zur Tür kam. Eine junge Frau öffnet die Tür. Ihre fragenden Augen fordern Antwort:

„Was wünſchen Sie?“

Er findet kein Wort. Alles iſt ſo plötzlich, ſo unerwartet. Stumm ſieht er die Frau an. Ihre Verwunderung über ſein Schweigen wächſt. Ein Bettler? Das kann nicht ſein. Schwer löſt ſich von ſeiner Zunge die Frage:

„Wohnt Fräulein Irmgard Gericke nicht mehr hier?“

„Nein!“ antwortet die Frau.

Sie weiß von einem Fräulein Gericke nichts. Was ſoll er nun weiter fragen? Das Geſicht der Frau und ihr Nein ſind wie ein Punkt hinter dem Satz. Er will ſich entſchuldigen und gehen, ſagt aber dann doch:

„Wie lange wohnen Sie hier?“

„Drei Jahre.“

Und noch heller wird ihr forſchender Blick. Doch dann fragt ſie mit verwundertem Geſicht, als werde eine Erinnerung in ihr wach:

„Nach Fräulein Gericke fragen Sie?“ Er nickt.

„Wie heißen Sie?“ will ſie wiſſen. Er nennt ſeinen Namen. Die Frau ſieht an ihm vorbei, dann prüft ſie ihn aufmerkſam. Schritte kommen die Treppe herauf. Sie zuckt mit den Schultern. Iſt es, weil ſie nicht recht weiß, was ſie mit ihm beginnen ſoll, oder hat ſie ihm doch etwas mitzuteilen?

„Kommen Sie einen Augenblick zu mir herein“, fordert ſie ihn auf und ſieht zur Treppe, wer da heraufkommt. Fritz Günther wagt nicht, ſich umzublicken. Die

Frau geht voran. Verlegen folgt er, macht die Tür hinter ſich zu und ſieht noch, daß ein älterer Mann langſam Stufe um Stufe die Treppe erſteigt.

Im Wohnzimmer bietet ſie ihm einen Stuhl an und fragt noch einmal nach ſeinem Namen. Dann geht ſie an den Schrank und holt einen kleinen geſchnitzten Kaſten hervor. Und nun ſagt ſie, ohne von dem Kaſten aufzuſehen:

„Ich ſuche einen Brief."

Geburtsurkunden, Verſicherungsſcheine nimmt ſie aus dem Kaſten und legt ſie auf den Tiſch. Sie ſucht weiter, hält ſchließlich einen Brief in der Hand, lieſt die Anſchrift. Eine herzliche Freude löſcht die ſuchende Spannung aus dem Geſicht. Mit einem frohen Lächeln reicht ſie ihm das Schreiben.

„An Herrn Fritz Günther!" lieſt er. Es ſchnürt ihm die Kehle. Freude, Zweifel, Glück und Enttäuſchung, das alles kann der Umſchlag einſchließen. Der Brief zittert in ſeiner Hand. In dieſem Augenblick fühlt er, daß zwiſchen ihm und ſeinem Mädchen mehr als Liebe und heimatliche Erinnerung iſt. Sie iſt ein Stück von ihm und er ein Stück von ihr. Plötzlich bohrt wie ein Meſſer der Gedanke in ſeinem Hirn, daß er ſie mit dieſem Brief verloren haben könnte, daß es ein Abſchiedsbrief ſei. Er vergißt die Frau neben ſich, ſieht nicht, wie ſie die Urkunden wieder in den Kaſten zurücklegt und in den Schrank ſchließt. Noch hat er den Brief unaufgebrochen in der Hand. Die Frau will ſich entſchuldigen, weil ſie nicht gleich an den Brief gedacht hat; drei Jahre ſind ſchließlich eine lange Zeit. Sie unterläßt es dann aber, als ſie den Mann anſieht. Der hat den Brief in der Hand,

als wäre darin über ihn ein Verdammungsurteil ausgesprochen. Leise geht sie aus dem Zimmer. Ihr Mitgefühl sagt ihr, solche Dinge, welche die Hand zittern lassen, muß der Mensch mit sich allein erledigen. Fritz Günther hört das Klappen der Tür hinter sich. Er läßt den Brief auf den Tisch fallen. Jetzt, da er allein ist, muß er tief aufatmen. Er braucht einen Augenblick der Besinnung, um mit den auf ihn einstürmenden Gedanken fertig zu werden.

Steil, leicht nach rechts gebeugt, steht die Schrift der Adresse vor ihm. Die Frau hatte gesagt, daß sie schon drei Jahre hier wohne. Damals also muß der Brief geschrieben worden sein. Siebzehn Jahre hatte sein Mädchen hier gewartet. Und dann? Was mag Irmgard damals bewogen haben, die Wohnung zu wechseln? Sie wird sich verheiratet haben und ihm mit diesem Brief jedes Suchen nach ihr ersparen wollen. So wird es sein. Mit dieser Erwartung bricht er den Brief auf. Als er die noch gefaltete leere Seite in der Hand hat, ist er vollkommen ruhig. Er hätte auch kein Recht, enttäuscht zu sein. Er ist kein Prinz und sie kein Dornröschen. Er wendet das Blatt und liest mit stockendem Atem die wenigen Zeilen, die für ihn vor drei Jahren geschrieben worden sind.

„Lieber Fritz!

Nun Du diesen Brief lesen wirst, bedarf es keiner vielen Worte, wenn Dein Versprechen noch Geltung hat. Die eine Stunde, die noch vor Dir steht, mag Dir ein Geschenk der Freude sein, mich so wiederfinden zu können, wie Du mich verlassen hast. Sollte aber Dein

Weg Dich von mir geführt haben, dann teile es mir bitte mit. Ohne Weh wünsche ich auch dann Dein Glück, wie ich in dem meinen froh und glücklich bleiben werde.

Deine Irmgard."

Zum drittenmal schon liest er den Brief. Er hört nicht, daß die Frau in das Zimmer zurückgekommen ist, auch nicht, daß sie zwei Kaffeetassen auf den kleinen Tisch am Fenster stellt. Nichts hört und sieht er. In ihm ist eine unnennbare Freude. Auch die Frau freut sich. In der Küche hat sie sich an die andere Frau erinnert, die ihr vor drei Jahren den Brief übergab, der Fritz Günther überreicht werden sollte. Damals hat sie nicht nach den Gründen dieser sonderbaren Briefübermittlung gefragt. Doch nun sieht sie den Mann in seiner Freude und glaubt, an dem fremden Klang seiner Stimme zu erkennen, daß er aus fernen Landen zurückgekommen ist. Er kommt zu der Frau, die auf ihn wartet, wer weiß wie lange schon. So soll er auch in dieser Wohnung, wo er sein Glück zu finden hoffte, wenigstens einem gastfrohen Willkommengruß begegnen.

Immer noch träumt Fritz Günther über den Brief hinweg und achtet nicht auf die Vorbereitungen der Frau. Prüfend gehen ihre Hände über den Kaffeetisch. Ihr fällt der Strauß Herbstastern ein, den ihr Mann gestern mitgebracht hat. Sie hat ihn in die Küche gestellt, damit die Blumen immer um sie sind, als ein Gruß von ihrem Mann, der in zwei Stunden bei ihr sein wird. So lange hat er noch Dienst als Omnibusschaffner. Diesen Strauß wird sie holen, die Freude dieses seltsamen Zusammen-

treffens mit dem Heimgekehrten ſoll in der Schönheit der Blumen ihren Spiegel finden.

Leuchtend in der Pracht ſeiner Blüten ſteht nun der Strauß auf dem Tiſch. Fritz Günther ſchaut von ſeinem Brief auf. Seine Augen gehen an der Frau vorbei. Durch das Fenſter verliert ſich ſein Blick in das Gewirr der Güterwagen. Das war damals vor zwanzig Jahren auch ſchon ſo. Er findet ſich wieder in die Wirklichkeit zurück, ſteckt den Brief ein und ſteht auf. Noch hat er den gedeckten Kaffeetiſch nicht bemerkt. Die Freude über den Brief hat alle Härte der Jahre aus ſeinem Geſicht genommen. In ſeinen Ohren erklingen unaufhörlich die Worte ſeines Mädchens, daß ihr Verſprechen noch Geltung habe und daß er die Stunde, die nun noch zwiſchen ihnen ſteht, als ein Geſchenk der Freude nehmen ſolle. Er will ſich verabſchieden, ſteht auf und ſtreckt der Frau ſeine Hand entgegen:

„Ich danke für den Brief und muß nun wohl gehen."

Die Frau denkt: Wie freudig verwirrt ſpricht der Mann. Eigentlich müßte man ein Auto haben. Vielleicht iſt es ſehr weit bis zu dem Ort, wo die Frau wartet, die dieſen Brief geſchrieben hat. Aber ſie beſitzt kein Auto, es iſt genug, wenn ihr Mann der Kapitän eines Omnibuſſes iſt. Ihr ſcheint der Kaffee für den langen Weg, den der fremde Mann vor ſich hat, nun erſt recht nötig. Sie geht zu ihm, fühlt, daß Worte jetzt wenig Sinn haben, nimmt ſeine Hand und führt ihn an den Kaffeetiſch. Dankbar blickt er ſie an, ſetzt ſich und findet endlich das erſte Wort:

„Vor zwanzig Jahren war hier alles anders."

Noch einmal geht ſein Blick über die Möbel und die

Frau denkt an die zwanzig Jahre, in denen ſich die beiden aufeinander wartenden Menſchen nicht geſehen haben.

Er nickt vor ſich hin. „Ja, alles war anders. Da an der rechten Seite", leicht neigt er den Kopf zur Wand, „ſtanden zwei Betten, und hier auf dieſer ſtand ein großes Sofa, da ſchlief meine . . ."

Er ſchweigt einen Augenblick. Was iſt nun Irmgard, ſeine Frau oder Braut? Er ſieht die Gaſtgeberin an. Vor zwanzig Jahren war ſie ſeine Braut, und da er von damals erzählt, muß er alſo von ſeiner Braut ſprechen.

„Da ſchlief meine Braut. Das war alles nicht ſchön."

Wieder bleibt er mitten im Satz ſtecken. Was gehen ſeine Worte die fremde Frau an. Fragend ſieht ſie zu ihm hinüber und nickt ihm freundlich zu. Da er nichts von dem Gebäck nimmt, das ſie auf den Tiſch geſtellt hat, reicht ſie ihm die Schale. Er dankt. Seine Taſſe Kaffee hat er ausgetrunken, und nun möchte er aufſtehen und gehen. Sein Mädchen wohnt jetzt in Tegel, das ſtand auch noch im Brief. Die Frau ſpürt die Unraſt des Mannes, erhebt ſich und ſagt:

„Grüßen Sie recht herzlich."

Da das Wort geſprochen iſt, das ihm zu gehen erlaubt, hält ihn nichts mehr. Die Frau fühlt ſeine Freude in ſeinem Händedruck. Als er auf der Straße nach dem Stettiner Bahnhof ſtürmt, ſieht ſie ihm mit einem frohen Lachen nach. Das gilt ihm aber nur zur Hälfte, denn in einer Stunde wird ihr Mann aus der gleichen Richtung zu ihr kommen. Den Strauß nimmt ſie wieder zurück in die Küche. Da gehört er hin. Wenn ſie mit ihrem Manne zuſammen ißt, muß er zwiſchen ihnen beiden als ein Zeichen ſeiner Liebe ſtehen.

Fritz Günther hat Glück. Als er auf dem Vorortbahnhof steht, kommt nach wenigen Minuten ein Zug. Dies ist nun das letzte Stück Weg, das ihn von seinem Mädchen trennt. Er soll sie so finden, wie er sie verlassen hat. Im wortwörtlichen Sinne stimmt es zwar nicht, denkt er mit einem Lächeln, sie sind inzwischen älter geworden.

Er versucht an den Augenblick des Wiedersehens zu denken. Es will ihm nicht recht gelingen. Er kann sich nicht vorstellen, daß sein Mädchen auch zwanzig Jahre älter geworden ist und als würdige Frau nun bald vor ihm stehen wird. Er spricht vor sich hin „Meine Frau!" Nein, das will nicht klingen, das holpert wie das Lied der Räder unter ihm. „Mein Mädchen!", dabei soll es bleiben, und dann bekommt auch das Lied der Räder für ihn einen anderen Sinn. Es stößt nicht mehr über die Schienen – „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr. – Himmelhoch jauchzt es. – Ich bin gleich da, ich bin gleich da!"

Die Bremsen unter dem Wagen kreischen. Der Zug steht. Fritz Günther sieht aus dem Fenster. Er ist schon in Tegel. Der Bahnhof hat sich nicht verändert. Er kannte ihn noch von der Zeit, da er Sonntags durch den Tegeler Wald nach Frohnau wanderte. An den Ort selbst kann er sich nicht erinnern. So wird er sich zu der Straße, in der sein Mädchen wohnt, durchfragen müssen. Der Bahnbeamte, der seine Karte abnimmt, weist ihm den Weg. Er ist nicht schwer zu finden. Und so geht er mit frohem Herzen seinem Ziele zu.

Vor ihrem Hause springt ihn die gleiche Angst an, mit der er in der Gartenstraße vor dem fremden Türschild

geſtanden hat. Schnell iſt er damit fertig. Nun ſteht er vor ihrer Tür. Das Schild hat keine verſchnörkelten Buchſtaben. Es brennt ihm wie eine tanzende Flamme ihr Name entgegen. Es ſind glatte gerade Buchſtaben auf weißem Grund. Auch hier iſt kein Meſſingknopf zu ziehen, ſondern ein elektriſcher Klingelknopf zu drücken. Doch der lacht nicht tückiſch, ſondern macht ihm Mut. Einen Augenblick zögert er noch. Vom Treppenſteigen iſt ihm die Luft knapp geworden. Sie ſcheint den dritten Stock zu lieben, ſchmunzelt er. Sein Atem geht ruhiger und ſo gibt es keinen Grund mehr zu warten. Er drückt auf den Knopf, länger als er es wohl ſonſt tun würde. Er ſieht ſich in Gedanken ſchon vor ſeinem Mädchen ſtehen. Erſt als er hinter der Tür eilige Schritte hört, nimmt er den Finger vom Knopf und kann ſich gerade noch klarmachen, daß er die Klingel wie ein Brandſignal hat läuten laſſen. Die Tür geht auf, ein junges Mädchen ſteht vor ihm. Oder iſt es ſchon ein Fräulein? Er kann es im Dunkeln ſchlecht erkennen.

Er empfindet keinen beſonderen Schreck. Es wird Beſuch ſein, denkt er. Im Augenblick iſt es ihm ſogar recht. Das wird Öl auf die Wogen der Überraſchung ſein.

„Kann ich Fräulein Irmgard Gericke ſprechen?“ fragt er kühl. Das Mädchen erwidert nicht gleich, obwohl es eine Antwort auf den Lippen hat. Doch dann ſchüttelt es den Kopf, als wenn es ſich auf etwas beſinnt. Auf ſein Geſicht legt ſich ein Schatten.

Seine Stimme, die immer noch etwas vom Klang einer fremden Sprache hat, läßt das Mädchen aufhorchen. Auch daß er von der Mutter als von einem Fräulein ſprach, verwundert ſie. Wenn es in dieſem Hauſe ein

Fräulein Gericke gibt, dann ist sie es. Die Mutter ist Frau und kein Fräulein. Aber der Mann hatte den Vornamen der Mutter genannt. Er muß also doch die Mutter gemeint haben. Prüfend sieht sie den Mann an, und da Kopfschütteln keine Antwort ist, spricht sie:

„Meine Mutter mußte in die Stadt und wird vor einer Stunde kaum zurück sein. Wenn Sie dann noch einmal vorbeikommen wollen?"

Fritz Günther sieht das junge Fräulein mit großen Augen an. Seine Augen haben sich an das Schattenlicht gewöhnt. Er hat an Kleidung und Haltung erkannt, daß er mit einer Erwachsenen spricht. Und nun nennt sie sein Mädchen ihre Mutter? Das Fräulein kann sich den fragenden Blick des Mannes nicht erklären und fragt:

„Oder kann ich etwas für Sie bestellen?"

Plötzlich kann sie nicht weitersprechen. Der Blick des Mannes ist so sonderbar. Fritz Günther ist bei dem Wort Mutter tief erschrocken. Jedoch es kommt ihm der Gedanke, seine Irmgard habe das Mädchen als Kind angenommen. Vielleicht ist es eine Waise, an der Irmgard die Mutterstelle vertritt. Sein Gesicht hellt sich auf. Die Stunde will es gut mit mir, denkt er lächelnd weiter. Er wird sich als sein eigener Freund ausgeben. Vielleicht erfährt er auf diese Weise von dem Fräulein manches über die vergangenen Jahre, was ihm sonst verschwiegen bleiben würde. Wie enttäuscht spricht er nun:

„Das ist dumm. Ich bin hier fremd, will so schnell wie möglich weiter. Ich wollte nur dem Wunsche meines Freundes Fritz Günther nachkommen und seine Grüße überbringen."

Das Blut springt dem Fräulein in die Wangen. Da-

für findet er keinen Grund. Das Mädchen packt Fritz Günther am Arm und zieht ihn in die Wohnung, ohne daß dem Mann recht bewußt wird, was mit ihm geschieht. Willig folgt er. Anna spürt nur den einen Gedanken: der Fremde bringt Grüße vom Vater.

In der Stube stehen sie sich gegenüber. Sie senkt den Kopf, denn nun umfaßt sie der fragende Blick des Fremden. Seine Freude, die hell in seinen Augen leuchtet, kann sie nicht begreifen.

Er denkt: also ein Fräulein, nahe der Zwanzig. Eine Ähnlichkeit mit seinem Mädchen kann er nicht entdecken. Wo sollte die wohl auch herkommen. Fast ebenso groß wie er ist sie. Etwas komisch wirkt auf ihn der Gedanke, daß sein Mädchen von diesem Fräulein mit Mutter angesprochen wird. Aber dann besinnt er sich: es soll so bleiben, und wenn sie zu ihm Vater sagt, wird er nicht böse sein. Alt genug ist er ja. Unvermittelt fragt er:

„Wie heißen Sie?"

„Anna Gericke."

„Anna, der Name ist klar und schön", spricht er vor sich hin.

Er sieht an ihr vorbei und ist mit der angenommenen Tochter zunächst im klaren. Im hellen Licht der Deckenlampe mutet ihn der Raum heimatlich an. Das ist alles so, wie er es sich selbst wünscht. Kein unnötiges Möbelstück. Keine sogenannte „Gute Stube". Keine Decken und Spitzen. Eine schöne Ruhe atmet der Raum, der nun auch der seine werden soll. Mit einemmal spürt er, daß er noch den Hut auf dem Kopf hat. In diesem Zimmer ist das eine Flegelei. So etwas ist in Deutschland nicht möglich, denkt er. In Frankreich oder Rußland

hätte er sich in keiner Arbeiterwohnung darüber den Kopf zerbrochen und höchstens den Hut etwas in den Nacken gerückt, aber nicht abgesetzt. Verlegen nimmt er jetzt den Hut ab:

„Wollen Sie sich nicht einen Augenblick setzen?" hört er plötzlich Anna neben sich sprechen. Er wendet sich ihr zu. „Ja", sagt er und hat sich auch schon in den Sessel in der linken Fensterecke verliebt. Himmel, muß es sich darin plaudern lassen. Ein kleiner Tisch und noch zwei Sessel laden zu einem ruhigen Gespräch ein. Das alles wird nun auch sein Zuhause sein. Er legt seinen Hut auf den Schrank an der Wand, nahe der Tür und geht zum Sessel in der Ecke.

Anna sieht ihm nach, wie er im wiegenden Wanderschritt zur Ecke geht. Als er es sich darin bequem gemacht hat, sieht sie auf den Hut, sagt kein Wort, nimmt ihn vom Schrank und bringt ihn hinaus. Donnerwetter, denkt er, die Leute lieben die Ordnung. Da wird er sich zusammennehmen müssen. Anna kommt zurück und bleibt vor ihm stehen. Sie sehen sich stumm an. Einer muß sprechen, aber er kommt mit der Rolle seines eigenen Freundes nicht recht zu Rande. Deshalb sagt Anna nach längerer Pause des Wartens:

„Sie können zu mir so sprechen wie zu meiner Mutter."

Sie hat zwar schon einmal von der Mutter gesprochen, aber was soll sie anderes sagen. Fritz Günther sucht immer noch das Wunder zu begreifen, daß sein Mädchen ein Kind haben soll. Seine Augen spiegeln seine Fragen, er weicht dem Blick Annas aus und fragt kurz:

„Die richtige Tochter?"

Sie verſteht die plötzliche Frage nicht, antwortet dann aber doch:

„Ja!“

In dieſem Ja liegt ihre ganze Liebe zur Mutter. Und vor ihm wird das Wunder zum unüberwindbaren Berg. Er weiß nicht, was er ſagen ſoll und holt Irmgards Brief aus der Taſche. Noch einmal muß er ihn leſen. Schnell überfliegt er die wenigen Zeilen. Er ſieht auf Anna, ſeine Lippen bewegen ſich, aber was er ſagen will, bleibt unausgeſprochen. Wieder ſieht er auf den Brief. Noch einmal ſucht er in Annas Augen, er glaubt darin den Stolz über eine ſolche Mutter zu leſen. Er weiß nicht weiter. In dem Brief ſteht doch klar und deutlich: mich ſo wiederfinden zu können, wie du mich verlaſſen haſt.“ Mit dieſem Rätſel wird er nicht fertig. Langſam, mit dem Blick auf den Brief, fragt er noch einmal:

„Ihre richtige Tochter?“

„Aber ja“, gibt ihm das Mädchen lachend zur Antwort.

„Wer iſt Ihr Vater?“ preßt er hart durch die Zähne.

Das iſt kein Zorn, nein, er ſteht vor etwas Unfaßbarem. Eine dunkle Ahnung verwirrt ihn. Anna begreift auch dieſe Frage nicht, aber ſie antwortet ruhig:

„Ihr Freund Fritz Günther iſt mein Vater.“

„Wie alt ſind Sie?“

Mit beiden Händen umklammert er die Seſſellehnen. Der Brief liegt vor ihm. Er lieſt die letzten Worte, die von ihrem Glück ſprechen. Wie durch einen Nebel hört er ihre Worte:

„Ich bin neunzehn Jahre alt.“

Lange ſchweigt er und Anna weiß nicht, was der Mann

mit seinen Fragen will. Nervös sucht er in seinen Taschen. Sie glaubt, er suche nach Zigaretten. Sie weiß, daß die Mutter welche im Schrank hat. Für wen? hat sie vor längerer Zeit gefragt. Da hat die Mutter gelacht und gemeint: „Laß nur." Sie geht an den Schrank, nimmt daraus die Schachtel, liest den ihr unbekannten Markennamen „Manoli Dandy", geht zu dem Mann zurück, der Grüße vom Vater überbringen will und doch kein Wort vom Vater berichtet:

„Bedienen Sie sich bitte."

Die Streichhölzer sind in der Küche. Das Mädchen will sie holen, wendet sich um, ist schon in der Mitte des Zimmers. Da ruft Fritz Günther:

„Bleiben Sie bitte."

Komischer Mann, muß sie denken. Sie folgt zögernd seinem Wunsche, bleibt aber vor ihm stehen. Er sieht zu ihr auf. Sein Gesicht hat sich verändert. Leid scheint ihr daraus zu sprechen. Mit einer müden Handbewegung bittet er sie, daß sie sich auch hinsetzen möge. Auch das tut sie, obgleich ihr der Mann immer rätselhafter wird. Heimlich wünscht sie sich die Mutter herbei. Er hält die Zigarettenschachtel in der Hand. Anscheinend ist auch ihm die Marke unbekannt. Auf sein Gesicht zwingt sich ein Lächeln. Ohne aufzusehen nimmt er sich eine Zigarette heraus. Er hat selbst Streichhölzer und raucht besinnlich Zug um Zug. In den Sessel zurückgelehnt, träumt er in den Rauch hinein und sagt dann leise:

„Anna, erzähle von der Mutter."

Das ist mehr als eine Bitte. Sie beugt sich etwas vor und will dem Mann in die Augen sehen. Warum will der etwas von der Mutter wissen? Kennt der sie auch?

Über ſich mag die Mutter allein reden, ſie will von dem Vater hören:

„Sie wollten doch von meinem Vater ſprechen?"

Das hat ſie nicht ſagen wollen, doch nun iſt es geſchehen, und ſo wartet ſie auf ſeine Antwort.

Fritz Günther tut einen langen Zug. Seine Ahnung iſt ihm zur Gewißheit geworden. Anna iſt ſeine Tochter. Er ſieht zu ihr auf, ſucht ihre Augen und findet in ihrem Geſicht ſein eigenes wieder. Sie ſieht, wie ſich das Leid in ſeinem Geſicht verliert und hört ihn ſprechen:

„Ja, das wollte ich, aber" – er lacht leiſe – „das mag er ſelber tun."

Sie ſpringt auf:

„Iſt er denn hier?"

Fritz Günther kann nur den Kopf ſenken. Ihr Geſicht iſt eine einzige große Freude und Frage.

„Warum kommt er dann nicht ſelbſt?"

Das iſt geſprochen, als ſei ihre Freude von der Sorge um den Vater überſchattet. Langſam nimmt er den Kopf hoch, winkt mit der Hand, daß ſie ſich wieder hinſetzen möge und fragt:

„Würdeſt du dich freuen?"

„Ja!", das iſt ein froher Seufzer. „Du" hat er geſagt. Dann iſt ihr, als ob ihre Sinne ſchwinden. Ihre Blicke ſuchen ſich. Sie bringt kein weiteres Wort heraus. Sie denkt nicht mehr an ſich. Sie denkt an die Mutter, daß deren Warten nun ein Ende hat. Dann lachen ihre Augen dem Vater zu und ſie weiß, daß ſie ihm eine liebe Tochter ſein kann. Als wolle er Abbitte tun, reicht er ihr ſeine Hand. Mit beiden Händen umgreift ſie – in namen-

loſer Freude – ſeine Rechte. Sie ſehnt die Mutter herbei. Freudentränen brechen den Sturm der Gefühle.

Sie ſtammelt:

„Mutti, Mutti, jetzt begreife ich dich."

Fritz Günther will etwas fragen, doch ſie ſchüttelt den Kopf. Der Abend, an dem ſie mit der Mutter um den Vater geſtritten hat, iſt in ihr lebendig. Leiſe ſagt ſie:

„Du biſt ein ſchlechter Vater!"

Das iſt nicht böſe gemeint, er fühlt es. Lachend nickt er ihr zu. Nach einem feſten Händedruck verſprechen ihre Augen einander, daß ſie nun zu dritt das Leben meiſtern werden. Er möchte ihr die Tränen abtrocknen und einen Kuß geben. Da hören ſie an der Außentür Schlüſſelgeräuſch. Anna ſpringt auf:

„Mutti, Mutti!" ruft ſie und ſtürmt aus dem Zimmer.

Fritz Günther bleibt ſitzen. Zunächſt wollen auch die Beine nicht. Er horcht auf die Worte der beiden im Korridor:

„Was haſt du, Anna?" und nach kurzer Pauſe: „Nun laß mich doch erſt die Pakete ablegen." „Mutti, Mutti", hört er dann Anna wieder rufen. Und dann iſt es für einen Augenblick ſtill. Er hört das Raſcheln des Papiers von den Paketen. Die Küchentür klappt und ganz ſtill iſt es um ihn. Er ſieht ſich nicht im Zimmer um, wie gebannt ſtarrt er auf die Stubentür. Die Küchentür wird wieder aufgemacht, dann hört er kurze, leichte Schritte. Im Arm von Anna kommt ſein Mädchen zu ihm in das Zimmer. Etwas vorgebeugt ſitzt er im Seſſel, an der Tür bleiben die beiden ſtehen. Die Mutter löſt ſich aus dem Arm der Tochter. Fritz Günthers Beine ſind wie Blei, ſie verſagen ihren Dienſt. Er ſieht Irmgard wie durch

einen Nebel auf ſich zukommen. Als ſie vor ihm ſteht, reißt er ſich aus ſeinem Seſſel hoch. Stumm ſtehen ſie ſich gegenüber. Es iſt auch zunächſt nichts zu ſagen. Ihre Blicke ſuchen einander. Sie muß zu ihm aufſehen. Ganz ſo groß war er vor zwanzig Jahren noch nicht, er muß noch gewachſen ſein, denkt ſie. Seine Wanderung durch die Welt muß nicht ſo ſchwer auf ſeinen Schultern gelegen haben wie die Laſt der Jahre auf den ihren. Ein Lächeln legt ſich auf ihren Mund. Nun müßte ſie ihm doch eigentlich um den Hals fallen und gar keine Gedanken haben. Auch daß er ſchweigt und wie ein dummer Junge vor ihr ſteht, ſcheint ihr ganz gegen das Programm eines ſolchen Wiederſehens nach zwanzig Jahren. Und nun, ohne daß es beide wollen, finden ſich ihre Hände und die Wärme des Blutes gibt ihr das erſte Wort. Sie ſpricht es unter dem Druck der Freude. Das iſt ſo wie einſt, wenn er verſpätet zum Treffpunkt im Humboldthain kam:

„Da biſt du alſo, du Weltenbummler!“

Dieſe Worte löſen in ihm den Bann. Auch ihm kommt die Erinnerung wieder an den Treffpunkt von einſt und wie damals beugt er ſich zu ihr nieder und gibt ihr einen langen Kuß. Dann lachen beide, und da er nicht weiß, wie er ſeiner Freude den rechten Ausdruck geben ſoll, nimmt er ſie auf ſeinen Arm. Das hat er früher auch getan. Doch wie ſie nun plötzlich über der Erde ſchwebt, auf der ſie zwanzig Jahre ohne ihn hat ſtehen müſſen, treibt es ihr die Angſt in die Bruſt. Feſt ſchlingt ſie ihre Arme um ſeinen Nacken. Dabei fällt ihr Blick auf Anna. Die ſteht einſam am Schrank, als gehöre ſie nicht zu den beiden Glücklichen, und es will ſcheinen, als weine

ſie um eine verlorene Mutter. Nun ſieht auch er die Not ſeines Kindes. Sanft läßt er ſein Mädchen – das iſt ſie nun einmal und wird es auch bleiben, wie alt ſie auch beide werden mögen – auf die Erde gleiten. Er geht zu ſeiner Tochter, nimmt aus ſeiner Taſche etwas umſtändlich ein Taſchentuch, trocknet ihr die Tränen, gibt ihr einen Kuß auf die Stirn, legt ſeine Hände auf ihre Schulter und fragt:

„Soll ich dich auf meinen Arm nehmen?"

„Nein, nein", wehrt ſie lachend ab, und iſt damit wieder im Kreis der Eltern.

Irmgard Gericke iſt nun nicht mehr die verlaſſene Braut, Mutter mit einem Kind, das dem Großvater immer im Wege geſtanden hat. Nun iſt ſie keine ſchlechte Dirne mehr, wie ſie oft vom Vater geſcholten wurde. Sie denkt an die Dinge, die ſie als Mutter und nun als Frau angehen. Sie ſieht zu Fritz Günther auf, denn das iſt heute nicht anders als früher. Er kann ſich nicht kleiner machen und ſie ſich nicht größer. Doch das ſind Gedanken und Erwägungen, die ſie in der Küche durchdenken kann. Er wird Hunger haben und der Anna wird es nicht anders gehen. An ſich denkt ſie nicht, das geht allen Müttern ſo. Sie nickt Anna zu und ſagt:

„Komm Kind, guten Tag haben wir uns geſagt und ich ſehe nun keinen Grund mehr, das Abendbrot zu verſäumen. So wichtig iſt das Wiederſehen mit deinem Vater nicht, der mag in ſeine Ecke gehen, bis wir ihn rufen." Damit packt ſie ihn bei der Schulter, dreht ihn um und gibt ihm einen leichten Stoß.

Ihre Worte ſind ruhig und ſachlich geſprochen, doch hat Fritz Günther im Klang von Irmgards Stimme die

Scheu herausgehört, ſich vor Freude nicht mehr beherrſchen zu können. Auch ſollte er wohl nicht ſehen, wie das Glück ihr faſt den Atem nehmen will. Immer iſt Irmgard ſo geweſen; wie ein herber Wein, der erſt nach dem dritten Glas das Blut wärmt, aber dann den Mann fordert. Sie ſieht ſich nicht mehr nach ihm um, ſchiebt ihren Arm unter den der Tochter und geht mit dieſer in die Küche. Ihm bleibt nichts anderes übrig, als ſich gehorſam in ſeine Ecke zu ſetzen.

Der Brief liegt noch auf dem Tiſch. Er ſteckt ihn ein. Die Zigarettenſchachtel zieht ſeinen Blick an. „Manoli Dandy", das war ſeine Marke, die er ſich als junger Menſch an den Sonntagen geleiſtet hat. Sein Mädchen hat das nicht vergeſſen. Jahre mag es her ſein, als ſie die Zigaretten gekauft hat. Als er dem Rauch der Zigaretten nachſieht, will es ihm ſcheinen, als ſei er nie weggeweſen, nie ruhelos durch die Welt gewandert.

Das Abendbrot haben ſie in der Küche gegeſſen. Anna wollte in der Stube decken, ſie meinte, heute ſei ein Feſttag. Die Mutter jedoch hat lächelnd abgewehrt:

„Aber Anna, es iſt doch kein verlorener Sohn heimgekehrt. Nein, dein Vater iſt von einer langen Reiſe zurückgekommen. Er wird fortan auf ſeinem Stuhl am Fenſter ſitzen; heute, morgen und alle Tage. Das Eßzimmer des Arbeiters iſt die Küche, und das iſt in Ordnung. Die Schritte einer Arbeiterfrau ſind zahlreich, da iſt jeder unnötige vom Übel. Morgen, am Sonntag, eſſen wir wie immer in der Stube, ſonſt wüßten wir wohl manchmal nicht, daß Sonntag iſt."

Dann gibt ſie Anna einen Kuß und ſieht ihr lange in die Augen. Das war nötig, denn ſie braucht einen Au-

genblick, um ihrer Freude Herr zu werden. Sie reißt an den Nerven und das Blut hämmert in den Pulsen. Tausendmal hat sie diese Stunde herbeigewünscht und jetzt will sie ihr fast die Brust sprengen.

Während sie essen, muß Fritz Günther mancherlei Fragen beantworten. Wo er gewesen sei und ob er etwas mitgebracht habe? Das fragt Anna. Da kann er nur wie ein Sünder die Augen niederschlagen. Die Mutter lacht und sagt:

„Das kannst du von deinem Vater nicht verlangen, der hat, solange wir uns kennen, mir noch nie etwas mitgebracht. Der weiß überhaupt nicht, wie mit einer Frau umgegangen werden muß.

Schon will Anna den Vater in Schutz nehmen, da spricht die Mutter lachend weiter:

„Du hast doch vorhin gesehen, statt daß er mir ein paar liebe Worte sagte, nahm er mich auf den Arm, als sei ich noch sein kleines, dummes Mädchen."

Was soll er darauf antworten? Er kann nur lachen. Dann meint er: wenn er auch keine Reichtümer mitgebracht habe, so doch sich selbst.

Nun sitzen sie in der Stube um den kleinen Tisch. Die Deckenlampe brennt nicht, dafür wirft eine Stehlampe ein mildes Licht über die Plauderecke. Jetzt ist er am Fragen. Er will mancherlei wissen und erhält von den beiden Antwort. Allmählich ist sein Mädchen ins Reden gekommen. Den richtigen Anstoß dazu gibt der Brief, den ihm die Frau in der Gartenstraße übergeben hat. Auf seine Frage, warum sie nach Tegel gezogen sei, schweigt sie einen Augenblick und beginnt dann zu erzählen:

„Anna war fünf Jahre alt, du warſt damals in London, als meine Eltern kurz hintereinander ſtarben. Du ſchriebſt, wenn ich dich brauchte, wollteſt du kommen. Ich fühlte aber aus den Worten deines Briefes, daß du deinen Weg noch nicht zu Ende gegangen warſt. Alſo antwortete ich, daß du ruhig bleiben ſollteſt."

Sie ſieht auf Anna, dankbar iſt ihr Blick:

„In der Fabrik konnte ich nun nicht mehr arbeiten. Anna brauchte mich, ſo habe ich mir Heimarbeit geholt und damit unſere kleine Welt in Ordnung gehalten."

Die Jahre der Not wehen einen leichten Schatten über ihr Geſicht. Doch ſchnell iſt ſie mit dieſer Erinnerung fertig und die Freude macht ihr Geſicht wieder ſchön. Weiter ſpricht ſie:

„Anna wuchs heran. Sie hat mir das Sorgen leicht gemacht."

Annas Wangen röten ſich, ſie ſenkt die Lider.

„Anna war gut in der Schule, ſie zeigte zeichneriſche Begabung. Als ſie vierzehn Jahre alt war, entſtand die Frage, was weiter aus ihr werden ſollte. Ihr Lehrer ebnete ihr den Weg zur Modezeichnerin. Das iſt ſie nun auch geworden. Auch mit mir wurde es damals anders. Durch Anna kam ich mit der Modefirma in Verbindung und habe dann für dieſe gearbeitet. Manches iſt dadurch für mich leichter geworden und ich konnte hierher ziehen. Das war um die Zeit, als du nach Rußland gingſt. Ich wußte, nun beginnt deine ſchwerſte Zeit. Aber ich wußte auch, daß dein Weg nun ſeinem Ende entgegengehen würde und dich zurückführen würde zu mir."

Sie ſieht zu ihm auf, der Kummer um ihn zittert in ihren Worten: „Dieſes Stück deines Weges hat mir

große Sorge gemacht, aber nun iſt auch das überſtanden."

Fritz Günther hat ſchon die dritte Zigarette geraucht. Irmgard hebt lachend den drohenden Zeigefinger und meint zu Anna:

„Wir werden die Gardinen jetzt öfter waſchen müſſen."

Anna verteidigt den Vater:

„Aber Mutti, das iſt doch beſſer, als ſich um den Vater zu ſorgen."

Fritz Günther freut ſich über den Beiſtand und die Mutter verſucht in ihre Stimme ein Körnchen Neid zu legen. Es will ihr nicht ganz gelingen, denn im Herzen freut ſie ſich, daß die beiden ſich gefunden haben. Sehr oft hat ſie darum Angſt gehabt:

„Das iſt ja eine feine Sache mit euch, kaum geſehen und gegen mich verbündet."

„Aber Mutti!" unterbricht Anna ihre Worte und ſtreichelt ihr ſanft die linke Hand. Fritz Günther nimmt die rechte und tut dasſelbe. Für Irmgard iſt das alles wie ein langerſehntes Geſchenk. Die Augen werden ihr feucht. Doch das darf nicht ſein. Was ſollten die beiden wohl denken. Sie nimmt ihre Hände zurück. Ruhig und ſachlich will ſie ſagen:

„Anna, ſei ſo gut und koch uns doch eine Taſſe Kaffee", doch der Ton ihrer Stimme iſt nicht ganz ſicher. Fritz Günther denkt, immer noch das gleiche ſpröde, herbe Mädchen. Er lacht, ſteht auf und gibt ihr einen langen Kuß. Dann ſetzt er ſich zu ihr auf die Seſſellehne und lacht weiter. Er nimmt ſie ganz feſt in ſeinen Arm und küßt ſie wie ein ſtürmiſcher Liebhaber. Sie macht ſich frei und ſagt, nach Atem ringend:

„Was ſoll Anna denken?“

Die iſt ſchon an der Tür und ruft:

„Daß ihr euch lieb habt!“

Wieder iſt er mit der Tochter Sieger über die Mutter und nun bricht auch in ihr die Scheu. Sie ſchlingt den Arm um ihn und beide wiſſen, daß ſie ſich noch ebenſo wie vor zwanzig Jahren ſehr lieb haben.

Flammend rot, ſo wie bei ihrem erſten Kuß, löſt ſie ſich aus ſeiner Umarmung. Er ſetzt ſich wieder in ſeinen Seſſel und raucht ſeine vierte Zigarette. Er ſieht ſein Mädchen neckend an und zeigt auf die Gardinen. Sie ſchlägt ihn leicht auf die Hand, ſchüttelt den Kopf und ſagt dann:

„Ich habe noch nicht von allem geſprochen.“

Er nickt und iſt nun auch wieder ernſt:

„Ich weiß nicht, ob du es ſehr ſchwer in Rußland hatteſt. Mein Weg wurde in dieſer Zeit leichter und ich konnte darangehen, meine kleine Welt ſo zu geſtalten, wie ich es für dich und mich wünſchte.“

Sie zeigt auf die Möbel:

„Alles habe ich mit Anna angeſchafft, Stück für Stück. Von den Sachen aus der Gartenſtraße wollte ich nichts mehr um mich haben. Damit war ſoviel Sorge und Leid verbunden. Anna ſollte, wenn ich einmal nicht mehr da bin, mit jedem Stück eine frohe Erinnerung haben. Und noch etwas anderes kam hinzu. Wie du mit wachen Augen und Sinnen durch die Zeit gegangen biſt, ſo mußte auch ich die Zeit wach erleben, um mich ganz neben dich ſtellen zu können.“

Sie ſteht auf, macht das helle Deckenlicht an und winkt ihn zu ſich. Sie ſtehen beide vor einem halb mannshohen

Schrank, der die ganze Wandseite neben ihrer Nähmaschine einnimmt. Ein derartiges Möbelstück kennt er nicht und kann darum auch nicht seinen Zweck deuten. Zwei schöne Arbeitsfiguren stehen darauf und eine Uhr. Rechts und links zwei breite Türen und in der Mitte hängt als Vorhang eine Decke aus selbstgewebtem Stoff. Sie schiebt die Decke zurück und zeigt auf eine stattliche Reihe Bücher. Eine kleine Bibliothek. Freude und Stolz schauen aus ihren Augen. Überwältigt von ihrer Liebe kann er nicht anders, als seinen Dank durch einen Kuß ausdrücken. Als er sie freigibt, sagt sie schlicht:

„Unser Hochzeitsgeschenk."

Gern wäre sie zärtlich zu ihm gewesen, aber er ist ja so groß! Auch wenn sie sich auf die Zehen stellt, reicht sie nicht an seinen Mund. Ihre Lippen zittern ein wenig. Sie wendet sich, weil er nichts merken soll, wieder den Büchern zu:

„Ich habe jedes Jahr zwei bis drei Bücher gekauft. Immer abwechselnd, einmal eines für dich und dann für mich."

„So", unterbricht er sie, und da sie nicht gleich weiterspricht, fragt er:

„Was habe ich dir zum Beispiel geschenkt?"

Sie zeigt auf einen roten Einband.

„Hermann Löns, damit ich auf meinen Wanderwegen mit Anna Wald und Heide besser kennenlernte. Und damit ich die Mark richtig lieben lernte, hast du mir Theodor Fontane geschenkt. Ja, und damit ich erfuhr, wie deutsche Menschen kämpfen, lieben und ihr Leben meistern, lagen drei Weihnachten hintereinander Bücher von Ernst Moritz Arndt, Kleist und Grabbe auf dem

Gabentiſch. Und da ſind noch Bücher, die ein Bild unſerer Zeit geben."

Sie macht eine kleine Pauſe und ſieht zu ihm auf. Er nickt ihr zu, möchte nun aber wiſſen, was ſie für ihn gekauft hat. Forſchend ſieht ſie ihn bei dieſer Frage an. Ein feines Lächeln liegt auf ihrem Mund. Sie neigt ein wenig den Kopf und ſpricht:

„Die ſtehen alle unten. Es ſind Bücher, die du dir als junger Menſch gewünſcht haſt. Ob ſie heute noch Wert für dich haben, mußt du ſelbſt entſcheiden."

Prüfend ſieht er über die Rücken der Einbände. Er erkennt, daß die Bücher einen Querſchnitt durch die marxiſtiſche Literatur geben. Er müſſe ſein Ja oder Nein zu den Büchern geben, hatte ſie gemeint. Ehe er davon ſprechen wird, mag ſie von ſich erzählen. Er ſtellt die Frage. Sie kommt aus der Not ſeines Herzens, denn es iſt die Frage ihrer Jugend, in der ſie ſich gefunden haben:

„Wie denkſt du über dieſe Bücher?"

Offen und klar iſt ihr Blick, als ſie ihm antwortet:

„Ich bin 1929, als du nach Rußland gingſt, aus der KPD. ausgetreten."

Ohne davon überraſcht zu ſein, fragt er weiter:

„Und das, obwohl du wußteſt, daß ich ..."

Er braucht nicht weiterzuſprechen. Sie nimmt ihm ſeine Worte vom Mund:

„Ja, weil ich wußte, daß du auf deinem Weg als deutſcher Arbeiter zu Deutſchland zurückfinden würdeſt, ſo wie auch ich zurückgefunden habe."

„Und wenn ich nun den Weg nicht gefunden hätte?"

Eine feine Bläſſe legt ſich auf ihr Geſicht und ihr Mund wird ſchmal; entſchloſſen ſagt ſie nach kurzer Pauſe:

„Dann mußt du um deines Kindes willen gehen. Ich kann nur einen Mann gern haben und mein Haus mit ihm teilen, der die deutſche Sache zu der ſeinen macht."

Bei den letzten Worten iſt ſie einen Schritt zurückgetreten. Zweifel und Hoffnung zucken um ihren Mund. Anna iſt mit dem Kaffee in die Stube gekommen und hat die letzten Worte der beiden gehört. Sie ſtellt die Kanne auf den großen Tiſch, geht zur Mutter und legt wie ſchützend den Arm um deren Schulter. Fritz Günther ſieht ſeinem Mädchen tief in die Augen. Sie weicht dieſem Blick nicht aus. Einen tiefen Atemzug muß er tun. Himmel, ſtellt er innerlich froh feſt, was ſind die beiden doch für prächtige Kerle. Der Stolz reckt ihm die Knochen. Er geht einen Schritt auf ſie zu. Wartend, den Kopf leicht nach vorn gebeugt – als habe ſie Angſt vor ſeiner Antwort – ſteht ſie vor ihm. Ganz dicht iſt er an ſie herangetreten, legt ſeine Hände um ihre Wangen, hebt ihren Kopf und ſagt:

„Ich danke dir, Irmgard, daß du mir mit deiner Liebe zu Deutſchland zurückführen hilfſt. Immer ſchon war im Grunde meines Herzens Deutſchland meine Sache, es iſt nur ſo unſagbar ſchwer geweſen, durch Ausbeutung, Mißachtung und Lüge zu uns ſelbſt hindurchzufinden. Wir haben uns als Arbeiter ſchwer durchfragen müſſen."

Er hat nichts mehr zu ſagen. Anna gibt die Mutter frei. Er legt ſeinen Arm um ſie und führt ſie zum Seſſel. Als ſie ſitzen und er ihre Hand in der ſeinen hat und leiſe

darüberſtreicht, findet Anna die Sprache wieder und ruft fröhlich:

„Nun iſt der Abend doch ein Feſt!“

Sie wirft den Kopf in den Nacken, macht eine tanzende Kehrtbewegung und ſpringt aus dem Zimmer. Die Mutter ſieht ihr horchend nach, die Außentür klappt:

„Wohin will ſie?“ fragt Fritz Günther.

Irmgard Gericke, und nun bald Irmgard Günther, zuckt die Schulter. Lächelnd ſteht ſie auf, ſtellt die Kaffeekanne unter eine Haube, läßt die Taſſen auf dem großen Tiſch. Bleibt vor dem Bücherſchrank ſtehen und will die Decke wieder vor die Bücher ziehen. Lächelnd ſieht ſie Fritz Günther an:

„Und was ſoll nun mit deinen Büchern werden?“

„Ich habe ſie bitter genug erlebt, ich brauche ſie nicht mehr zu leſen.“

„Dann kann ich ſie weggeben.“

Die Frage, wohin ſie ſie geben will, ſpringt in ſeine Augen:

„Keine Angſt, dort wo ich die Bücher hingebe, richten ſie keinen Schaden mehr an.“

Sie wendet ſich um und geht in die Küche.

Fritz Günther wartet einen Augenblick. Sie kommt nicht wieder zurück. Leiſe hört er das feine Klingen von Gläſern. Er findet dafür keine Erklärung, lehnt ſich in einen Seſſel zurück und raucht ſich die fünfte Zigarette an. Sein Blick fällt auf den Bücherſchrank. Er ſieht, daß das oberſte Fach noch faſt leer iſt. Drei Bücher ſtehen darin. Er wundert ſich darüber und will ſpäter Irmgard nach dem Grund fragen. Er meint aber doch die richtige Deutung gefunden zu haben. Wie alles in Deutſchland

neu und anders werden wird, so wird es auch mit den Büchern, und so wartet dieses oberste Fach auf seine Bücher.

Minuten vergehen, es ist still in der Küche. Warum kommt sie nicht zurück? Ihm wird die Zeit lang, er möchte, daß sie neben ihm sitzt. Kurz schlägt der Wecker der Tür an und er hört wie Irmgard ruft:

„Anna, du bist verrückt!"

Das ist aber nicht böse gemeint. Anna lacht und dann kommen beide zu ihm mit einer Flasche Wein. Klingend stellt sein Mädchen die drei Gläser auf den Tisch und Anna reicht ihm die Flasche mit dem Korkenzieher:

„Aufmachen mußt du schon", lacht sie ihn an.

Der Pfropfen knallt und die Gläser klingen. Zu wünschen brauchen sie sich nichts. Das Glück ist bei ihnen, und sie denken nicht daran, daß es wieder von ihnen gehen könnte.

Alle Schwermut ist von ihnen genommen. Fritz Günther muß von seiner Wanderung erzählen. Er wählt nur frohe Erinnerungen. Bei munteren Reden hin und her vergeht die Zeit. Der Wein ist getrunken. Anna wird müde, steht auf und gibt der Mutter einen langen Kuß für die Nacht. Auch der Vater bekommt einen, aber nur auf die Stirn.

Nun sie allein sind, finden sich ihre Hände zueinander. Namenlos ist Irmgards Glück. Die zwanzig langen, schweren Jahre der Vergangenheit sind vergessen, die Stunde ist ihr das Geschenk ihrer Treue. Seine Sache, ein Denken und Leben sind nun nicht mehr durch Grenzen, Völker und Weiten von ihr getrennt. Hoffnungsfroh sieht sie in die Zukunft. Nichts wird sich mehr zwischen

ihnen als Mauer der Not aufbauen. Gemeinſam, ſo wie ſie jetzt Hand in Hand ſitzen, werden ſie nun das Leben zwingen, wo es hart iſt, und lachen, wo es Freude bringt.

Ihr kommen die Gedanken an das letzte Stück ſeines Wanderweges und ſo fragt ſie:

„Haſt du es in Rußland ſchwer gehabt?"

Fritz Günther hat ſich ganz in die Freude der Stunde eingeſponnen; nun muß er ſich bei ihrer Frage erſt beſinnen.

„Ich meine, haſt du gefunden, was du ſuchteſt?" deutet ſie ihre Frage.

Er wendet den Blick zum Bücherſchrank, ſieht auf ſeine Bücher, die das Denken ſeiner Wanderjahre einſchließen, und die nun, da ſie Irrung und Wirrung der Vergangenheit ſind, von ſeinem Mädchen in den nächſten Tagen weggegeben werden.

Er ſchüttelt den Kopf, ſucht nach Worten, wie er es ſeinem Mädchen deutlich machen ſoll, was er gefunden hat. Karl Stuten hatte die gleiche Frage geſtellt, auch da fehlten ihm die rechten Worte. Er löſt die Hand aus der ihren, er muß einen langen Zug von ſeiner Zigarette tun. Die Erinnerung an die Jahre in Rußland führt ihn nach Sibirien, er arbeitet in einer Traktoren-Reparaturwerkſtatt. Mit einem Sibiriaken ſchafft er. Der Sibiriake kann kein Jäger mehr ſein, eine neue Zeit, ein neuer Anfang der Menſchen Rußlands ſtellt ihn an die Werkbank. Es iſt das in Rußland ein gigantiſches Beginnen, doch die Menſchen ſind langſam in ihrem Begreifen, ſie ſind langſam in ihrem Tun und Fritz Günther ſteht mit ſeinen ſchnellen Händen dazwiſchen. Iſt ein

Beiſpiel, wie an den Werkbänken gearbeitet werden muß. Aber nicht nur das iſt er, er iſt noch etwas anderes, er iſt kein Ruſſe, iſt den Menſchen, die langſam in den Rhythmus der Arbeit hineinkommen, eine Not. Und da iſt es, daß der Sibiriake ihm eine Geſchichte erzählte. Wenn er davon zu Irmgard ſpricht, vielleicht finden ſie dann die Antwort, die ſie beide ſuchen, denn auch er ſucht. Er hebt den Blick zu ihr auf und ſagt:

„Laß dir die Geſchichte ‚Man muß Gutes tun' erzählen, ich hab' ſie von einem Sibiriaken, der hat ſie mir an der Werkbank in Kraſnojarſk erzählt." Nickend gibt ſie ihr Einverſtändnis und ſo beginnt er nun:

„Ich bin der erzählende Sibiriake und ſpreche zu dir, ſo wie er zu mir geſprochen hat."

Für einen Augenblick ſucht er in ihren fragenden Augen. Doch – muß er dann denken –, es iſt ſchon richtig, wenn ich ihr die Geſchichte erzähle, und ſo ſind ſeine Worte wie die des Sibiriaken:

„Das iſt damals geweſen, als wir beide noch nicht lebten, was ſage ich, noch viel früher, noch vor dem Zaren. Damals gab es nur Tunguſen auf der Erde. Du mußt wiſſen, das ſind die Großväter aller Menſchen. Darum ſieht das Tunguſenkind auch immer wie ein Greis aus und die Geſichter der Greiſe wie alte Baumrinde. Damals, alſo lange vor dem Zaren, als der Großvater der Menſchen noch allein auf der Erde war, gab es vielmehr Waſſer als Moos und Gras. Wenn der Schnee ſchmolz, dann war alles ein Waſſer und Menſchen und Tiere ſtarben wie die Fliegen im Winter, wo ja auch immer nur die Brotfliege übrigbleibt, die im Sommer die Mutter der Millionen iſt. Da iſt es einmal geweſen,

daß der Wind früher aus dem Süden kam als sonst und der Schnee schmolz wie Butter in der Sonne. Alles wurde vom Wasser der Schneeschmelze begraben. Menschen und Renntiere starben in der Wasserwüste. Und da ist es dann gekommen, daß einer der Großväter, ein Tunguse, ohne Hoffnung in den Augen vor seinem Tschum saß, das ist ein Zelt aus Birkenrinden und Fellen. Winzig klein war das Stück Erde, wo er seinen Tschum aufgebaut hatte. Näher und näher kam das Wasser. Er war traurig, denn es gab nichts mehr, was ihm Freude machte. Nur Leid und Sterben sah er. Die Renntiere standen im Wasser und eines nach dem anderen legte sich um und starb vor Hunger.

Der Tunguse dachte:

‚Nun wird alles bald ein Ende haben. Meinem Gott ist es mit mir und meinen Renntieren leid.‘ Lange und ohne Hoffnung blickte er über die endlose Wasserwüste. Dann tauchte aus dem Graumeer eine Insel auf, die hatte der Tunguse noch nie gesehen. Größer und größer wurde die Insel und, seltsam, sie schwamm auf ihn zu. Als er die Insel richtig sehen konnte, war es kein Land, sondern ein großes Tier. Es war das Mammut.

Das Mammut wanderte viel. Es war ein fleißiges Tier, zog von der einen Seite der Erde zu der anderen, immer wie sie sich neigte. Es ging immer vor dem Wasser her und hatte so Moos und Gras genug. Das wußte der Tunguse, und als er nun das Mammut vor sich sah, glaubte er, es gäbe überhaupt keine Erde mehr, kein Gras, kein Moos, denn etwas anderes konnte das Mammut bei ihm nicht suchen. Das stimmte den Tungusen noch trauriger. Und da nun das Mammut neben seinem

Tschum saß, was konnte da der Tunguse anderes tun als auf seine toten Renntiere und auf sein letztes Bündel Gras und Moos zeigen. Das Mammut hatte die Not des Tunguſen verstanden und sah lange über das unendliche Graumeer. Der Kummer des Tunguſen rührte das Tier, es hob den Rüssel, nickte und versprach, bis der erste Schneetropfen von der Stirn des Tunguſen falle, solle er Erde, sehr viel Erde haben und damit Gras und Moos.

Der Tunguse sah das Mammut ungläubig an. Wie sollte das Tier ihm helfen können, wenn es sein Gott nicht tat? Das Mammut kümmerte sich aber nicht mehr um den Tunguſen, ließ den Ungläubigen sitzen und zog seinen Weg dem Süden zu. Weit in der Ferne sah es der Tunguse im Nebel verschwinden.

Der Seufzer eines sterbenden Tieres ließ ihn aufhorchen, seine beste Renntierkuh legte sich hin und starb am Hunger. Da konnte der Tunguse nicht mehr seine Tränen zurückhalten, er weinte lange. Damals hatten die Menschen noch Gefühle, sie konnten noch weinen. Und als sich dann der Tunguse die Tränen aus den Augen wischte und wieder über das Graumeer sah, schien es ihm drohender und düsterer. Ohne Hoffnung, noch einmal froh sein zu können, schloß er die Augen und dachte nicht mehr an das Mammut.

Das große Mammut aber wanderte lange zu einem noch größeren und mächtigeren Tiere, als es selbst war. Das lag weit von dem Tunguſen, der hatte es noch nie gesehen. Dort, wo sich die Erde in Nord und Süd scheidet, lag es im warmen Sand. Unendlich faul rekelte es sich in der Sonne. Es war eine riesige Schlange. Zu dieser ging das Mammut und redete lange und eindringlich von

der Not des Tunguſen. Die Schlange ſagte böſe ‚nein‘ und wollte nicht einſehen, warum ſie dem Tunguſen helfen ſollte. Das Mammut ließ nicht nach mit ſeinen Bitten, es war eben ein gutes Tier. Die Schlange legte den Kopf auf die Seite, ſie wollte nichts mehr hören. Das Mammut fing mit ſeinen rieſigen Stoßzähnen an, die Erde aufzuwühlen wie ein großer Erdbagger. Dazu ſagte es, als es den erſten Stoß getan hatte: ‚Man muß Gutes tun!‘

Die Schlange hatte dieſe Worte nicht verſtanden. Die Neugierde packte ſie wie alle Weiber. Das Mammut ſollte wiederholen, was es geſagt habe, verlangte die Schlange. Doch das hörte bei ſeiner Arbeit den Wunſch der Schlange nicht, ſondern grub weiter und weiter. Die Schlange folgte in ihrer Neugierde; aber da ſie groß und ſchwer war, ſank ſie in die aufgewühlte Erde und drückte eine tiefe Rinne in den Boden. Doch die Schlange wollte auf jeden Fall wiſſen, was das Mammut erzählte, das immer wieder zwiſchen den aufwühlenden Stößen und dem Luftholen ſagte:

‚Man muß Gutes tun!‘

Die Schlange wurde toll in ihrer Begierde. Sie raſte wild in der Rinne umher, ſchlug nach rechts und links und riß neben der großen Hauptrinne, in der ſie lag, kleine Furchen. Das Raſen des Untiers deutete das Mammut als Arbeitseifer. Es wurde noch fleißiger in ſeiner aufwühlenden Tätigkeit, es wollte ſich nichts von der Schlange nachreden laſſen. Und ſo brachen Schlange und Mammut als eine vernichtende Kataſtrophe über die Erde, immer dem Norden zu, dem Tunguſen nahe.

In der Rinne der Schlange ſammelte ſich das Waſſer

und staute sich hinter den beiden gleich einer riesigen Flutwelle. Das Mammut und die Schlange achteten bei ihrem Tun nicht auf das hinter ihnen herbrausende Wasser. Weiter und weiter wühlten sie über die Erde. Die Flutwelle wuchs und wuchs. Dann war der Wasserwall größer geworden als die beiden Tiere und stürzte über sie hinweg in das Meer, riß Schlange und Mammut weit mit hinaus, wo beide ertranken.

Das hatte nun das Mammut von seinem erbarmenden Tun und die Schlange von ihrer Neugierde. Jedoch zum Tungusen kam das Glück. Das Graumeer des Schneewassers floß durch die Rinnen in das Eismeer ab und so bekam der Tunguse – wie es das Mammut versprochen hatte – unendlich viel Erde, Moos und Gras. Seine Renntiere mehrten sich an Zahl und Größe und mit diesem all seine Kinder. Lachender Friede lag über der Tundra und Taiga. Denn die Flüsse sind nichts anderes als die Rinnen der Schlange, die sich endlos durch die Ebenen ziehen, und die aufgewühlte Erde sind die Berge. – – –

Siehst du, Brüderchen, der Jenissei ist auch so eine Rinne und der Menschenhaufen Krasnojarsk daran ist eine Pestbeule. Sie ist nichts anderes, als damals das viele Wasser, sie ist die große Traurigkeit des Tungusen und der vielen anderen Stämme, die in der Taiga und Tundra ihren Frieden hatten."

Die Geschichte ist erzählt. Fritz Günther schweigt. Zu einer anderen Zeit und nicht auf die Frage Irmgards erzählt, wäre die Geschichte ein schönes Märchen vom Sinnieren und Träumen des Tungusen über die Schaffung der Berge und Flüsse gewesen. Doch so ist die Frage

da und am Schluß der Geschichte hatte er die Not des Sibiriaken hinzugefügt, hatte von dem Menschenhaufen Krasnojarsk, der Pestbeule, gesprochen, daß die Stadt, wie damals das viele Wasser, die große Traurigkeit des Tunguſen und der vielen anderen Stämme sei, die in der Taiga und Tundra ihren Frieden hatten, bevor, ja bevor all das mit der Stadt, den Maschinen und damit auch er selbst gekommen war.

Fritz Günther streift die Asche von seiner Zigarette. Gedanken sind keine Worte und Irmgard hat immer noch die Frage in den Augen und so spricht er nun:

„Damals, als mir der Sibiriake die Geschichte erzählte, tat er es nicht, um mir eine Geschichte zu erzählen. Ein tieferer Grund bewegte ihn. Mit seiner Erzählung hat er mir mein Herz öffnen wollen für seine und seiner Genossen Not."

Fritz Günther sieht von seinen Händen zu Irmgard auf. Nun er in der Stunde der Erinnerung mit dem Sibiriaken lebt, seinem Mädchen gegenübersitzt, und das nicht in Krasnojarsk, sondern in Deutschland, nicht mehr im Klang der fremden Sprache lebend, spricht er von der Not der Sibiriaken, die ja auch die seine gewesen ist:

„Damals habe ich begriffen, daß die Internationale eine Angelegenheit blutleerer, lebensferner Gehirne ist, aber nicht das Leben. Die Internationale ist für uns Arbeiter eine Not. Der Sibiriake und ich standen in dieser Not, aus ihr sagte er zu mir:

‚Genosse Fritzschewo, du bist unter uns Genossen Handarbeiter wie das Schneewasser bei dem Tunguſen, das ihm alles Moos und Gras genommen hat. Daß du

ſo biſt, das liegt in dir. Du kannſt nicht anders, weil du ein Deutſcher biſt. Die Arbeitsſonne brennt in dir und alles ſchmilzt unter deinen Händen wie die Butter in der Sonne. In deiner Heimat mag man ſo arbeiten, es tun dort ſicher alle ſo. Vielleicht muß das auch bei euch ſo ſein, bei uns jedoch nicht. Wir haben Zeit, unſer Lebensziel iſt nicht weit, wir haben all das, was ihr zum Leben braucht und was ihr euch wünſcht, nicht nötig. Niemand kann dafür, daß es ſo iſt. Aber wie das Schneewaſſer, das dem Tunguſen alles Moos und Gras genommen hat, ſo biſt auch du mit deiner Arbeit und haſt damit auf unſere Geſichter die große Traurigkeit des Tunguſen gelegt. Ich und wir alle in der Werkſtatt können dich nicht in deinem Arbeitseifer aufhalten, auch wenn ich noch ſo ſchöne Geſchichten erzähle. Dein Hammer und deine Feile ſtehen nie ſtill. Auch wenn ich dich von deiner Arbeit mit meinen Geſchichten aufhalte, nichts iſt damit gewonnen. Du ſchlägſt mit deinem Hammer einmal zu und es iſt gut. Du gehſt einmal um die Maſchine herum und weißt, wo der Fehler iſt. Wir hingegen müſſen ſtundenlang ſuchen, als hätten wir keine Augen. Das iſt nun einmal nicht anders und hat wohl auch ſeinen Sinn, aber nicht hier bei uns. Du magſt in Deutſchland richtig ſein, hier bei uns ſtehſt du auf unſeren Füßen und das tut weh. Nun meine ich aber mit dem Mammut, man muß Gutes tun. Da du uns nichts Böſes getan haſt, wie der Fiſch mir auch nicht, den ich an der Angel habe, ſo will ich dir eine Gelegenheit für einen Weg nach Deutſchland geben, und wenn du dabei ſo klug biſt wie bei deiner Arbeit, wirſt du bald wieder deine Mutter ſehen und uns nicht mehr weh tun.‘“

Fritz Günther nimmt die Hand Irmgards, ſtreicht leiſe darüber hinweg:

„Ja, und nun bin ich hier bei dir und das mit dem Sibiriaken iſt lange her.“

„Iſt es nur die Internationale, die du als Irrtum erkannt haſt?“ zwingt Irmgard ihn in ihre Frage.

Ein Lächeln ſpielt um ſeinen Mund. Er muß daran denken, daß ſie ſchon immer ſo war, alles mußte ſie bis auf den Grund ausfragen. Er ſchüttelt den Kopf und meint:

„Muß ich das alles jetzt beantworten, haben wir nicht ſpäter dazu Zeit, was geht uns Rußland heute an?“

„Nein!“ wehrt ſie, „deine Sache iſt die meine, da darf in dir kein Eckchen bleiben, das du als ſtille Hoffnung für dich behältſt.“

Wieder kann er nur ihre Hand ſtreicheln und ſagen:

„Ich habe kein ſtilles Eckchen, ich denke ganz ſo wie du, wenn mir auch dafür die rechten Worte fehlen. Nicht anders iſt es mit Rußland, auch da iſt es ſo, auch den Ruſſen geht es ſo. Die Worte, die die Ruſſen für ihr Tun benutzen, ſind nicht ihre eigenen, und was in Rußland geſchehen iſt und weiterhin geſchieht, iſt etwas anderes, als die Worte ausſagen. Mit Pazifismus, Sozialismus und Diktatur des Proletariats begann es. Was ſind das ſchon für Worte für die Ruſſen. Väterchen, Brüderchen, die dörfliche Gemeinſchaft, das Mir, das iſt für die Ruſſen das Leben, das ſind Begriffe, in denen ſie leben, das iſt ihr Sozialismus. Wer aber nun hat dieſe Lebensformen, die Dorfkommune, das Mir zerſtört? Wer hat die Ruſſen in eine beiſpielloſe Not getrieben? Nicht wir Arbeiter, nicht Deutſchland, der

Kapitalismus iſt es geweſen, der hat den Bauern zum Proletarier gemacht. Der hat ihm ſeine Erde genommen, die Scholle entheiligt, das Leben der Dorfkommune zerſtört und die Menſchen in die Städte getrieben. Eine tiefe Unruhe hat von da ab den ruſſiſchen Menſchen erfaßt. Und ſo iſt wohl das Wort des ruſſiſchen Dichters Doſtojewſkij: ‚In Europa gibt es ja noch Deutſchland, und Deutſchland wird zu uns halten' mehr als eine bloße Feſtſtellung.

Was hinter den Worten ſich ſucht und ſehnt, darauf kommt es an. Auch was die Ruſſen mit Revolution benennen, iſt etwas anderes, es iſt der Aufſtand gegen den Kapitalismus. Gegen den Kapitalismus, der Rußland 1914 in den Krieg getrieben hat."

Fritz Günther ſchweigt, er ſucht die erklärenden Worte für Irmgard, er ſucht ſie für ſich ſelbſt. Auf ſein Geſicht legt ſich ein tiefer Ernſt, mit langſam ſuchenden Worten ſpricht er nun:

„Man verſteht Rußland nicht und ſieht alle Not und alles Leid falſch, wenn man ſich nicht klar darüber iſt, daß Rußland 1917 in der Gefahr ſtand, von ſeinen weſtlichen Peinigern — Verbündete nannten ſie ſich — als Kolonie eingeſteckt zu werden. Rußland hat ſich nicht in die Abhängigkeit preſſen laſſen, die der Kapitalismus für Rußland ausgedacht hatte. Es hat ſich nicht auf die niedere Stufe eines Menſchen und Rohſtoffe liefernden Koloniallandes herabdrücken laſſen wie Indien. Das bedingte den radikalen Bruch mit allem, was der Kapitalismus als ſogenannte Kulturwerte geſchaffen hatte. Alle Brücken mußten abgebrochen werden. Kein Tor, nicht die kleinſte Tür durfte zum Kapitalismus führen.

In einem Fieberprozeß von unerhörter Heftigkeit vollzog Rußland dieſen Trennungsſtrich. Die letzten Daſeinsreſerven und die geheimſten Untergründe der ruſſiſchen Seele mobiliſierte der Volkskörper gegen den Kapitalismus."

Er ſieht wieder auf ſeine Hände, leiſe ſpricht er dann und es will ſcheinen, als ſpreche er zu ſich ſelbſt: „Der Kapitalismus iſt zäh, ſo leicht gibt er den Kampf nicht auf, er wühlt weiter, eine ſo fette Pfründe wie es Rußland iſt, gibt man auch vor dem Bolſchewismus nicht auf. Jedoch Völker laſſen ſich in keinen Krieg treiben, wenn ſie Verdacht ſchöpfen, es gehe lediglich um materielle Dinge, wie es Kohlengruben und Petroleumfelder ſind. Darüber ſind ſich die europäiſchen Finanz- und Ölkapitaliſten durchaus im klaren. Man muß zum Schutze ideeller Güter aufrufen, wenn man opferwillige und tatbereite Heere unter ſeine Fahnen ſammeln will. Ein Kreuzzug führt den Schein der Ehre mit in den Kampf. Für einen Raubzug kann man nur Geſindel gewinnen. Man muß alſo Bibel ſagen, wenn man Kattun oder Erz oder Kohle oder Naphtha meint. Heute heißt dieſe Bibel: Rettung der europäiſchen Kultur."

„Ich meine auch, es geht um die Rettung der europäiſchen Kultur!" unterbricht Irmgard den leiſe ſprechenden Fritz Günther. Er ſieht nicht zu ihr auf, ſchüttelt den Kopf:

„Nein, Irmgard", antwortet er nun laut. „Europäiſche Kultur iſt das Tarnwort des engliſchen Ausbeutungswillens. Es geht nie um Kultur, wenn England ſie vor ſeinen Wagen ſpannt. Bei Menſchen dieſer Prägung iſt es noch nie um Kultur gegangen, ebenſowenig wie um

die Bibel. Damit haben ſie ſchon immer ihre Raubzüge getarnt, auch gegen Deutſchland haben ſie mit der Rettung der Kultur ihren Krieg von 1914–18 umſchrieben." Abwehrend hebt er die Hand:

„Nein, Irmgard, was da nach Rettung der Kultur überlaut ſchreit, meint Geld, meint Macht, um gefahrlos die Völker der Erde ausbeuten zu können, ſucht Söldner zur Eroberung fetter Pfründen. Immer ſchon hat es England verſtanden, andere für ſich bluten zu laſſen, die Parolen der Engländer gehen uns nichts an, ſo auch nicht ihr Tarnwort. Wenn es um etwas in Deutſchland geht, dann geht es um uns ſelbſt, dann geht es um Deutſchland, um die Kultur brauchen wir keine Bange zu haben, die iſt in jedem deutſchen Arbeiter und Bauernhauſe beſſer aufgehoben als bei den engliſchen Lords."

Fritz Günther ſchweigt einen Augenblick, leiſe fragt Irmgard:

„Was will Rußland?" Fritz Günther iſt es wie ein Notruf. Mit einem Ruck nimmt er den Kopf hoch, ſieht ſie lange an, um dann zu ſagen:

„Nichts, was uns zur Gegnerſchaft zwingt. Rußland will Rußland, es will nicht eine Kolonie des Kapitalismus werden. Die Worte, die es in dieſem Abwehrkampf führt, ſind gegen den Kapitalismus gerichtet.

‚Schlagt ihn tot, das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht', ſpricht Heinrich von Kleiſt. Dieſe Worte ſtehen hinter Rußlands Willen, nicht in das gleiche Joch der Ausbeutung eingeſpannt zu werden, wie es Deutſchland von 1918 bis zu dem Mann geweſen iſt, den Deutſchland heute ſeinen Führer nennt.

Fritz Günther ſchweigt, er weiß nichts mehr zu ſagen.

Vielleicht irrt er. Vielleicht ist er vom russischen Leben noch so bestimmt, daß er nicht sehen kann, was Irmgard in die Not ihrer Frage treibt.

Lange schon schweigen sie. Fritz Günther lebt wieder in dem Frieden des Wiedersehens. Was soll all das Fragen und Sinnieren. Er steht auf, setzt sich zu Irmgard. Nimmt sie in seinen Arm. Streicht lieb und leicht über ihre Wangen, als könne er ihr damit alle Sorgen nehmen. Sie läßt es geschehen, und als er nun ihre Augen sucht, überschattet die Sorge ihrer Frage immer noch ihr Gesicht. Und ganz leise, wie ein Hauch spricht sie:

„Fritz, was wird werden, wenn nun auch wir das Joch von Versailles zerbrechen?"

Er steht auf, geht einige Male im Zimmer auf und ab, bleibt vor ihr stehen:

„Klarheit wird geschaffen werden, ob die Erde weiterhin von einigen Wenigen ausgebeutet, oder für alle verantwortlich verwaltet werden wird. Kapitalismus oder Sozialismus wird die Parole der Auseinandersetzung sein."

„Bedeutet das den Krieg?"

Fritz Günther zuckt mit der Schulter:

„Dem Kapitalismus ist für seine Machterhaltung jedes Mittel recht."

„Was ist dann mit Rußland?"

„Dann wird auch für Rußland die Klarheit geschaffen sein, es wird dann wissen, daß wir Deutsche den Sozialismus wollen, und Dostojewskij hat dann zu Recht gesagt: ‚In Europa gibt es ja noch Deutschland und Deutschland wird zu uns halten.' Ja, Irmgard, um als deutscher Arbeiter dann auf meinem rechten Platz zu

ſtehen, darum bin ich zurückgekommen. Es geht um Deutſchland, um die Freiheit unſerer Art, wie wir meinen, das Leben lebenswert zu leben. Darin wird es keine Ausbeutung geben."

Er beugt ſich zu ihr nieder, hebt ſie mit ſeinen ſtarken Armen zu ſich auf, gibt ihr einen langen Kuß, um dann zu ſagen:

„Haben wir Vertrauen und glauben wir, dann ſchreckt die Sorge nicht mehr."

Nun lachen auch ihre Augen wieder. Mit ſeinen ſtarken Armen werden ſie beide es ſchon ſchaffen, und es iſt kein geheimes Eckchen mehr bei ihm, ſie kann ganz ohne Vorbehalt hinter ſeiner Sache ſtehen. Noch wie ſie dies bedenkt und die Frohheit der Wiederſehensſtunde wieder in ihr wach wird, ſetzt er ſie auf ihren Seſſel zurück und fragt:

„Wo ſchlafen wir?" Er hat nirgends ein Bett geſehen.

Sie ſieht ihn an, in ihren Augen iſt ein feuchter Glanz.

Leiſe antwortet ſie:

„Willſt du morgen wieder wandern?"

„Nein!" lacht er, ſetzt ſich zu ihr auf die Seſſellehne und ſagt:

„Keine Angſt, dieſe Not hat ihr gutes Ende gefunden."

Er nimmt ſie in ſeinen Arm und ſein Kuß hat nichts mit Dank, Stolz oder Wiederſehensfreude zu tun. Es iſt der Kuß ſich liebender Menſchen. –

VI.

Das mit der Arbeit ist nun doch anders geworden!

So von ungefähr, so ganz nebenbei über die Drehbank hinweg denkt Paul Pirwitz, wo kommt bloß die viele Arbeit her? Vor etwas mehr als einem Jahr, in den Wintertagen des Jahres 1933, stand noch der übergrößte Teil der Maschinen still. Ein trauriges Bild. Staub und Spinnweben und zuweilen auch ein Mensch, der an einer der vielen Maschinen verloren und ohne Freude schaffte. Und nun, nach kaum einem Jahr, werken alle Maschinen. Staub und Spinnweben sind vom Sturmwind der Arbeit weggeweht. In zwei Schichten wird gearbeitet. Mehr als verdoppelt hat sich die Gefolgschaft. Und dies alles in einem Jahr. Wieder einmal hat sich bewiesen, daß nicht mit Besserwissen etwas geleistet wird, sondern mit wirklichem Besserkönnen. Wie er an der Drehbank schafft, tun es auch die Männer der neuen Regierung in ihrem Arbeitsbereich.

Wie schnell die Zeit vergeht. Man weiß nicht, wo sie bleibt, und vergessen ist, was war. Nein, schüttelt er den Kopf, das mit der Arbeitslosigkeit kann niemals vergessen werden; zu bitter war die Zeit, zu schwer sind die Jahre der Not gewesen. Viereinhalb Jahre hat auch er neben der Arbeit stehen müssen als ein Mensch, der sich oft genug vor Verzweiflung keinen Rat mehr wußte.

Groß, sehr groß war die Zahl derer, die in dieser Not gestanden haben, über 6 Millionen, eine unvorstellbare Zahl. Mancher ist, um sich wieder einmal richtig satt essen zu können, zum Verbrecher geworden. Nein, das alles kann sobald nicht vergessen werden. Viereinhalb Jahre sind eine lange Zeit, ebensolang wie der Krieg. Der Krieg mag seinen Sinn gehabt haben, wenn auch nur, daß ungezählte junge Menschen darin zum Manne gereift sind. In der Arbeitslosigkeit jedoch ist kein Sinn zu erkennen. Fast wie Angst greift es nach ihm, sie könnte wiederkommen. Aber weht nicht ein neuer Geist durch alle Dinge? Nicht nur, weil die neue Regierung die Führung fest in ihren Händen hält, es ist auch ein anderer Glaube da, der die graue Not der Vergangenheit meistert.

Paul Pirwitz sieht prüfend auf den Schnitt des Drehstahls. Wie eine Pflugschar die Erde schält und hinter sich wirft, so hebt der Stahl den Eisenspan von dem sich drehenden Werkstück. Span auf Span fällt. Ruhig und sicher arbeitet die große Maschine. In tiefbrummendem Baß kämmen die Räder des Getriebes ineinander, drehen das Werkstück und ziehen den Stahl wie ein Schiff durch das harte, zähe Eisen. Schön und kraftvoll ist der Arbeitsgang. Vergessen ist das Leid der Arbeitslosigkeit. Eine schöne Freude lacht in ihm, denn er bestimmt den Weg des Stahls. Er ist wieder eingeschaltet in den großen Werkkreis der Arbeit. Das Werkstück, eine Kurbelwelle für eine Schiffsmaschine, fordert den Meister in ihm. Ein Heidenstück Arbeit wird er hinter sich gebracht haben, wenn er die Welle, auf den hundertsten Millimeter genau, fertig von der Maschine heben lassen kann.

Im eingestellten Arbeitsgang wird sich der Stahl noch eine Viertelstunde im Schnitt langsam vorschieben. Paul Pirwitz tritt einen Schritt zur Seite. Er hat also Zeit, sich über den Reitstock der Maschine zu lehnen und kann weiter seinen Gedanken nachhängen. Der Reitstock ist nun einmal für den Dreher der Lehnsessel. Wenn er auch nicht darauf sitzen kann, so ist er doch sein Ruheplatz, wie der Mast für den Schiffer.

Mit halbem Blick nach rechts sieht er Karl Stuten auf sich zukommen. Das ist sein Nachbar, der arbeitet an einer gleich großen Drehbank. Er hat auch eine Kurbelwelle auf der Bank, die für ein Pumpwerk bestimmt ist. Wird auch Schnitt haben, denkt Paul Pirwitz, wenn er etwas zu fragen hat, so soll er. Darum braucht man nicht aufzusehen, das wird auch nicht von Karl Stuten gefordert. Die Drehbank hat eben auch ihre eigenen Höflichkeitsgesetze.

Das Material der Kurbelwelle scheint etwas weicher geworden zu sein. Der Span bricht nicht mehr, er rollt sich auf. Schon über einen Meter ist er lang. Tausendmal hat Paul Pirwitz das schon erlebt, und doch muß er immer wieder hinsehen. Es ist ein eigenartiges Bild, wenn der Stahl den Span abhebt, über die ausgekehlte Schneidefläche schiebt und zu einem spiralförmigen Eisenband aufrollt.

Karl Stuten steht schon eine ganze Weile neben dem Arbeitskameraden und spricht kein Wort. Also hat er nichts zu fragen und Paul Pirwitz weiß auch nicht, warum er den Mund auftun sollte. Da der Reitstock groß genug für beide ist, lehnen sie sich darüber und sehen über ihn hinweg auf das Geringel des Spans, wie Schiffer

auf die Heckwellen ſchauen, jeder im Bild ſeiner eigenen Gedanken.

Der Span mag nun ſchon zwei Meter lang ſein. Auf den Mund von Paul Pirwitz legt ſich ein Lächeln. Er dreht den Kopf ein wenig zu Karl Stuten herum. Der ſieht dieſes Lächeln, das ſcheinbar ſo ganz aus dem Nichts kommt. Karl Stuten fragt ſich nach dem Warum. Jedoch was geht es ihn ſchließlich an? Das iſt nun einmal mit den Männern der Arbeit ſo, daß ſie nicht wiſſen wollen, was den anderen bewegt, wenn der nicht ſelbſt davon ſpricht. Karl Stuten ſieht an Paul Pirwitz vorbei wieder auf den Span. Der wickelt ſich noch immer weiter auf. Karl Stuten ahnt nicht, daß der Span es iſt, der Paul Pirwitz zu einem Lächeln verholfen hat. Beide ſehen wieder eine Weile auf den Span. Dann ſagt Paul Pirwitz: „Karl?“

Er ſpricht nicht gleich weiter. Das tut man an den Werkbänken nicht. Der Angeſprochene muß in dem Maſchinenlärm erſt ſein Ohr auf den Klang der menſchlichen Sprache einſtellen. Als die dazu nötige Pauſe verſtrichen iſt, ſpricht Paul Pirwitz langſam und nachdrücklich:

„Menſch, Karl, wenn ick, du verſtehſt mir, ſo Span an Span lege, die alle von meiner Drehbank in den letzten Jahren gefallen ſind, dann bin ick, du begreifſt, ſo immer eener neben den andern, ſo Meter uff Meter, dann bin ick eenmal um Berlin rum.“

In Karl Stutens Kopf legt ſich Span an Span, zu Meter an Meter und immer weiter, er ſchüttelt den Kopf, ſieht Paul Pirwitz an:

„Nein, Paul, dazu langt es nicht.“

„Na jut“, antwortet Paul Pirwitz enttäuſcht.

„Aber die Friedrichſtraße hab ick jeſchafft."

„Das mag ſein."

Karl Stuten weiß nicht, was die Feſtſtellung mit dem Span ſoll. Er zuckt mit der Schulter. In Paul Pirwitz' Mundwinkeln erſcheint wieder das Lächeln. Karl Stuten will aber nun doch wiſſen, was ſeinen Nachbar an dem Span ſo beſonders intereſſiert. Deshalb fragt er:

„Alſo die Friedrichſtraße haſt du geſchafft. Was haſt du nun mit dem ungefähr zehn Kilometer langen Span gewonnen?"

Für einen Augenblick ſuchen ſich ihre Blicke, dann ſieht Paul Pirwitz über Karl Stuten hinweg in das faſt unauflösbare Gewirr der Maſchinen, Räder und Riemen. Die Maſchinen ſtoßen, bohren, ſchneiden, fräſen, und die Menſchen lenken die Werkzeuge. Und über allem heben die Krane ſchwere Laſten, bringen die Werkſtücke von einer Maſchine zur anderen und zu den Schloſſern an die Montageſtätten. So verwirrend alles iſt, es arbeitet in einer großen Ordnung wie ein Uhrwerk. Rad greift in Rad. Und – verteufelt, iſt das ſchwer – neben ihm ſteht Karl Stuten, der wiſſen will, was er bei dem immer länger und länger werdenden Span gewonnen hat. Weil er davon geſprochen hat, muß er auch ſprechen. Ganz langſam wendet er ſich zu Karl Stuten um, und da es keine Freude iſt, von dem zu reden, was ganz tief das Herz bewegt, ſagt er kurz:

„Dir hab ick jewonnen!"

Das iſt eine Antwort, mit der Karl Stuten nichts anfangen kann. „Dir hab ick jewonnen!" hat Paul Pirwitz geſagt. Zunächſt heißt es nicht dir, für ihn als Norddeutſchen bleibt das Dir als ein Mißklang im Ohr. Wenn

er das richtigstellen würde, wäre noch nichts für eine Klärung getan. So ist es nun an Karl Stuten, über die Maschinen hinwegzusehen. Er sucht den Sinn der Worte, aber findet ihn nicht. Auf dem Mund von Paul Pirwitz steht schon wieder das Lächeln. So fragt Karl Stuten:

„Wieso hast du mich?"

Paul Pirwitz, dem Berliner, klingt das Mich nun wiederum falsch. Immer derselbe Streit zwischen uns, denkt er. Er muß das in Ordnung bringen, wozu ist er Berliner. Der andere von der Ostsee mag nun bald begreifen, daß es mir heißt. Mit dem Blick eines Lehrers sieht er Karl Stuten an und sagt:

„Mensch, Karl, wie oft hab ick et dir schon jesagt, et heeßt in Berlin dir, also mir hast de!"

Karl Stuten schüttelt den Kopf. Berlin ist nicht Deutschland, und wenn es mich heißt, dann müssen sich auch die Berliner fügen. Er hat die Sprache nicht gebildet, die Berliner aber auch nicht, und wie er als Pommer das Gesetz der Sprache nicht beugt, haben die Berliner auch kein Recht dazu. Als verteidige er einen kostbaren Besitz, sagt er:

„Paul, in Deutschland heißt es in diesem Falle mich!"

„Wieso mich?"

„Die Regel der deutschen Sprache erfordert es so!" schlägt Karl Stuten den Angriff zurück, und Paul Pirwitz gibt sich geschlagen, doch auch dabei ist ein Vorbehalt:

„Na jut, für mir als Berliner heeßt et mir, doch keene Bange, wir sind höflich, und so soll deine Meinung gelten, aber det selbe is et doch."

Über das Mir oder Mich ſind ſich die beiden einig, aber Karl Stuten weiß immer noch nicht, was Paul Pirwitz eigentlich meint. Paul Pirwitz zuckt mit der Schulter und ſieht auf Karl Stutens Hände. Er denkt an das Leid ſeiner eigenen Hände, die viereinhalb Jahre nichts haben tun dürfen. Bei Karl Stuten iſt es noch länger geweſen; daß der keinen Gasſchlauch genommen hat, iſt ein Wunder. Niemand ſtand und ſteht neben ihm, der tragen hilft, was oft nicht von einem Menſchen allein getragen werden kann. Aber vielleicht kommt es daher, daß die rechte Hand von Paul Pirwitz neben Karl Stuten liegt, und daß ſo die Gedanken des einen zum anderen wie elektriſche Funken hin und her ſpringen. Paul findet jedenfalls das richtige Wort:

„Na Karl, ſo dußlich biſt du doch nun wirklich och als Pommer nicht! Ick hab dir doch und du mir, du biſt doch mein Freund? Und ſiehſt de, det hab ick jewonnen."

Paul Pirwitz freut ſich, daß er dies alles ſo einfach und klar herausgebracht hat. Und Karl Stuten klingt es nicht dumm in den Ohren, daß bei Paul Pirwitz doch nun wieder das Mir obenan ſteht. Er muß an das Jahr der gemeinſamen Arbeit denken. Er kann nur nicken, und mehr zu ſich ſelber als zu Paul Pirwitz ſagt er leiſe:

„Ja. Paul, das bin ich."

„Na, und is det nich ſchön?" antwortete Paul Pirwitz ebenfalls leiſe, dabei legt er ſeine Hand auf Karl Stutens Hand und drückt ſie. Vielleicht ſollte es ein Dank ſein.

Der Stahl iſt am Wellenanſatz. Das vorgeſchmiedete Material wird am Schenkel der erſten Kurbel ſtärker. Der Span bricht ab, über vier Meter lang. Paul Pir-

witz macht einen Schritt, um an den Hebel für die Zugspindel zu kommen, schlägt ihn herum, der Stahl steht. Und da nun wieder die Arbeit mit ihrem harten Kommando ruft, nickt Karl Stuten noch einmal und geht auch an seine Maschine. Bei ihm wird es ebenfalls soweit sein.

Fast eine Stunde ist vergangen, wieder haben sie beide Schnitt. Diesmal geht Paul Pirwitz zu Karl Stuten. In der Stunde, die hinter ihnen liegt, sind ihnen beim Stahlschleifen und Spaneinstellen eigenartige Gedanken über die Freundschaft gekommen. Die Worte, die einen Begriff mit einem besonderen Gewicht beschweren, sind bei ihnen noch nicht entwertet und mit allen möglichen Wenn und Aber behangen. So ist es auch mit dem Freundsein. Vor Jahr und Tag hätten sie von Freundschaft nicht zueinander gesprochen, das wäre ihnen damals irgendwie lächerlich vorgekommen. Diese idealistische Gefühlsduselei, mit dem ewig Gutzueinanderseinmüssen, das meinen sie nicht mit der Freundschaft. Damals haben sie sich mit „Kollege" angeredet. Das geschieht heute noch, aber ohne Klassenkampfgedanken, es fehlt der Protest gegen die Klassengesellschaft, in der die einen sich Freund nennen und die anderen Kollegen.

Und wieder stehen sie nach einer Stunde schweigend nebeneinander. Was sie in dieser Zeit bewegt hat, bedarf keiner Deutung mehr. Paul Pirwitz hatte schon einen Schlußpunkt dahintergesetzt, als er sagte:

„Na, und is det nich schön?"

Karl Stuten sucht weit über die Maschine hinweg nach einem Bild, in dem er sich und Paul Pirwitz als Freund findet. Ein Bild, in dem keine Sentimentalität ist und kein Versagen des einen vor dem anderen. Durch sein

Blickfeld gehen drei Schlosser im Gleichschritt den großen Mittelgang der Halle hinunter. Sie tragen ihre Werkzeuge wie Gewehre geschultert. Und damit ist auch das Bild der Freundschaft da. Er sieht sich im Krieg auf einem langen Marsch, sein Nebenmann schleppt schwer nach vorn gebeugt sein Gepäck, ganz leise spricht er die Worte:

„Ich kann nicht mehr."

Bei einem solchen Wort gibt es kein Fragen nach dem Warum und Weshalb, da muß zugepackt werden.

„Gib dein Gewehr."

Mehr ist nicht nötig, und die anderen – Freunde nennen sie sich nicht, aber mit Kamerad sprechen sie sich an – die nehmen den Tornister. Langsam strafft sich der Rücken dessen, der unter der Last zusammenzubrechen drohte und in der Gefechtslinie ausgefallen wäre. So aber wird sein Schritt leichter und bekommt wieder Kraft und die Lunge füllt sich mit Luft und es dauert nicht lange, dann kann er wieder selbst sein Gewehr tragen und dann auch seinen Tornister, und alles ist wieder in Reih und Glied und vergessen. Solche Dinge bedürfen keines Wortes, sie müssen da sein, so selbstverständlich wie die Sonne am Tag und der Mond in der Nacht. So groß und schön das mit der Freundschaft auch im einzelnen sein mag, das andere ist viel wichtiger. Es darf einfach keiner liegenbleiben, mag man ihn auch persönlich nicht mögen. In der Gefechtslinie sind sie alle nötig, die sich gern haben und auch die anderen. Ein wenig seltsam ist ihm ums Herz. Er fragt sich, ob er vor einem Jahr schon in diesem Bild denken konnte. Er verneint es. Damals stand alles Denken der Menschen zueinander

auf einer ganz anderen Ebene. Er ſtutzt! Denkt er nicht heute noch ebenſo? Als wenn er Hilfe nötig habe, ſieht er auf Paul Pirwitz. Der träumt vor ſich hin und achtet ſcheinbar nicht auf Karl Stuten. Aber mit dem Finger ſchreibt der in den feinen Metallſtaub des Reitſtocks das Wort „Kamerad".

Da ſagt Karl Stuten frei heraus:

„So wie Soldaten im Kriege zu Kameraden werden, ſind wir Freunde bei der Arbeit geworden."

Er bekommt nicht gleich eine Antwort, will auch keine. Seine eigenen Worte haben in ſeinem Ohr fremd und eigenartig geklungen. Und doch hat er nichts anderes ſagen können. Durch die Arbeit ſind ſie Freunde geworden, wie Soldaten im Krieg zu Kameraden werden. Sonderbar, er hat es geſagt, tauſend andere hätten es ſagen können, aber nicht er, nein, nicht er. Durch die Arbeit wird man weder Freund noch Kamerad. Im Fluch der Arbeit iſt man ein Klaſſengenoſſe, nichts anderes, da gibt es keine Freundſchaft. Nun hat er es aber doch ſelber geſagt. Es iſt keine Lüge. Er muß Paul Pirwitz in die Augen ſehen und wendet deshalb den Kopf ein wenig zu dieſem herum. Paul Pirwitz hat die Augen geſchloſſen. Ihm ſind die Worte Karl Stutens in das Gehirn gefallen wie eine zuſammengeſchoſſene Mauer, hinter der eine Welt ſichtbar wird, eine Welt, nicht ſo grau und düſter als die, in der ſein bisheriges Leben geſtanden hat. In dieſer hellen Welt hat die Arbeit, von der man ſagt, daß ſie eine Ware ſei, die man ſo teuer wie möglich verkaufen muß, und auf die die Kirche den Fluch der Sünde legt, keinen Platz mehr.

Er fühlt den Blick Karl Stutens und ſchlägt die Au-

gen auf. Mit einem warmen Blick sieht er ihn an. Er ist so weit, daß er seine Antwort, auf die nun sein Freund wartet, in Worte fassen kann:

„Det mit die Arbeit, det wir darin Freunde jeworden sind, is wahr, doch och det andere. Wenn et durch Arbeit Freundschaft jibt, denn sind wir noch vor 'ne Stunde schief jewickelt jewesen. Enen Käse kannst de koofen, Arbeit aber nich, det mit die Arbeit is nun doch anders jeworden. Ja, un det mit dem Fluch, wenn man det so bedenkt, denn liegt eijentlich für uns Arbeiter da der Hase im Pfeffer. Wenn man die Arbeit verflucht, verflucht man uns."

Die letzten Worte sind wie eine Fahne im Wind, lustig flattert sie vor ihnen in dem neuen Sinn, in den sie die Arbeit gestellt haben. Karl Stuten nickt Paul Pirwitz zu, er hat nichts mehr zu sagen. Paul Pirwitz jedoch glaubt noch feststellen zu müssen:

„Mensch, Karl, det is doch zu dämlich mit uns."

Die Sirene heult durch den Raum. Es ist Frühstückspause. Langsam verklingt der Lärm der Arbeit. Ihre Maschinen – es sind die größten im Werk – schalten sie nicht aus, da sie Schnitt haben. In die Stille der Arbeitspause kämmen tiefbrummend die Zahnräder des Getriebes, und der Stahl schiebt sich langsam, Span auf Span, vorwärts.

Die beiden Kameraden gehen an ihre Werkzeugschränke. Im obersten Fach, wo die Zeichnungen stecken, liegt auch die Tasche mit dem Brot und der Kanne Kaffee. Sie setzen sich an einen kleinen Tisch, der eigentlich für Werkzeuge bestimmt ist. Von dort aus können sie ihre Maschinen übersehen.

Paul Pirwitz nimmt das eingewickelte Brot vor die Naſe. Seine Frau, die Grete liebt es, ihn ſeit einiger Zeit zu überraſchen. Leckere Dinge legt ſie auf ſein Brot, von denen er ſonſt nur zu träumen wagte. Er hat ſie ſchon nach dem Grunde fragen wollen, hat es dann aber doch nicht getan. Es iſt beſſer, ſich auf etwas zu freuen und es als ein Geſchenk hinzunehmen. Der Tag wird ſchon kommen, wo ſie ſelbſt reden wird. Doch heute riecht die Naſe nichts, was die Zunge locken könnte. Vorſichtig wickelt er das Brot aus. Bedenklich dünn liegen die Schnitten übereinander. Seine Freude ſinkt auf den Nullpunkt. Nicht einmal Wurſt ſcheint darauf zu ſein. Er klappt ſie auf. Richtig, es iſt nur Schmalz aufgeſtrichen. Damit iſt er nach der Verwöhnung der letzten Zeit nicht einverſtanden. Eine dunkle Wolke legt ſich über ſeine Stirn. Drei ſcharfe Falten graben ſich ein. Seine Enttäuſchung kann er nicht verbergen. Das iſt ihm nun wiederum peinlich und ein klein wenig ſchämt er ſich vor ſeiner Grete. Sie wird ſchon ihre Gründe haben. Noch vor einem Vierteljahr hat er mit Freuden ſein Schmalzbrot gegeſſen. Mit einem ſchiefen Blick ſieht er zu Karl Stuten auf, der lieſt ſeine Zeitung und achtet nicht auf ihn. Alſo hat er nichts geſehen. Wenigſtens ein Troſt. Ohne Appetit beißt er in das Brot.

Unter der unterſten Schnitte ſchimmert etwas Weißes. Ihm kommt der Gedanke, daß Grete ihm etwas mitzuteilen hatte. Das iſt auch ſo eine Eigenart von ihr. Das macht ſie immer dann, wenn ſie ihn gebraucht und er darüber nachdenken ſoll. Sie meint, das könne er am beſten bei der Arbeit. Manchmal war es Freude, aber auch Sorgen und Leid und das in den letzten Jahren am meiſten.

Die vergangenen Arbeitslosenjahre packen ihn wie ein bissiger Hund an. Sollten Sorgengewichte ihren Nacken beugen und sie seine Hilfe nötig haben? Er nimmt das Weiße unter dem Brot hervor. Es ist ein Brief von Grete, wie er angenommen hat. Nun sind die drei Falten auf der Stirn nicht mehr vom Schmalzbrot. Die Zunge rebelliert nicht mehr. Sie sind gezogen von den langen Sorgenjahren der Vergangenheit. Es ist die Not, nicht für seine Familie das bißchen Fressen und Freude für den Tag herbeischaffen zu können, es ist die Sorge, mit leeren und nutzlosen Händen jeden Tag vor den Seinen zu stehen. Und wie ist Grete damit fertig geworden? Wozu darüber nachdenken. Er legt das Brot aus der Hand und reißt hastig den Brief auf. Im ersten Augenblick tanzen ihm die Buchstaben vor den Augen, doch dann fügen sich die steilen festen Schriftzeichen, die wie Soldaten gerade und straff ausgerichtet sind, zu Worten zusammen. Langsam liest er Zeile auf Zeile. Von Satz zu Satz glättet sich seine Stirn.

Karl Stuten hat das nervöse Aufreißen des Briefes gehört. Etwas verwundert sieht er von seiner Zeitung auf. Er kann sich die Sache mit dem briefleſenden Freund nicht erklären. Wer soll schon dem Paul einen Brief schreiben und was geht es ihn schließlich an. Er will sich schon wieder in seine Zeitung vertiefen, bleibt aber dann doch mit seinem Blick auf dem Gesicht des Freundes hängen, das nun von einer heimlichen Freude verschönt ist. Noch ehe er sich darüber Gedanken machen kann, läßt Paul Pirwitz den Brief auf den Tisch fallen und mit strahlenden frohen Augen sieht er Karl Stuten an, als wenn ihm ein großes Glück geschenkt worden

ſei. Mit einer Stimme, in der ſeine Freude ſchwingt, ſagt er:

„Dämliches Weib!“

Dabei ſtrahlt das von Hunger und Leid, Sorge und Arbeit zerriſſene Geſicht in lachender Kinderfreude. Karl Stuten ſieht auf das Schreiben, von dem die Freude ausgeht und muß ebenfalls lachen. Jedoch lacht er nicht über den Brief, deſſen Inhalt kennt er ja nicht, ihm hat es das „Dämliche Weib“ angetan. Wenn er eine Frau hätte und von der einen Brief bekäme und mit dieſem auch eine ſo fröhliche Nachricht, dann würde er nicht dämliches Weib ſagen. Und dann freut er ſich, den Freund froh zu ſehen. Leid haben ſie in den letzten Jahren oft genug erlebt. In die Freude hinein ſagt Paul Pirwitz noch einmal:

„Dämliches Weib!“

In liebendem Vorwurf werden dieſe Worte geſprochen. Man ſtört nicht ungeſtraft, auch wenn man Grete heißt; doch diesmal hat er es außerdem noch geſagt, weil er mit ſeiner Freude nicht ſo ſchnell fertig wird. Immer noch ſieht Karl Stuten auf den Brief. Die klare, feſte Ordnung der Schrift zieht ihn an. Ein wenig Trauer iſt in ſeinem Herzen, er bekommt keine Briefe, ihm ſchreibt niemand.

Wie im Leid die Anteilnahme eines anderen hilft, beglückt ſie auch in der Freude. Wie das Leid das Herz öffnet, beſchwingt es das Glück.

Paul Pirwitz nimmt ſein Schmalzbrot, jetzt wird es ihm ſchmecken. Herzhaft beißt er hinein. Karl Stuten ſieht wieder auf den Brief, dann blickt er den Freund an und nickt nur. Paul Pirwitz aber kann mit dem In-

halt des Briefes nicht mehr allein bleiben. Wozu ist Karl Stuten da? Weshalb ist er sein Freund? Er zeigt auf den Brief und sagt:

„Lies mir mal den Brief laut vor, ick will mal hören, wie sich det von dir anhört."

Karl Stuten sieht erstaunt zu ihm auf und begreift dann aber schnell, daß es gar nicht darum geht, wie seine Stimme den Brief deutet, Paul Pirwitz will ihn ganz in seine Freude einbeziehen. Auch er soll wissen, was die Grete geschrieben hat, und dann schämt er sich wohl auch ein wenig, daß er einen Dritten in sein Herz hat sehen lassen. Langsam nimmt Karl Stuten den Brief auf. Noch ist er sich nicht klar, ob er nicht um Gretes Willen Rücksicht nehmen soll. Mit dieser Achtung vor Grete sieht er Paul Pirwitz an. Der blickt an ihm vorbei, eine frohe Spannung ist in seinem Gesicht, als horche er auf etwas Schönes. Karl Stuten beginnt zu lesen:

„Mein lieber Mann!

Ich weiß, Du machst jetzt ein dummes Gesicht, weil nur Schmalz auf dem Brot ist. Tröste Dich, ich habe auch nichts anderes. Das wird nun zwei Monate so bleiben, auch wenn Du ein böses Gesicht machst. Für die beiden Buben ist noch ein wenig anderes da, die brauchen es, wir aber sind alt genug und können zwei Monate darauf verzichten. Und da Du nun den Grund wissen mußt, teile ich Dir mit, daß wir bei dem Kaufmann keine Schulden mehr haben und auch der Hauswirt hat sein Geld. Denke, mein lieber Mann, das haben wir in einem Jahr geschafft. Meine Freude ist groß und ich glaube, daß auch Du Dich freust. Eine

Schuld iſt aber noch geblieben und die muß jetzt bezahlt werden. Und da müſſen wir beide Schmalzſtullen eſſen und vielen anderen Dingen entſagen, damit es ſchnell geht. Wir wachſen nicht mehr, darum tut uns dies keinen Schaden. Das mit der Schuld iſt nun ſo: es handelt ſich um Frau Günther, Du weißt doch, die Irmgard Gericke, die den Mann geheiratet hat, der aus Rußland gekommen iſt. Dieſe Irmgard hat uns vor einem Jahr geholfen und nun muß ſie ihr Geld wiederhaben. Wenn auch die Irmgard meint, ſie brauche das Geld noch nicht, ſo weiß ich es beſſer. Und wenn Du eine Frau ſein würdeſt, wüßteſt Du es auch, daß ſie ihr Geld braucht. Nun biſt Du mein Mann und mußt es auch ſo glauben. Sie bekommt ein Kind und da muß ſie ſich pflegen, darum muß ſie ihr Geld haben und Du mußt Schmalzſtullen eſſen. Das iſt viel einfacher als ein Kind bekommen. Und das iſt noch nicht alles, was ich Dir zu ſchreiben habe. Du biſt ein ſchlechter Mann, laß es Dir ruhig von mir ſagen, denn Du haſt deine Freude, daß Du wieder Arbeit haſt, dabei brauchſt Du mich aber nicht zu vergeſſen. Ich bin drei Jahre jünger als die Irmgard, und wenn die ein Kind bekommt, will ich auch eins haben. Ich will noch ein Mädchen, und das darfſt Du mir ſchon nach all den Jahren der Not gönnen. Und nun denk über dieſen Brief nach, iß Deine Stullen und freu Dich, es geht um ein Kind. Und auch daran freue Dich, was wir in dem einen Jahr geſchafft haben.

Deine Grete."

Karl Stuten mag nicht von dem Brief aufſehen. Er bedauert, nicht auch ſo eine Frau zu haben. Das mit

dem Mädchen geht doch die beiden ganz allein an. Leise hört er neben sich Paul Pirwitz fröhlich sprechen, und es ist wie ein Strich unter eine Rechnung, die aufgeht: „Dämliches Weib."

Die Sirene heult in die Stille, die Frühstückspause ist beendet. Der Lärm der Arbeit springt auf. Auch sie gehen, ohne noch ein Wort zu verlieren, an ihre Maschinen. Neben ihrer Arbeit laufen ihre Gedanken, und die sind wie Blumen am Feldweg.

Paul Pirwitz denkt an seine Grete. Tolles Weib. Als wenn sie mit den beiden Buben nicht genug Sorgen hätte. Und er kommt auch noch hinzu. Das ist ein ganzer Berg voll Mühe und Arbeit. Aber dann steigt es ihm in die Nase wie ein Geruch von warmer Milch, und er glaubt eine mollige Wärme zu spüren und kleine, ganz kleine, rosige Bäckchen, die sich an seine Wangen schmiegen. So war es bei den Buben. Und nun will die Grete auch noch ein Mädchen. Quatsch, wehrt er sich gegen die Erinnerung, doch die läßt sich nicht verscheuchen. Gut, hat er seinen Weg voll Arbeit, soll die Grete auch den ihren haben. Und dann denkt er daran, daß er keine Schulden mehr hat. Kein Hauswirt, kein Kaufmann kann ihn mehr dumm ansehen. Himmel, steht er heute gerade an der Drehbank. Eine schöne Sache ist es, so mit der Maschine alle Dinge zwingen zu können. Ja, und das mit der Arbeit ist doch anders geworden. Es quält nicht mehr die Not, morgen wieder arbeitslos sein zu müssen, oder — ja, auch das ist anders geworden — der Streit um Arbeit und Brot, mit Streik und Aussperrung und Kampf aller gegen alle, steht nicht mehr als große Unsicherheit über Werk und Menschen. Das

iſt alles nicht mehr da, weggeblaſen wie Wolken am Himmel.

Dumm, das alles, denkt er weiter, was ſich in der Vergangenheit als Gegenſatz und Zwieſpalt zwiſchen die Menſchen geſtellt hatte. Wenn er auch noch nicht recht mit dem neuen Gruß und dem, was dahinter ſteht, fertig geworden iſt, mit dem Marxismus iſt es in ihm aus, das iſt vorbei und dahin. Keine Schulden hat er mehr und ſeine Grete will ein Mädchen haben. Und das alles, weil ſeine Hände wieder an der Drehbank ſchaffen können, weil er ſeine Hände wieder rühren darf und ſie nicht mehr untätig an ſeinen Armen hängen. So iſt alles um ihn Muſik, was da hämmert und bohrt und dreht oder ſonſt in dem großen Fabrikſaal ſein ſtählernes Lied ſingt.

Karl Stuten muß ſchwer in die Arbeit ſteigen. Er hat wenig Schnitt und wenn, dann immer nur für Minuten. Das iſt gut ſo, denn gar hart hat Gretes Brief ſein Alleinſein getroffen. Wenn er einen Augenblick von ſeiner Arbeit aufſehen kann, ſieht er zu Paul Pirwitz hinüber und findet in deſſen Geſicht dann immer wieder eine helle Freude. Und dann teilt ſich dieſe Freude ihm mit, weil er an dem Glück des Freundes teilhaben kann.

Längſt iſt die Mittagspauſe vorbei, es geht auf den Feierabend. Sie haben nicht mehr über den Brief geſprochen, auch nicht mehr über das Freundſein, höchſtens beim Austauſchen der Werkzeuge noch ein paar Worte über die Arbeit gewechſelt.

Über das, was Span und Brief in ihnen bewegt hatten, wollte und konnte keiner mehr reden. Sie hatten jeder für ſich eine Antwort gefunden und das genügte.

Karl Stuten arbeitet die große Hohlkehle am Schen-

kel aus. Dieſe Arbeit fordert ſein ganzes Können. Welt und Zeit, Menſch und Leben ſind dahinter verſunken. Die Maſchine iſt ein Organ ſeiner ſelbſt geworden. Die Mechanik der Räder und Kurbeln wirkt in ſeinem Willen, in ſeinem Blut. Und ſo arbeitet er, wie der Bildhauer mit ſeinen Händen die Vorſtellung ſeiner Phantaſie in eine plaſtiſche Geſtalt formt, mit ſeinen Händen aus dem zähen Werkſtahl die Form heraus, die der Techniker errechnet hat. Die Augen, die immer wieder die maßgerechte Zeichnung abtaſten, führen die Hände und dieſe Hände lenken über Kurbeln und Spindeln den Stahl. Ein ernſtes Schaffen, in dem die hohe Meiſterſchaft ſeines Berufes lebt, die nicht geringer iſt als die des Künſtlers.

In dieſe Welt der menſchgewordenen Maſchine bricht eine kalte, fremde Stimme wie der Froſt in die Blütenpracht des Frühlings. Was ſie ſagt, hat Karl Stuten nicht verſtanden. Er kennt ſie nicht, er hat ſie nie gehört. Für einen Augenblick ſieht er von ſeiner Arbeit auf. Neben ihm ſteht ein Mann in einem weißen Kittel. Alſo ein Menſch, der mit dem Kopf ſein Geld verdient. Mag der dort ſtehenbleiben, was geht's ihn an. Karl Stuten iſt in ſeine Arbeit verſunken wie in ein ſpannendes Buch, über dem man die Welt ringsum vergißt. In dieſer Stunde werden Menſch und Maſchine zur ſinnvollen Einheit.

Der Fremde im Kittel, der faſt körperlich fühlt, wie er aus dieſem Kreis von Menſch und Maſchine gedrängt wird, als ſei er ein Fremdkörper, ſtemmt ſich dagegen und ruft:

„He, Mann! Hören Sie denn nicht?"

Karl Stuten hört nur das „He". Der Zorn über dieſe

Anmaßung, ihn, den Dreher Karl Stuten wie eine Kuh anzubrüllen, überwältigt ihn. Jetzt steht nicht mehr der Fremde im weißen Kittel neben ihm, sondern der Vertreter der anderen Klasse, der Mann mit dem Kragen, der geringschätzig von oben auf ihn herabsieht. Mit welchem Recht? Aus dem Anspruch der Arbeit bestimmt nicht, denn was er an Materialwert auf der Maschine hat und durch einen einzigen falschen Griff verderben kann, wird der Weißbekittelte gewiß in zehn Jahren nicht verdienen können. Diese Arbeitsleistung und Verantwortung sollte den anderen zur Bescheidenheit mahnen. Das Blau in den Augen Karl Stutens bekommt einen brennenden Glanz. Dem Kerl die Faust unter die Nase legen und ihn in den Spänekasten werfen, wäre die richtige Antwort auf dieses „He".

Trotz seines Zornes nimmt er dennoch langsam die Hand von der Kurbel, damit der Span nicht absetzt. Das Gefühl der Verantwortung für die Kurbelwelle ist stärker als sein Unwille. Den Blick auf den Stahl gerichtet, über den der Span wie weiche Wolle ausläuft, reckt er sich langsam aus seiner gebeugten Haltung auf.

Die eisige Ablehnung Karl Stutens, die deutlich aus Blick und Gebärde erkennbar ist, macht den Fremden erregt und ungehalten. Als er auch jetzt nicht beachtet wird, da Karl Stuten die Maschinen ausgeschaltet hat, ruft er noch einmal:

„He! Mann! Ich habe Sie etwas gefragt!"

Wieder hört Karl Stuten nur das „He". Wie ein blankgezogener Degen steht es vor ihm. Mit einem Ruck dreht er sich zu dem Fremden um. Hart sind seine Lippen im Zorn zusammengepreßt. Seine Iris scheint zu brennen,

so sieht er den Weißbekittelten an. Und dann sagt er abgehackt und jedes Wort ist wie ein Schlag in das Gesicht des Fremden:

„Wer ist hier ‚He'? Was für ein Mann mit hohem Kragen sind Sie, daß Sie sich einen solchen Ton erlauben können?"

Der Zurückgestoßene wird rot im Gesicht. Seine Lippen zittern. Er bringt kein Wort hervor, dreht sich kurz um, geht mit schnellen Schritten den Mittelgang hinunter und verschwindet im Schreibzimmer des Meisters. Karl Stuten sieht ihm nach und denkt, das hättest du Esel gleich tun sollen.

Paul Pirwitz hat diesen kleinen Zwischenfall nicht bemerkt, ihn beschäftigt unaufhörlich der Brief seiner Grete. Noch eine halbe Stunde und dann ist Feierabend, und in einer weiteren halben Stunde wird er dann mit ihr und den Buben am Küchentisch sitzen. Dann werden sie schrecklich nebensächliches Zeug miteinander reden und doch etwas anderes meinen, und die Buben werden nach vielem Unnötigen fragen. Doch schließlich gehen die Kinder schlafen und er und die Grete etwas später. Und wenn es dann dunkel um sie ist, wird auch der Brief durchgesprochen werden, so ist es immer zwischen ihnen. Daß alles so kommen wird, weiß er, und da es diesmal keine Sorgen sind, freut er sich auf diese Aussprache.

Karl Stuten hat sich wieder in seine Arbeit zurückgefunden. Mit der Mikrometerschraube hat er den Wellenansatz nachgemessen. Noch einen Hauch, fünfhundertstel Millimeter ist die Welle am Ansatz zu stark. Er sieht auf die Uhr. Er hat noch Zeit. Den Hauch wird er noch wegnehmen, dann ist der Arbeitstag beendet. Was sind

ſchon fünfhundertſtel Millimeter bei einem Durchmeſſer der Kurbelwelle von dreißig Zentimetern. Aber im Paßſpielraum des Lagers ſind ſie ein Berg, für deſſen Beſeitigung der Schloſſer ſich mühevoll mit dem Schaber abrackern muß. Karl Stuten zieht den Stahl noch einmal mit dem Wetzſtein ab, damit die Schneide gut angreift, dann führt er ihn an das Werkſtück heran. Und nun iſt alles nur noch Gefühl. Ein Meſſen iſt nicht mehr möglich, das Gefühl muß die Mikrometerſchraube erſetzen. Weit vornübergebeugt ſieht er auf den Stahl, hauchdünn ſetzt der Span an, er klinkt die Zugſpindel ein, für Minuten hat er Schnitt. Langſam ſchiebt ſich der Stahl über das Werkſtück. Nun iſt es geſchehen, zu ändern iſt nichts mehr. Das Maß muß ſtimmen.

Er richtet ſich auf und ſieht zu Paul Pirwitz hinüber. Der denkt an ſeine Grete und deshalb iſt ſein Geſicht von der ſchönen Freude verklärt, wie Karl Stuten ſie nennt. Und irgend etwas von dieſer Freude hat ſich ihm mitgeteilt, vergeſſen iſt deshalb der Mann mit dem weißen Kittel.

Karl Stuten wendet ſich wieder ſeiner Arbeit zu. Um einen Hauch ſtärker wird der Span. Der Stahl ſetzt an der Hohlkehle an. Karl Stuten klinkt die Zugſpindel aus und nun arbeiten ſeine Hände wieder wie die eines Bildhauers. Die Hohlkehle iſt nachgezogen, mit der rechten Hand fühlt er, ob die Form auch ohne Anſatz iſt. Sie muß wie ein mit dem Zirkel gezogener Halbkreis ſein. Er findet nichts. Glatt wie ein Spiegel iſt ſie. Auch über den Hubſchenkel geht ſeine Hand. Er fühlt einen ganz kleinen Riß, der darf nicht bleiben. Alſo wird er den Schenkel noch einmal hochplanen. Das Tiefenmaß hat ein zehntel Millimeter Spielraum. Die Spanne wird

genügen, um den Riß zu beſeitigen. Bei dieſer Arbeit muß er ſich, um richtig den Span anſetzen zu können, ganz nahe an den Schenkel der Kurbelwelle heranſchieben. Wie ein Fallbeil gleitet der Schenkel bei jeder Drehung an ſeinem Kopf vorbei. Jedesmal weicht er durch eine kleine Beugung des Körpers nach rechts aus. Wehe, wenn er ſich nur einmal zu ſpät zurücklehnen würde. Doch die Gefahr iſt ihm nicht bewußt. Sie iſt im Gefühl von Arbeit, Menſch und Maſchine gebannt, ſonſt wäre ihm auch die Sicherheit ſeiner Hand genommen.

Wie die Hand über die Kurbeln und Spindeln hinweg den hundertſtel Millimeter fühlt, hört das Ohr im Kämmen der Räder des Getriebes, wann er vor dem Schenkel ausweichen muß, der in ſeiner langſam kreiſenden Bewegung von oben auf ihn herabkommt. Faſt wie das Pendel einer Uhr iſt dieſe Bewegung.

Der Span iſt richtig eingeſtellt und der Planzug ebenfalls. Nun arbeitet die Maſchine im Schnitt wieder allein. Er tritt einen Schritt von der Maſchine zurück und ſieht auf die Uhr. Zehn Minuten noch, dann iſt Feierabend, dieſe Zeit wird gerade genügen. Abſetzen kann er den Span nicht, es würde ſich dann ein Abſatz ergeben. Sollten die zehn Minuten doch nicht ausreichen? Na, wenn ſchon, denkt er, zum Verſäumen hat er nichts mehr, alſo mag die Maſchine ſich beeilen und die Uhr ein wenig langſamer gehen.

Er will inzwiſchen nicht nutzlos umherſtehen und macht ſich daran, die Werkzeuge in den Schrank zu legen. Wie er ſich nach der Arbeit wäſcht und ein anderes Kleid anzieht, ſo muß auch die Maſchine blank und ſauber für den nächſten Werktag hergerichtet werden.

Paul Pirkwitz denkt im Schwung seiner Freude nicht an den nahen Feierabend. Arbeit und Zeit laufen unter seinen Fingern weg, wie das Wasser vom Quell. Und dieser Quell ist nichts anderes als die Freude, wieder Herr einer Maschine zu sein und mit diesem Herrentum seine und der Seinen Nöte zu bezwingen.

Er sieht nicht, daß Karl Stuten die Späne von seiner Maschine fegt, daß es auch die anderen Arbeitskameraden tun, die alle mit ihm in wenigen Minuten Feierabend haben. Er sieht und hört nichts. Er ist mit seiner Arbeit in einer anderen Welt.

Karl Stuten denkt an den Heimweg und auch an ihre in gemeinsamer Arbeit bewährte Freundschaft. Ein Blick auf den Freund belehrt ihn, daß Paul Pirwitz fleißig bei der Arbeit ist und nicht an den Werkschluß denkt. Auch ihm ist es schon so ergangen, auch er ist schon vom Feierabend überrascht worden. Gerade will er Paul Pirwitz die Mahnung „Arbeitsschluß" zurufen, als ein jähes Entsetzen den Anruf auf seinen Lippen erstickt. Ein lähmender Schreck fällt die beiden Kameraden an und steigert sich zu einem gemeinsamen Angstschrei.

Bruchteile von Sekunden sind es, in denen es um das Leben von Paul Pirwitz geht. Der Kurbelschenkel, an dem er arbeitet, hat ihn zwischen Schenkel und Stahlhalter gerissen. Die langsam drehende Bewegung der Welle, die keine Macht der Erde aufhalten kann, muß ihm den Brustkasten eindrücken. Selbst wenn es Karl Stuten gelänge, die Maschine auszuschalten, würde doch alles zu spät sein. Paul Pirwitz wäre schon vom Schenkel zerquetscht, wie ein Wurm unter dem Schritt eines Menschen.

Im Bruchteil dieſer Sekunde, in der ihr gemeinſamer Angſtſchrei als Abwehr vor dem Tod aufgellt, iſt es als bebe die Erde. Ein Donner brüllt auf, der faſt das Trommelfell zerreißt, Eiſenteile fliegen durch die Luft. Eine meterhohe Stichflamme ſchnellt aus dem Getriebekaſten. Die Maſchine ſteht, wie von Geiſterhand gehemmt. Zwiſchen Kurbelwelle und Stahlhalter hängt Paul Pirwitz. Von Karl Stuten fällt das Grauſen wie eine ſchwere Laſt. Mit einem Sprung iſt er neben dem Verunglückten, aus deſſen Mund Blut tropft. Er packt ihn an den Schultern und will ihn zurückreißen. Bei dieſer Berührung kommt ein dumpfer Seufzer aus dem Mund des verunglückten Drehers. Dann nimmt ihm eine tiefe Ohnmacht den Schmerz und die Todesangſt. Durch Karl Stutens Körper geht ein Zittern, er ſieht ſich nach Hilfe um. Die Arbeitskameraden, aufgeſchreckt durch den Donner, das Beben und die Stichflamme, ſind ſchon neben ihm. Gemeinſam bemühen ſie ſich um Paul Pirwitz. Nach einigen Schwierigkeiten gelingt es ihnen, den Verletzten von der Maſchine zu heben. Wenig ſpäter iſt die Krankenbahre zur Stelle, und er wird zur Unfallſtelle gebracht. Noch immer hält eine tiefe Ohnmacht den Schmerz von Paul Pirwitz.

Durch das breite Tor tragen ſie den Verletzten. Im Krieg war es auch oft ſo, muß Karl Stuten denken. Ihm wird die Bruſt eng, er muß tief aufatmen. Die Stimmen der Arbeitskameraden um ihn ſind wie ein wogendes Meer. Der Meiſter und der Betriebsleiter, die faſt zur gleichen Zeit an die Unfallſtelle gekommen ſind, ſprechen auf ihn ein. Sie wollen wiſſen, wie das Unglück geſchehen iſt. Karl Stuten zuckt mit den Schultern. Er kann nichts

darüber sagen. Alles ist so schnell gegangen. Er hat nur gesehen, wie die Kurbelwelle Paul Pirwitz plötzlich auf die Seite drückte und zwischen den Stahlhalter preßte.

Der Meister winkt die Umstehenden zurück. Längst hat die Sirene die Feierabendstunde angekündigt. Die Arbeitskameraden, deren Gesichter noch von dem furchtbaren Geschehen überschattet sind, gehen in ihre Waschräume. Ändern und helfen können sie mit Worten doch nichts, und dummes Fragen hat keinen Sinn.

Der Betriebsleiter schickt den Meister zur Verbandstelle. Alle haben die Hoffnung, daß es vielleicht doch nicht so schlimm mit dem Verletzten ist, wie es ausgesehen hat.

Die Angst um den Freund ist von Karl Stuten gewichen. Er kann wieder denken. Das Rätsel, das im letzten Augenblick die Maschine zum Stehen gebracht hat, muß gelöst werden. Zwischen den Maschinen treiben keine Geister ihr Spiel. Der Dreher geht um die Maschine herum zum Getriebekasten, aus dem die Stichflamme hoch emporflammte. Auch der Betriebsleiter steht vor dem gleichen Rätsel und sieht Karl Stuten nach. Der beugt sich über den Getriebekasten und starrt auf ein Chaos von zerbrochenen Maschinenteilen. Der Motor ist aus seinem Fundament gerissen und liegt auf der Seite. Karl Stuten greift in dieses Chaos. Ein sinnloses Durcheinander ist jetzt, was noch vor Minuten kunstvoll Zahn in Zahn griff und so die große Maschine bewegte. Aus diesem Schrotthaufen holt er einen Vorschlaghammer heraus, dessen Stiel kurz am Hammer abgebrochen ist. Die Bruchstelle ist neu, zwischen den Eisenteilen kann er die Holzsplitter des Stiels erkennen. Er wiegt den Ham-

mer in seiner Hand. Das muß die Geisterhand gewesen sein. Jemand muß den Hammer im Augenblick der Gefahr zwischen die beiden Zahnräder des Antriebes geworfen haben. Das Beben, der Donner und auch die Stichflamme finden nur so ihre Erklärung. Aber auch nichts anderes in der Welt hätte die Maschine zum Stehen gebracht. Doch wo ist der Retter? Der Dreher sieht sich um, als müsse dieser Mensch hinter ihm stehen. Doch nur der Betriebsleiter steht neben ihm, weil er Karl Stuten nachgegangen ist. Wie abwesend ist sein Gesicht, mit flackernden Augen sieht er auf den Trümmerhaufen, wird blaß und sagt langsam:

„Auch das noch. Nicht auszudenken ist der Schaden. Die Maschine ist zum Teufel!"

Dann reißt er sich von dem Bild der Zerstörung los und geht mit hastigen Schritten, als müsse er seine Erregung bändigen, den Mittelgang hinunter. Er kommt wieder zurück, bleibt vor Karl Stuten stehen und schreit diesen an, als sei der an allem Schuld:

„Verfluchte Schweinerei! Wer hat den Hammer in den Getriebekasten geworfen?"

Karl Stuten, der nur den Freund in Gefahr sieht, zuckt die Schulter.

„Mann, Sie müssen es wissen!"

Wieder kann Karl Stuten nur mit der Schulter zucken. Verständnislos sieht er zum Betriebsleiter auf. Er kann nicht recht begreifen, daß der den Menschen, der in der furchtbaren Gefahr schwebte, vom Kurbelschenkel zerschnitten zu werden, vergessen hat und nur an die Maschine denkt.

Der Meister kommt in die Halle zurück. Karl Stuten

ſucht in ſeinem Geſicht zu leſen, wie es um Paul Pirwitz ſteht. Der Betriebsführer geht zum Meiſter und dann in deſſen Schreibzimmer, ohne nochmals zur Maſchine zurückzukehren.

Wieder packt Karl Stuten die Angſt um den Freund. Durch das breite offene Tor ſieht er den Krankenwagen vorbeifahren. Eine kleine Hoffnung regt ſich in ihm, vielleicht iſt Paul Pirwitz nicht lebensgefährlich verletzt. Noch wie er ſo denkt, fällt ihn ein neuer Schreck an. Was iſt mit ſeiner eigenen Maſchine und Arbeit? Er hat ſie in dem Durcheinander um Paul Pirwitz vergeſſen, ſie muß noch im Planzug laufen. Schnell geht er um Paul Pirwitz' Maſchine herum und ſieht nun, daß ſeine Drehbank ſteht. Er atmet auf, ein Arbeitskamerad muß ſie ausgeſchaltet haben. Schnell räumt er ſeinen Arbeitsplatz auf. Es drängt ihn aus dem Betrieb. Das Geſtänge, die Räder und Riemen ſind im Augenblick beklemmend und düſter. Er wird zu Fritz Günther gehen, der nun bald ein halbes Jahr als Schloſſer im gleichen Werk arbeitet. Einer von ihnen beiden muß mit der Grete Pirwitz ſprechen. Sie können die Frau in ihrer Not nicht allein laſſen.

Noch einen prüfenden Blick auf die Maſchine. Am Arbeitsplatz iſt alles in Ordnung, er kann gehen. Schnell wird er ſich umziehen. Als er zum Waſchraum geht, trifft er den Meiſter, der ihm, ohne auf ſeine Frage zu warten, von Paul Pirwitz berichtet:

„Der Pirwitz hat noch Glück gehabt. Arm und Schlüſſelbein ſind gebrochen und die Bruſt ſcheint ein wenig angequetſcht zu ſein."

„Gott ſei Dank!"

Mehr kann Karl Stuten nicht ſagen. Der Meiſter fügt noch hinzu:

„Kümmern Sie ſich bitte um die Frau!“

Karl Stuten nickt und läuft mit ſchnellen Schritten zum Waſchraum hinaus.

Er lebt! Er lebt! jubelt es in ihm. Alle Sorge um den Freund iſt vergeſſen, nun richtet ſie ſich auf Grete und die beiden Buben, aber da wird's auch hart werden. Wie lange kann es mit einem gebrochenen Arm dauern? Er weiß es nicht, denn er hat ſich noch keinen gebrochen. Soll es acht Wochen dauern, oder länger, ein Leben iſt es nicht. Das läßt ſich alles aushalten und wieder in Ordnung bringen. Auf der Straße lacht ihm eine frühlingswarme Sonne entgegen. Die helle Wärme läßt alles leichter erſcheinen. Wenn Fritz Günther keinen Rat weiß und er als Junggeſelle allem ſo hilflos gegenüberſteht, dann wird Irmgard Gericke weiterwiſſen.

Er kann ſich immer noch nicht daran gewöhnen, daß ſie nun eigentlich Irmgard Günther heißt. Die zwanzig Jahre, die er Irmgard kennt, ſind eine lange Zeit, und ein Name iſt kein Hemd. Als vor einem halben Jahr die beiden ſo plötzlich vor ihm ſtanden, hat er an ein Märchen geglaubt. Wie er Fritz und Irmgard dann in die Augen geſehen hat, war es Wirklichkeit und wiederum faſt wie eine Legende. Wie eine Sage von zwei Menſchen, die über Zeit und Weltweite hinweg trotzdem zueinander kommen müſſen. Zwanzig Jahre der Hoffnung ſind blutlebendiges Leben geworden. Auch das zwanzigſte Jahrhundert zeigt Zeichen und Wunder, kommt es ihm in den Sinn. War es nicht ein neuer Beweis, daß der Menſch im Geſetz ſeines Blutes lebt? Und iſt nicht das jüdiſche

Gewäsch, das vom eigenen Körper redet und die Luft meint und nichts von der Pflicht wissen will, eine raffinierte Lähmung des deutschen Blutes? Und ist nicht alles, was vom Juden geschrieben und gedacht wurde, immer in Richtung auf dieses Ziel gesehen? Er könnte ein eigenes Lied davon singen. Nun diese fremden Gedanken seine eigenen nicht mehr trüben, sieht er die Welt ganz anders. So ist ihm auch das Beispiel der beiden zu einem Symbol der Pflicht und Treue geworden, und er hat Fritz und Irmgard in ihrer Haltung verehren müssen.

Noch wie er so in sich hinein horcht und den Puls des eigenen Blutes fühlt, sieht er sich mit Paul Pirwitz an der Drehbank stehen. So ganz aus dem Nichts war dessen Freude entstanden, daß sie in der Arbeit Freunde geworden sind. Ja, aus dieser Freude kam die Erkenntnis, daß es mit der Arbeit anders geworden ist; sie gab ihnen die Einsicht, daß sie Kameraden geworden waren wie Soldaten im Kriege.

Seltsam, wie sich alles in diesem einen Jahr gewandelt hatte. Nicht bloß die Arbeit ist anders geworden, auch die Menschen sind es. Sollte in Deutschland ein neuer Menschenfrühling gekommen sein?

Ein neuer Frühling, herrlich steht er doch mitten in dieser Wärme und Hoffnung, nach der Kälte und dem Grau des Winters. Er muß den Mantel aufmachen. Tief atmet er die Luft ein. Grau waren noch vor Tagen Baum und Strauch, und nun sproßt und grünt es mit Macht. Aus der Ferne seiner Jugend kommen Worte auf seine Lippen und beschwingen seinen Schritt:

„Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Ge-

bärden, und ſtreut er Eis und Schnee umher, es muß doch Frühling werden."

Laut muß er die Worte geſprochen haben. Ein SA.-Mann, der ſeinen Weg kreuzt, lacht und ſagt:

„Jawohl, Kamerad, es muß Frühling werden!"

Karl Stuten bleibt mit einem Ruck ſtehen. Die Scham flammt rot in ſeinem Geſicht. Der Mann hat ihn Kamerad genannt. Ja, und dann iſt es in ihm wie Trauer, nicht im Schritt und Tritt, Seite an Seite mit dieſem Mann im braunen Kleid zu marſchieren.

Aber was gehen ihn die politiſchen Soldaten Adolf Hitlers an? Nichts verbindet ihn mit dieſen, er hat nicht für ihre Idee gekämpft. Aber iſt nicht auch hier alles anders geworden im letzten Jahr? Er muß an Fritz Günther denken, an deſſen ſchlichte Zuverſicht. Fritz Günther hat doch auch nicht für die nationalſozialiſtiſche Idee gekämpft. Ja, und am Morgen ſagte Paul Pirwitz an der Drehbank: „Menſch, Karl, det iſt doch zu dämlich mit uns." Ja, das war es wohl. Dennoch kann er nicht glauben, daß ſeine letzten zwanzig Jahre ſinnlos geweſen ſein ſollen. Er hat doch nichts Schlechtes gewollt und die Millionen mit ihm auch nicht.

Es iſt gut, daß er vor dem Haus Fritz Günthers ſteht. Die Sorgen um Paul Pirwitz ergreifen ihn wieder und laſſen ihn alle hadernden Gedanken vergeſſen.

Fritz Günther, der ſchon von dem Unglücksfall des Arbeitskameraden gehört hat, ſucht nun mit Karl Stuten einen Weg, wie man der Grete helfen könnte. Irmgard hört den beiden — ſo will es ſcheinen — bei ihrer Küchenarbeit nicht ſonderlich zu. Hin und her geht die Rede. Und dann wendet ſich Irmgard Günther in ihrer ent-

ſchiedenen Art an ihren Mann und Karl Stuten. Sie ſagt in die aufhorchenden Geſichter der beiden, die ſich ſchon über ihr langes Schweigen gewundert haben:

„Es iſt beſſer, wenn ihr von euren Arbeitsdingen redet, denn in dem, was uns Frauen angeht, kommt ihr Männer über Worte doch nicht hinaus. Ihr ſolltet vor allem wiſſen: mit Herumreden und mitleidigen Fragen iſt noch nie geholfen worden." Sie ſtreicht ihrem Mann freundlich über das Haar, nickt Karl Stuten zu und verläßt die Küche. Auf dem Korridor ſpricht ſie noch:

„Ich geh' zur Grete Pirwitz!"

Ein wenig dumm ſehen ſich die Männer an. Doch ehe ſie noch ein Wort finden, fällt hinter Irmgard die Tür ins Schloß. Zu ändern iſt an ihrem Vorhaben nichts mehr, und es iſt wohl auch das beſte ſo. Nachdem das beſorgte Geſpräch um das Schickſal des verunglückten Arbeitskameraden durch Irmgard wie ein Faden mit der Schere abgeſchnitten iſt, ſchweigen ſie, rauchen eine Zigarette an und warten, bis einer das Wort ſagt, das zum Anfang einer neuen Unterhaltung werden kann. Vorerſt kommen ſie nicht von dem Unfall los. Jeder hat ſeine eigenen Gedanken um Paul Pirwitz, der mit gebrochenen Knochen im Krankenhaus liegt.

Karl Stuten denkt an den Brief von Grete Pirwitz. Keine Schulden haben wir mehr, hatte ſie geſchrieben, und nun türmen ſich ſchon wieder neue Notberge vor ihr auf. Alle Hoffnung muß nun wieder hintenangeſtellt werden. Seine Gedanken wandern von der Grete zu Paul Pirwitz. Haben ſie nicht beide Freundſchaft geſchloſſen? Iſt er nicht damit in die Pflicht der Freundſchaft geſtellt? Davon beißt keine Maus einen Faden ab. Alſo wird er

jetzt ebenso seine Wünsche zurückstellen wie die Grete die ihren. Diese Freundschaft mag die erste Probe von ihm fordern. Morgen wird er alles in Ordnung bringen. Ein paar Mark hat er gespart, die mögen fürs erste helfen, und dann muß weiter gesehen werden. Nicht anders wird er mit der Grete über die Notberge steigen. Und nun könnte er eigentlich gehen. Die Hilfe, die er bei Fritz Günther und Irmgard gesucht, hatte er gefunden.

Auch Fritz Günthers Gedanken kreisen um Paul Pirwitz. Zwar kennt er den Arbeitskameraden kaum. Sie hatten selten miteinander zu schaffen. Es genügt jedoch, daß ein Mensch in Not ist. Doch bringt alles Sorgen und Mitfühlen nicht weiter, da hatte Irmgard schon recht. Da sie den Fall in die Hände genommen hatte, war alles in guter Obhut. Er sieht zu Karl Stuten hinüber, gerade in dem Augenblick, als der auf seinem Stuhl hin und her rückt, um aufzubrechen. Fritz Günther aber möchte noch mit ihm zusammenbleiben, und deshalb fordert er ihn auf:

„Bleib den Abend, hast dich lange nicht sehen lassen. Irmgard wird bald zurück sein, und außerdem wird es für uns wieder einmal Zeit, unseren Weg zu überprüfen."

Karl Stuten antwortet nicht gleich. Der Vorschlag kreuzt zu plötzlich seine eigene Absicht. Er überlegt kurz und kommt zu dem Schluß, daß es ganz gut wäre, sich wieder einmal mit Fritz Günther auszusprechen. Vieles ist doch anders geworden, als er es sich gedacht hatte. Da sie damals im Oktober vereinbart hatten, ihre Sache mit Adolf Hitler ordentlich und sauber auszukämpfen, mochte dieser Abend jener Absicht dienen. Er nickt Fritz Günther zu: „Ich bleibe!"

Fritz Günther nickt zurück. Da sie nicht vom Wetter sprechen wollen und ihre Unterhaltung sich nicht wie ein Buch vom Tisch nehmen läßt, vergehen wieder einige Minuten in tiefem Schweigen.

In diese Stille schreckt plötzlich die Türklingel. Fritz Günther steht langsam auf. Wer kann von ihm etwas wollen? Von seinen Leuten kann es keiner sein. Irmgard und auch die Anna haben Schlüssel. Noch einmal schellt es. Der Wartende muß es eilig haben. Fritz Günther muß etwas schneller zur Tür gehen, nicht so bedächtig, wie er vom Küchentisch aufgestanden ist. Als er öffnet, steht vor ihm in der Uniform der Hitler-Jugend Hanne Klog. Das ist sein Lehrling, der ihm vom Meister zugeteilt ist. Im dritten Lehrjahr steht der Junge. Ganz außer Atem lehnt er an der Tür und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Da der Junge nichts sagt, fragt Fritz Günther:

„Was ist los? Wo brennt es?"

Der Junge schüttelt den Kopf. Also brennt es nicht. Wichtig wird es aber dennoch sein, ohne Grund bringt sich kein vernünftiger Mensch um den Atem und in Schweiß. Sollte es mit dem Arbeitskameraden schlimmer geworden sein? Der Junge ist noch nicht beieinander.

„Komm rein!"

Fritz Günther nimmt ihn bei der Schulter und schiebt ihn in den Korridor.

„Häng deine Mütze an den Riegel und komm in die Küche."

In der Küche sieht der Junge fragend auf Karl Stuten, verlegen bleibt er stehen und vergißt zu grüßen, was ihm die beiden Freunde nicht krumm nehmen. Fritz Günther

zeigt auf einen Stuhl. Der Junge ſetzt ſich und ſieht ſich dabei in der Küche um, als könnte ihm hier Hilfe werden. Fritz Günther will dem Jungen noch ein wenig Zeit laſſen, aber er braucht ihn nicht zum Sprechen zu ermuntern:

„Herr Günther, ich glaube, ich habe eine Dummheit gemacht!“

Zögernd iſt das Geſtändnis über ſeine Lippen gekommen. Fritz Günther will ihm weiterhelfen und ſagt lachend:

„Wird nicht die erſte und auch nicht die letzte Dummheit geweſen ſein, alſo ſprich dich ruhig aus. Zu mir kannſt du reden wie zu deiner Mutter.“

Hanne Klog gibt ſich einen Ruck, ſchluckt ſeine Not herunter, und ohne einen der Männer anzuſehen, bringt er haſtig heraus:

„Ich habe mit unſerem Vorſchlaghammer die große Drehbank kaputt geſchlagen.“

Weiter kommt er mit ſeiner Beichte nicht. Karl Stuten ſpringt von ſeinem Stuhl auf. Der wackelt bedenklich. Der Junge und Fritz Günther ſehen erſchrocken auf. Das kümmert Karl Stuten nicht, der ſieht nur Hanne Klog und fühlt von neuem die Angſt des Augenblicks, als die Kurbelwelle Paul Pirwitz zu erdrücken drohte. Er muß tief Luft holen, dann iſt er mit dem erſten Anſturm der Gedanken fertig. Er legt ſeine rechte Hand auf die Schulter des Jungen und ſpricht langſam mit allem Dank in der Stimme, den er für Hanne Klog empfindet:

„Du alſo haſt dem Dreher Paul Pirwitz das Leben gerettet!“ Mehr kann er nicht ſagen. Es iſt ja auch unendlich viel, wenn man einem Menſchen ſagen darf, er habe das Leben eines anderen gerettet ...

Dem Jungen iſt es, als ſcheine die Sonne wieder, nach all dem Grau der letzten Stunden, die er angſtvoll verlebt hat. Fritz Günther ſteht vor einem Rätſel. Was hat ſein Vorſchlaghammer mit der Rettung des Arbeitskameraden zu tun?

„Was haſt du mit unſerem Vorſchlaghammer gemacht?"

Hanne Klog iſt noch ganz verwirrt von der Nachricht, daß er den Arbeitskameraden gerettet haben ſoll, um ihn iſt wieder der betäubende Lärm, das Feuer der Stichflamme und das Beben. Alles geſchah ſo plötzlich, und er war vor Schreck kopflos. Über ihm brach die Welt zuſammen, und da iſt er gerannt, als ginge es um ſein Leben. Und er hat doch damit ein anderes gerettet. Er ſchämt ſich jetzt, daß er in ſeinem Schreck ſo feige davongelaufen iſt. So kann er auf die Frage ſeines Geſellen eigentlich nur ſagen, daß er auf den Schrei des Drehers den Hammer zwiſchen die Zahnräder geworfen habe. Aber dies habe er weder bedacht noch überlegt, dazu war keine Zeit, er habe nur die ſich langſam drehenden Räder geſehen und gehandelt. Hanne Klog ſieht von einem zum anderen, von den fragenden Augen ſeines Geſellen zu den dankenden Karl Stutens.

Karl Stuten hat den hilfeſuchenden Blick des Jungen verſtanden, und er gibt Fritz Günther die nötige Aufklärung. Viel iſt dazu nicht mehr zu ſagen, eben nur noch, daß Stuten nicht an Geiſterhände geglaubt und dann den Hammer und die Holzſplitter des Stiels in dem Getriebekaſten gefunden hat, nur von dem Menſchen, der die einzig rettende Möglichkeit des Augenblicks in Bruchteilen von Sekunden erkannte, war nichts zu ſehen. Nun

sitzt er ihm gegenüber auf dem Küchenstuhl. Und wenn er an die herumfliegenden Eisenteile denkt und noch so jung sein würde wie Hanne Klog, dann hätte er vielleicht auch die Flucht ergriffen. Freundlich lacht er dem Jungen zu, und Fritz Günther beginnt dunkel die Geschehnisse um den Unfall zu ahnen und zu begreifen.

Ist das nun wieder so ein blindes Würfelspiel des Schicksals? Aber wozu darüber nachdenken? Von der Seite her sieht er auf Hanne Klog. Wissen möchte er nur noch bei allem, was den Jungen jetzt zu ihm getrieben hat. Er steht auf und steckt sich eine Zigarette an. Nach ein paar beruhigenden Zügen fragt er:

„Warum hast du mit deinem Bericht nicht bis morgen gewartet?" Diese Frage kommt aus einem ganz anderen Gedankenkreis, und der Junge muß sich erst hineinfinden. Er sieht Karl Stuten an, als könne der ihm wieder weiterhelfen. Doch jetzt kann Karl Stuten wirklich nichts sagen.

Hanne Klog senkt den Blick, doch dann reißt er sich hoch. War er an der Maschine feige, jetzt will er es nicht mehr sein. Er nimmt die Hand vor den Mund und hustet verlegen. Er sucht nach Worten, um seinem Gesellen eine befriedigende Antwort zu geben. Und nun ist es so weit:

„Als ich in meinem Schreck fortlief, heulte die Sirene auf. Es war Feierabend. Zwischen den vielen Kameraden, die zum Waschraum drängten, hoffte ich unentdeckt zu bleiben und wurde ruhiger. Auch zu Hause habe ich meine Ruhe bewahren können. Auf dem Wege zum Heimabend der Hitler-Jugend hat mich dann wieder die Angst gepackt. Ich habe an den Hammer denken müssen und gewußt, daß man mich finden würde. So habe ich in meiner Angst unter den Kameraden nicht froh werden können. Das hat

unſer Kameradſchaftsführer bald gemerkt. Der hat mich auf die Seite genommen und nach dem Grund gefragt. Da habe ich nicht mehr anders gekonnt und mir die Laſt vom Herzen geredet. Ich brauchte nicht lange auf einen Rat zu warten. Wenig hat der Kameradſchaftsführer mir geſagt, doch ſeine Worte werde ich ſobald nicht vergeſſen:

‚Ein Hitlerjunge ſteht zu ſeinen Taten!‘ ſagte er zu mir und mich hat's beinahe umgeſtoßen. Ich habe die Knochen zuſammengeriſſen und um Urlaub gebeten. Ich wußte, daß ich zu Ihnen zu gehen habe, um zu meiner Tat zu ſtehen, wollte ich meine Kameraden nicht mit meiner Feigheit beſchmutzen. Der Kameradſchaftsführer muß meinen plötzlichen Entſchluß verſtanden haben. Ohne noch eine Frage zu ſtellen, gab er mir den erbetenen Urlaub. An der Tür hörte ich noch ſeine Frage:

‚Wohin gehſt du?‘

‚Zu meinem Geſellen!‘ rief ich zurück. Er nickte und ließ mich laufen. Ja, und da bin ich gerannt, als ginge es um mein Leben.“

Er ſchweigt. Er möchte von ſeinem Vertrauen und ſeiner Anhänglichkeit zu ſeinem Geſellen ſprechen. Doch da man ſo etwas nicht ſagt, ſenkt er den Blick und rückt verlegen ſein Fahrtentuch zurecht.

Die beiden Männer ſpüren, wie es um den Jungen ſteht. So ſagt Fritz Günther:

„Gut, Hanne Klog, brauchſt dich nicht mehr zu ängſtigen, geh' zu deinem Kameradſchaftsführer und melde ihm, daß alles in Ordnung iſt.“

Wie von einer Feder hochgeſchnellt ſpringt der Junge auf. Er freut ſich, daß ſein Geſelle in ſeiner Not zu ihm

ſteht. Der wird die Sache ſchon in Ordnung bringen, er hat ſchon andere Sachen geradegebogen. An der Küchentür knallt er die Hacken zuſammen und ſagt hell und froh grüßend:

„Heil Hitler!"

Nun ſind die Männer wieder allein. Der Gruß des Jungen hallt noch in ihren Ohren nach. Sie ſind wieder ſo weit, daß einer von ihnen das Wort ſagen muß, das ihre innere Auseinanderſetzung, ihr Ringen um ein klares politiſches Bekenntnis weiterbringt.

Fritz Günther denkt über die Worte des Kameradſchaftsführers nach. Kurz und ohne Wenn und Aber hat er Hanne Klog den richtigen Weg gewieſen. Kein langes Palavern und Fragen. Alles wird klar und einfach auf die Verantwortung geſtellt. Ein Hitlerjunge ſteht zu ſeinen Taten! Das iſt ein gutes Wort für einen Jungen, der bald allein für ſich einſtehen muß.

Seine eigene Jugend ſteht vor ihm. Da hat niemand ſo geſprochen. Da haben ſie ſich die Köpfe heiß gedacht und von Ausbeutung und Klaſſenkampf geredet. Hat jemand an die Verantwortung gedacht? Nein! Vor wem Verantwortung? Für die Klaſſe, ſagten die Verführer, aber dieſe Loſung enthielt nur Haß, für Liebe war kein Raum darin. Und doch beginnt — das weiß er heute — alles Mannſein und alle Ehre erſt mit der Bereitſchaft, Verantwortung freudig auf ſich zu nehmen, ja, ſie zu wollen.

Der große Kreis der Arbeit, in dem ſie alle ſtehen, iſt nur ſo denkbar. Nur ſo gehen alle Dinge des Lebens voran und zum guten Ende. Er winkt mit der Hand ab. Es lohnt ſich nicht, dem nachzugrübeln. In der Arbeit, in der

er nun seit einem halben Jahre werkt, lebt ein anderer Geist. Sie steht im Kraftquell einer Idee, die den Menschen nach oben führt und nicht in der Niedrigkeit festhalten will. Es ist die Idee, die der Kameradschaftsführer mit seinem Befehl an den Hitlerjungen so klar und einfach umrissen hat. Fritz Günther sieht zu Karl Stuten hinüber. Karl Stuten hat inzwischen über den Span, das Freundsein und den Brief der Grete nachgedacht. Vor einem Jahr noch hätten seine Gedanken bei einem so aufregenden Erlebnis anders ausgesehen, da hätten sie Anklage und Ursache eines so schweren Unfalls in der Ausbeutung gesucht und zur politischen Forderung gemacht. Als sich die Blicke der beiden Freunde begegnen, sagt Karl Stuten:

„Das mit der Arbeit ist nun doch anders geworden."

Fritz Günther horcht dem Klang dieser Worte nach. Die Hoffnung, daß Karl Stuten den neuen Geist der Zeit begreifen werde, macht ihn froh. Er fühlt eine dankbare Freude, und von dieser Freude ganz gefangengenommen, antwortet er:

„Ja, das ist es wohl, die Arbeit braucht nicht mehr ihre Anerkennung und Ehre im Verneinen der Leistung und braucht sich nicht mehr im Klassenkampf ihren Sinn zu suchen. Sie hat nie Ehre und Anerkennung darin finden können, höchstens Arbeitsunlust, Neid und Haß, falsche Wertungen und Minderwertigkeitsgefühle. Zum Beispiel, daß ein weißer Kragen mehr sei, als unsere Arbeitsbluse, oder daß unsere Schwielenhände mit dem Dreck unter den Fingernägeln sich vor den sauberen verstecken müßten, das ist alles anders geworden. Die Schwielen sind nicht mehr, aber auch nicht weniger als

der weiße Kragen. Entscheidend sind heute allein Leistung und Verantwortung. Die geben den Rang und nicht mehr das Geld oder die Geburt." Er schweigt, glaubt er dem Freunde doch die rechte Antwort gegeben zu haben.

Karl Stuten möchte zu allem ja sagen. So müßte es sein! Dann wäre es eine Lust zu arbeiten. Er bekommt jedoch das Ja nicht über die Lippen. Die Erinnerung an den Mann in dem weißen Kittel und dessen „He" ist mit den Worten des Freundes wach geworden. Und dann muß er auch an den Betriebsführer denken, dem die Maschine wichtiger war als der Mensch.

„Nein", lehnt er widerwillig ab.

In diesem Nein spiegelt sich die erlebte Zurücksetzung wieder. Er läßt sich nicht von dem suchenden Blick Fritz Günthers beirren, der sein Nein nicht begreifen kann. Eifernd spricht Karl Stuten weiter, ganz vom Zorn auf den Mann im weißen Kittel erfüllt:

„Ich bewundere deinen Glauben. Sehr würde ich mich freuen, wenn alles so wäre, wie du gesagt hast. Jedoch ich träume nicht in den Tag und hänge mein Herz an keine Hoffnungen mehr. Ich sehe unser Leben als Arbeiter und finde, daß sich nichts geändert hat. Heute wie gestern sind wir nicht mehr als ein ‚He' in den Augen der anderen wert. Und mit unserem Dreck unter den Fingernägeln werden wir geringer geschätzt als ihre Maschinen. Anders ist es gewiß mit der Arbeit geworden. Wir stehen mit einer anderen Sicherheit an unseren Werkbänken. Es droht die Arbeitslosigkeit nicht mehr, kein Streik, keine Aussperrung. Das gibt unseren Händen Ruhe, und manchmal bringt es auch Freude in unsere Arbeit, läßt

uns Arbeiter menſchlich näher zueinander kommen. Die noch vor einem Jahr geführten Notkämpfe um Arbeit und Brot verwirren uns nicht mehr in Haß. Wir lernen die Arbeit und die Maſchinen anders ſehen. Wir ſehen und lernen unſere Arbeit anders begreifen, jedoch für die anderen ſind und bleiben wir die Proletarier. Wir und unſere Arbeit ſind anders geworden, jedoch Ehre wird uns nicht dadurch."

Er ſchweigt, er hat nichts mehr zu ſagen. Ein bitterer Geſchmack legt ſich auf ſeine Zunge. Im Krieg iſt es auch ſo geweſen. Sie, die Arbeiter hatten ſich geändert, hatten Idee und Klaſſenkampf in ſich niedergekämpft und ſich mit Leib und Leben vor das Volk geſtellt. Und die anderen? Vorne im Dreck waren ſie Kameraden, hinten im zweiten Graben trugen ſie ihre Kragen.

Fritz Günther ſieht ſinnend auf den Rauch ſeiner Zigarette. Wenn er auch die Gründe nicht kennt, die Karl Stuten zu dieſer Antwort zwingen, ſo ſind ſie ihm dennoch nichtig. Was der einzelne auch perſönlich hie und da erleben mag, ob er beleidigt oder geehrt wird, ſpielt keine Rolle und iſt für das Geſamtgeſchehen unwichtig. Mag der eine „He" ſagen und der andere Herr, das iſt Sache des Taktes und des Tones, in dem es geſagt wird. Mit der Ehre hat es nichts zu tun. Und ſo weiſt er Karl Stutens Einwände zurück:

„Es tut mir leid, daß du ſo ganz daneben denkſt. Alles was du geſagt haſt, hat nichts mit der Ehre zu tun. Kein Kriegsgewinnler und auch keiner von denen, die in ihrer Feigheit auf euch Soldaten geſcholten haben, hat von eurer Ehre auch nur einen Hauch nehmen können, allerdings auch keine geben können."

Unwillig will Karl Stuten aufbegehren. Fritz Günther winkt ab und spricht ruhig weiter:

„Vor langer Zeit, als ich noch in Frankreich war, sagte mir in Paris einer unserer damaligen internationalen Arbeitervertreter: ‚Ihr deutschen Arbeiter wißt mit eurer demokratischen Freiheit nichts anzufangen.' Ich habe ihm recht gegeben. Heute weiß ich, warum wir damit nichts anfangen konnten. Die Freiheit, die der meinte und von der sie alle redeten, führte geradewegs in die Knechtschaft. Es ist die Freiheit der Verantwortungslosigkeit gegenüber allen Dingen des Lebens. Keine Gefühle, keine Treue, keine Zucht, nichts von dem, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Vielleicht waren wir in deren Augen auch nichts anderes als Tiere. Von dieser Freiheit redeten sie zu uns und versteckten dahinter ihre eigenen Herrschaftsgelüste. Trotzdem haben wir uns vom Innersten her unbewußt dagegen gesperrt, auch wenn wir den Klassenkampf in der Theorie noch so sehr bejahten. Vor uns standen die unsichtbaren Zäune unseres Wesens. Heute haben wir das Wort dafür. Heute wissen wir die Gründe. Unser Blut, unsere Rasse hat sich gegen diese Zuchtlosigkeit gesperrt. Und noch ein anderes kam hinzu. Alle, die so zu uns redeten, waren keine Führer, waren Agitatoren, Gewerkschaftssekretäre, Abgeordnete und wohl auch sonst noch etwas. Unsere Vorstellung von einem Führer, dessen Befehl wir gehorsam sind, hat nichts mit der demokratischen Wahl aus Freiheit etwas zu tun. Die Anerkennung des Führers ist gebunden auf Leben und Tod, kommt aus dem Vertrauen und nicht aus der Überredung. Dieses Vertrauens zeigte sich keiner würdig. Und darum hatten sie schon recht,

wenn ſie uns verzweifelt zum Vorwurf machten, daß wir mit ihrer Freiheit nichts anfangen könnten. Auch wenn wir es gewollt hätten, wir hätten es nicht vermocht. Denn auch vor der Freiheit ſteht eine Frage: ‚Wofür und für wen?‘ Danach haben wir uns oft gefragt. In unſeren ſtillen Stunden hat uns dieſe Entſcheidung gequält, auch dich, denn auch du ſtammſt von einer deutſchen Mutter und einem deutſchen Vater. Und immer wenn wir dieſe Frage ſtellten, richtete ſich wieder der Berg des Vertrauens auf, aber keiner dieſer Freiheitsapoſtel ſtand auf dieſem Berg. Und das Bekenntnis, zu dem ſie uns überreden wollten, blieb ſchal und ohne Feuer.“

Karl Stuten kann nicht mehr ſchweigen, er will wiſſen, warum Fritz Günther von der Freiheit ſpricht, wo es doch zwiſchen ihnen um die Ehre geht. Er unterbricht des Freundes Rede und fragt fordernd:

„Warum ſprichſt du von der Freiheit, wo du von der Ehre träumſt?“

„Weil du mit deiner Ehre, die tief in deinem Blut lebt, nichts anzufangen weißt, ebenſowenig wie mit der Freiheit der anderen, die in deinem Innern keinen Widerhall findet.“

„Das verſteh ich nicht.“

„Dann wirſt du es lernen müſſen, und das wird nicht anders ſein wie einſt, als du Soldat werden mußteſt. Die Zeit wird auch mit dir als dem ewig Gekränkten fertig werden.“

Was er weiter ſagen will und ſchon auf der Zunge hat, ſpricht er nicht aus. Er will um den Freund werben, will ihm nicht in das Geſicht ſchlagen und ihn Spießer nennen.

Er will weiter mit ihm kommen. Auch Karl Stuten hat das gleiche Verlangen. Der Gruß des SA.-Mannes, „Jawohl, Kamerad, es muß doch Frühling werden!“ klingt in seinen Ohren. Er möchte gerne wieder im gleichen Schritt mit allen marschieren. Er ist kein alter knurrender Elefantenbulle. Aber was Recht ist, muß Recht bleiben. Er hatte die Zurücksetzung als Arbeiter heute wieder am eigenen Leibe erfahren. Und so fragt er:

„Warum mahnst du mich an den Soldaten?“

„Der Soldat ist ein Beispiel, in dem du dich und deine Zeit begreifen kannst.“

Fritz Günther kann nicht weitersprechen. Nun würgt doch der Ärger über des Freundes Starrsinn in ihm. Er muß erst den Zorn in sich niederkämpfen. Deshalb wünscht er sich Irmgard herbei, vielleicht hätte die jetzt das helfende Wort. Doch darauf kann er nicht warten. Karl Stuten will mehr von ihm wissen:

„Warum redest du nicht weiter? Mit dem, was du mir eben gesagt hast, kann ich nichts anfangen.“

Fritz Günther winkt mit der Hand ab und nimmt einen langen Zug von seiner Zigarette. Vom Soldaten hat er gesprochen, dabei soll es bleiben. Er selbst kann sich nur noch als Soldat begreifen, obwohl er keiner gewesen ist. Das neue Gesicht des Arbeiters ist nicht anders zu verstehen. Es gibt keine andere Deutung. In kapitalistischen und marxistischen Fragestellungen kann er nicht mehr denken. Die großen Worte der vergangenen Zeit, wie „persönliche Freiheit“, „freier Arbeiter“, „freie Bahn dem Tüchtigen“, sind ihm nicht der Erinnerung wert. Nie hat es eine größere Lüge in der Welt gegeben als das Gerede von der Freiheit der Persönlichkeit. Was

war Persönlichkeit ohne Geld? Ein Narrenspiel. Auch die Freiheit des Arbeiters hatte es nie gegeben, weder im Kapitalismus noch in der Internationale. Auf seiner Wanderung durch die Völker der Erde hatte er diese Freiheit zur Genüge kennengelernt. Das alles hat ihm die Augen geöffnet für die Ordnung in Deutschland, die die Menschen in Arbeitssoldaten gliederte, die Arbeit als Dienst am Volk forderte und damit die Schande der Käuflichkeit aufhob und auch den Arbeiter in das Volksganze eingliederte. Nicht anders, wie der einstige Leibeigene als Bauer zum Träger des Volkes geworden ist, so ist auch heute der Arbeiter mit allen denen, die Arbeit als Dienst leben, ein unentbehrliches Glied der Volksgemeinschaft.

Nervös gehen die Finger Karl Stutens über den Küchentisch. Fritz Günther sieht zu ihm hinüber, ihre Augen suchen einander:

„Von der Ehre des Soldaten habe ich gesprochen und du von dem Dreck unter deinen Fingernägeln und dem ‚He', durch das dir keine Ehre erwiesen wird. Verstehen wir uns richtig, das sind zwei Welten. In der deinen, die den Dreck nicht anerkennen will, möchte man auch dem Soldaten das Gewehr nehmen. In der meinen ist der Soldat ohne Waffe nicht denkbar, ebenso der Dreck, der auch zu unserer Arbeit gehört. Mit Handschuhen ist schlecht eine Kurbelwelle auf den hundertstel Millimeter zu fertigen, es ist aber auch schlecht, eine Zeichnung mit schmutzigen Händen aufzureißen."

Bei seinen letzten Worten kommt ihm die Erinnerung an den Oktoberabend im Hause des Pfarrers, als der im Marschtakt der preußischen Grenadiere das Lied von

Leuthen ſang. Die Erinnerung ſchließt ihm den Mund. In jener Nachtſtunde war ihm der Baugedanke der neuen Zeit deutlich geworden, iſt für ihn aller Fluch und alle Unehre von der Arbeit abgefallen. Freudig hat er die Zukunft bejaht. Er fühlte nur noch den Stolz, mit zu den Soldaten zu gehören, die wie einſt die Grenadiere von Leuthen, Preußen und jetzt Deutſchland vor der Welt verteidigen und als Sinn einer kommenden Zeit leben.

Das hatte er in der Pfarrſtube erlebt, dann iſt er nach Berlin gewandert, hat ſein Mädchen gefunden und auch bald Arbeit bekommen. Nun ſchafft er ſchon ein halbes Jahr, und ſeine Hoffnungen ſind Wirklichkeit geworden. Doch wie bringt er den anderen, den Jugendfreund über die Hürde? Dieſe Vorſtellung läßt ihn lächeln. Karl Stuten iſt wirklich ein ſtörriſcher Eſel. Alſo her mit der Peitſche. Wie damals im Oktober will er aufbrauſen und ſieht zu Karl Stuten hinüber, deſſen Geſicht eine Frage und Bitte iſt: Hilf mir vorwärts. Da bleibt das harte Wort unausgeſprochen. Er denkt an den Dreck unter den Fingernägeln, der Karl Stuten ſo beleidigt hat, und ſagt:

„Zum Schmied gehören Hammer, Schurz und Feuer, zum Schloſſer die Feile und zu dir der Drehſtahl. Und zu allem der Dreck unter den Fingernägeln, wie das Gewehr zum Soldaten.“

Karl Stuten ſchüttelt den Kopf, er verſteht den Freund nicht.

„Ich weiß“, führt Fritz Günther ihn weiter, „ſo willſt du das mit dir und deiner Arbeit nicht verſtanden haben. Aber immerhin, Dreck her, Dreck hin, man muß ſich zu dem Poſten bekennen, den man in der Ordnung der Arbeit beſetzt hat, darin haben auch die Hände ihren Sinn.“

„So kommen wir nicht weiter", unterbricht Karl Stuten den Freund.

„Ich meine nicht, daß Arbeit nur mit sauberen Händen denkbar sein müßte, und wünsche auch keine Handschuhe, das alles nicht. Ich wehre mich nur gegen die Geringschätzung, die mindere Wertung unserer Arbeit. Und da bitte ich dich, bleibe auf dieser Erde und träume nicht. Da hat sich nichts geändert. Komme mir nicht mit Worten, die billig sind. Wie es an deiner Drehbank zugeht, will ich wissen."

Hätte Karl Stuten fordernd und rechthaberisch gesprochen, wäre Fritz Günther die Antwort leichter gewesen. Er hätte ihm dann sagen können, daß es am Werkplatz immer auf die eigene Haltung ankomme und der Mensch immer so behandelt wird, wie er sich selber wertet. Ein Trottel wird als Trottel geduldet und ein Mann als Mann geschätzt. Aber vor der bittenden Not des Freundes, die er, der zwanzig Jahre seines Lebens als Irrtum abschreiben mußte, wohl ermessen kann, darf er so einfach und zurechtweisend nicht antworten. Da muß er Wort und Sinn helfend suchen. Noch während dieser Überlegung kommt ihm die Erinnerung an ihr Wiedersehen auf der Landstraße. Da sagte Karl Stuten von sich, daß er bei den Soldaten ein anderer Mensch geworden sei. Langsam nimmt er den Kopf aus seiner sinnenden Haltung hoch und fragt:

„Bist du nicht als Soldat ein anderer Mensch geworden?"

Karl Stuten, der nicht gleich weiß, wohin die Frage zielt, antwortet wie damals:

„Ja, das bin ich."

Lange ſuchen ſich ihre Blicke, dann ſpricht Fritz Günther:

„Sollte es heute nicht wieder ſo werden können, wenn du mich, dich, uns alle, als Arbeitsſoldaten ſehen würdeſt? Jeder iſt auf den Poſten geſtellt, wohin Leiſtung und Rang als Maß der Verantwortung es notwendig machen. Ob mit oder ohne Dreck unter den Fingernägeln, bleibt nebenſächlich."

Beide ſchweigen. Fritz Günther hat nichts mehr zu ſagen und Karl Stuten nichts mehr zu fragen.

Die Minuten gehen dahin. Karl Stuten wandert in Gedanken noch einmal die lange Straße des Krieges und der nachfolgenden Jahre. Er nimmt den Kopf hoch und fragt leiſe:

„Wenn einer bei der Arbeit ausfällt", er denkt dabei an Paul Pirwitz, „iſt es nicht nur ein Freund, ſondern auch der Kamerad?"

„Ja", ruhig und klar iſt die Antwort, und Fritz Günther muß denken: Kamerad, darin iſt ein Klang, darin ſtehen Erlebnis und Pflicht und kein falſches Pathos.

Karl Stuten will ſeine Freundſchaft zu Paul Pirwitz auf den richtigen Nenner bringen. Darum fragt er weiter:

„Ob man ihn leiden mag oder nicht?"

„Ja!" mehr weiß auch Fritz Günther nicht zu antworten. In dieſem Augenblick richtet Karl Stuten auch zwiſchen ihnen die Ordnung der Kameradſchaft auf.

„Auch du?" lacht ihm Fritz Günther ins Geſicht, ſteht auf und legt ſeine Hand in die des Freundes:

„Ja, auch ich!"

„Dann will ich es verſuchen!" verſpricht Karl Stuten mit einem kräftigen Händedruck.

VII.

Der Hochofen!

Über drei Wochen sind vergangen. Der Unfall war weniger schwer, als es zur Stunde des Unglücks aussah. Paul Pirwitz fühlt sich in seinem Gipsverband zwar nicht gerade wohl, hat sich jedoch damit abgefunden und hofft, bald wieder an seiner Maschine stehen zu können. Das Faulsein, noch dazu im Bett, ist ihm ein Greuel. Da es aber nicht zu ändern ist, fügt er sich und versucht mit dem einen Auge lustig und mit dem anderen Auge ernst zu sein. Das Ernstsein vergißt er sehr oft, und das ist wohl auch für ihn das beste.

Auch die Maschine war nicht zum Teufel, wie der Betriebsführer angenommen hatte. Die Reparaturschlosser haben sich den Schaden am nächsten Tag angesehen und festgestellt, daß der Getriebekasten in Ordnung gebracht werden kann. Heute soll die Drehbank wieder in Betrieb genommen werden. Der Maler macht noch seine letzten Pinselstriche. Bald werden die Räder wieder ineinander kämmen und die Späne von der Bank fallen.

Karl Stuten steht an seinem Werkzeugschrank, er sieht über die arbeitende Drehbank hinweg. Der Meister hatte vor wenigen Minuten mit ihm über die Neubesetzung der Maschine gesprochen, an der Paul Pirwitz verletzt worden ist. Ein junger Dreher soll dessen Arbeit übernehmen, der Meister hat größtes Vertrauen zu ihm. Das Ge-

ſpräch mit dem Meiſter hat Karl Stuten noch einmal den Unglückstag in die Erinnerung zurückgerufen. Da iſt noch irgend etwas, das ſich ganz anders geordnet hat, als er es nach den Überlegungen am Abend bei Fritz Günther erwartete. Darüber hat er lange nachdenken müſſen. Auch jetzt, wo der Stahl im Schnitt langſam über den langen Wellenteil der Kurbelwelle ſeinen Weg zieht, ſind ſeine Gedanken darin eingeſchloſſen, wie ein Vogel im Käfig.

Er ſetzt ſich an den kleinen Werkzeugtiſch, an dem er mit Paul Pirwitz zu frühſtücken pflegte. Bald wird Paul Pirwitz auch wieder neben ihm ſitzen, ſo hofft er. Vor ihm liegt eine Arbeitszeichnung. Über die vielfach ſich kreuzenden Linien der Zeichnung hinweg denkt er an den Abend, da er Grete Pirwitz ſeine Geldhilfe anbot und ſie nichts davon wiſſen wollte. Mit ihrer Ablehnung war er immer noch nicht fertig.

Auch dieſes Erlebnis wollte ſich neben vielen anderen des letzten Jahres nicht in ſein Denken einfügen. Vielleicht ſollte man das alles nicht mit dem Verſtande zu erfaſſen ſuchen, überlegt er. Mit Grübeleien kam man hier doch nicht weiter. Oder ſollte er von einer ganz falſchen Grundvorausſetzung ausgegangen ſein, ſo daß die anderen Recht haben?

Mit dieſer Frage ſieht er ſich noch einmal der Grete Pirwitz gegenüber, als er ihr ſeine Hilfe anbot. Alles ſteht ſo lebendig vor ihm, als wenn es eben erſt geweſen wäre. Deutlich kann er ſich an Geſicht, Haltung und Geſte der Frau erinnern. Lange hat ſie ihn ſchweigend angeſehen, den Kopf geſchüttelt und dann nur wenige Worte geſagt, die er ſobald nicht vergeſſen wird. Seine Hilfsbereitſchaft machte ihr Freude, das hatte er in

ihren Augen gesehen, jedoch vor ihrer Antwort hat er den Blick beschämt senken müssen:

„Mein lieber Genosse Karl Stuten, heute ordnen wir solche Fälle anders."

Und nach kurzer Pause fügte sie erklärend hinzu:

„Der Verwundete wird auch nicht von den Soldaten der Front gesund gepflegt. So und nicht anders ist es heute an der Front der Arbeit. Das ordnen wir über die eigene Kraft hinaus mit der NSV. Und das bedeutet weder Mitleid noch Almosen, sondern Liebe und Pflege für den Kameraden, der im Arbeitskampf verwundet worden ist."

Karl Stuten konnte ihrem Blick nicht standhalten. Dieser Blick war so gläubig und wissend, daß er sich arm vorkam. Aber Grete Pirwitz hatte doch noch die alte vertraute Anrede gebraucht. Als er sie fragend ansah, begriff sie ihn und gab auch darauf eine Antwort, und auch die hatte mit der Vergangenheit nichts mehr zu tun:

„Werden wir auch noch lernen: uns mit dem rechten Wort anzureden."

Damit war für sie der Unfall ihres Mannes vor ihm abgetan.

Grete Pirwitz, die in der Frauengruppe der KPD. die Fahne getragen hatte, sah nach diesen Worten aus dem Fenster. Er folgte ihren Blicken, und dabei wollte es ihm scheinen, als sehe sie auf eine andere Fahne. Als sie sich dann wieder zu ihm wandte, lag eine eigenartige Schönheit auf ihrem Gesicht, und in ihrer Stimme war keine Sorge um Mann und Kinder:

„Karl Stuten, denk an das Wort des Winterhilfswerkes!"

Sie schlug die Augen nieder, und es war ihm, als lege sich eine feine Röte auf ihre Wangen. Das währte nur einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Irmgard Günther hat mir die Worte am Abend des Unglücks gesagt, als auch ich meinte, nun sei ich allein und alle Not der vergangenen Jahre beginne wieder. Mit diesen Worten ist sie mir mehr als eine Freundin geworden und hätte mir doch schon lange ein Beispiel sein müssen. Sie ist von uns allein den richtigen Weg gegangen. Wir haben es ihr wahrlich nicht leicht gemacht, als sie sich von unserer Frauengruppe getrennt hatte. Ja, und noch eines habe ich an diesem Abend erfahren: daß die Fahne, die ich uns Jahre vorangetragen habe, nicht für das Volk wehte, für das meine drei Brüder gefallen sind. Irmgard sagte an diesem Abend zu mir: ‚So lange noch Kohle gebrochen wird und Korn auf deutschem Boden wächst, soll keiner hungern und frieren, der sich zum deutschen Volk bekennt!‘ “

Wieder schwieg Grete Pirwitz einen Augenblick, als ob sie die Fahne suche, die ihr das Symbol der Rückkehr in die Volksgemeinschaft war. Mit Wärme im Blick schloß sie ihr Bekenntnis mit den Worten Karl Brögers, des Dichters ihrer Jugend:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt,
als man uns rief,
da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht,
aber im Herzen das Wort,
Deutschland.“

Schnell war sie dann auf ihn zugekommen, hatte seine Hand genommen, ihn mit leisem Druck zur Tür geführt und gesagt:

„Nun mußt du gehen, die Buben brauchen die Mutter."

Gretes Bekenntnis hatte ihn tief ergriffen. Mit weiten ausgreifenden Schritten ist er in den Tegeler Wald gegangen, um die Ruhe zu finden, nach der er sich sehnte.

Am Abend, in seinem kleinen Heim, kreisten seine Gedanken wieder um das Gespräch. Klar hatte Karl Stuten erkannt, daß er zu diesem Sozialismus, der in Pflicht und Bekenntnis lebt, bedingungslos ja sagen kann. Seltsam, hat er weiter denken müssen, im Winter, als das Wort zur Gemeinschaft aufrief, ist es an ihm vorbeigegangen, wie so manches Wort, das ohne Eindruck und Verpflichtung zu sein scheint, bis es jemand wirklich für sich zum Gesetz erhebt. Und nun sind es zwei Frauen, Frauen, die mit ihm in der Niederung seiner Klasse leben, die das getan haben. Mußte er sich nicht schämen? Vielleicht; doch mit bloßen Gedanken ändert man nichts. Es wird wieder Winter werden, und dann wird er wissen, was er zu tun hat.

Es blieben aber die Frauen. Deren Lebensweg kannte er. Schwer und hart ist Irmgards Leben gewesen. Jahr um Jahr hat sie die Last der Heimarbeit getragen und ist dabei doch nicht böse und bitter geworden. Der Weg der Grete Pirwitz war nicht leichter. Ruhig und unbeirrt zwang die eine ihre Not, stürmend die andere, wie ein Fahnenträger in der Schlacht. Und alles hatten die Frauen mit jener Liebe getan, die nicht das Wort auf die Lippen nimmt, sondern das Herz einsetzt.

Der Kran donnert über ihn hinweg und hebt eine vorgeſchmiedete Welle an Paul Pirwitz' Maſchine. Die Wirklichkeit der Arbeit löſcht das Bild der beiden Frauen. Schade, muß Karl Stuten denken, Paul Pirwitz wird dieſe Welle nicht auf die Bank nehmen, das wird ein anderer tun müſſen. Er ſteht von ſeinem Schemel auf, geht an ſeine Maſchine, ſieht auf den Stahl. Der zieht im Gleichlauf der Räder ſeinen Weg. Er hat noch eine halbe Stunde Schnitt, alſo lehnt er ſich über ſeinen Reitſtock und ſieht zu, wie die Arbeitskameraden die vorgeſchmiedete Kurbelwelle vom Kran auf zwei Böcke abſetzen. Einer von den Kameraden ruft ihm zu:

„Los! Los! Leg eenen Jang mehr uff, ſtief Arbeet!"

Karl Stuten lacht, zeigt auf die noch unbeſetzte Maſchine, womit er ſagen will, daß die auf einen Dreher warte. Die Kameraden lachen zurück und winken dann dem Kran ab. Der donnert wieder über Karl Stuten hinweg, die große Montagehalle hinunter.

Nun ſteht Karl Stuten wieder allein in ſeiner Ecke. Der Stahl geht ruhig und ſicher ſeinen Weg. Für den nächſten Arbeitsgang hat er den neuen Stahl ſchon geſchliffen. So kann er nichts Beſſeres tun, als über ſeinen Reitſtock gelehnt den Gedanken nachzuhängen. Wieder treten die beiden Frauen in den Mittelpunkt ſeines Denkens.

Und da war noch etwas, mit dem er erſt recht nicht fertig wurde. Darin war nicht die Grete der alleinige Mittelpunkt, wenn ſie auch den Anſtoß dazu gegeben hatte.

Er war ein heimlicher Dichter, davon wußten nur zwei Menſchen. Irmgard und Fritz Günther hatten Anteil an

seinen Träumen, die er mit seinen Worten formte. Und da hatte er noch am gleichen Abend, als die Frauen von der Parole des letzten Winters sprachen, ihr stolzes Frauentum zu einem Gedicht gestaltet und nannte es: „Die Frau des Arbeiters!" Das war ein schöner Abschluß des Tages gewesen.

Doch dann kam die Stunde, in deren Erinnerung er jetzt lebt und auf die er immer noch keine Antwort finden kann. Das war einige Tage später. Er hatte Fritz Günther und Irmgard am See getroffen. Auf der gleichen Bank, auf der Irmgard Jahr um Jahr über den See geblickt und dabei Kraft gefunden hatte, in ihrer Liebe und Treue stark zu bleiben, hatten sie zu dritt geträumt. Nun verlor sich nicht mehr ihr Blick in der Ferne, griff nicht mehr der kühle Abendwind nach ihr und machte sie müde. Das war nun alles anders geworden, in ihren Augen sehnte sich eine andere Hoffnung, die war beglückend und wärmte. Doch darüber sprach sie nicht, die hütete sie ebenso wie noch vor einem halben Jahr das Geheimnis ihrer Liebe und Treue. Davon wußte Karl Stuten nichts, er kannte auch nicht die Bedeutung der Bank, auf der er mit den beiden saß. Es war das alles wohl auch für ihn unwichtig.

Aber der Wunsch der Freunde, bei ihm eine Tasse Kaffee zu trinken, kam ihm gerade recht, denn er wollte ihnen sein Gedicht zeigen. Irmgard war bei ihm noch nie gewesen, und so war sie auf seine Junggesellenwohnung neugierig. Mit kleinen Neckereien würzte sie den Weg.

Nun saßen sie in seinem kleinen Heim. Die Unterhaltung ging vorläufig noch um die Erlebnisse des vergangenen Tages. Irmgard sah in eine seltsame Welt.

In seinen vier Wänden träumte der Dichter Karl Stuten. Mit seinem selbstgebastelten Segelschiff verriet er seinen Jugendtraum, Seemann zu werden, und seine Bücher deuteten auf den suchenden Deutschen, der nach dem Sinn des Lebens forscht.

Dann war das Gespräch in die Heimlichkeit seiner Dichterwerkstatt eingedrungen, und mit klopfenden Pulsen hatte er Irmgard das Gedicht gegeben, mit dem er ihr und der Grete Pirwitz ein Denkmal hatte setzen wollen.

Still vor sich hin las sie es. Dann hat sie ihn lange angesehen. Er mußte wie vor der Grete den Blick senken, ebenso wissend und gläubig waren auch ihre Augen, dann nahm sie das Blatt auf, las mit ihrer klaren und schönen Stimme das Gedicht laut vor:

Die Frau des Arbeiters!

Der Frau Sorge gilt dein Gruß!
Wie sonderbar dein Gruß,
Als gelte er der Schwester,
So vertraut, so ohne Weh!
Als wenn ein Blutstrom
Euch wachgeküßt:
Wachgeküßt im Schatten.

Im Schatten?
Wo wäre Licht?
Wenn du Frau des Arbeiters
Nicht dastündest
In deiner sorgenden Heiterkeit,
Und das Licht halten würdest,
In deinen Händen.

Deine Hände,
Die vor nichts ſchrecken,
Was Abwehr gebietet.
Deine Hände,
Die hart und doch ſo weich
Die Deinen ſchützen!

Sind bronzenen Leuchtern gleich,
Die im Lichterfülltſein
Die Dunkelheit brechen.

Wer hat noch nicht
In den Liebebrunnen
Deiner Augen geſehen?
Deiner Mütterlichkeit!

Du Arbeiterfrau biſt es,
Die zuſammenhält,
Was im Schatten verderben müßte.

In deinen Haaren brennen
Die Lichtfäden
Niedergekämpfter Not-Tage.
Es iſt, als wenn ſich
Um deine Stirn
Ein ſilberleuchtend Band
Gewoben hätte,
Unmerklich und doch ſo ſchwer.

Wie Rauhreif
Den aufkommenden Wintertag
In herber Schönheit grüßt
Und ſich in der Sonne verſtrömt,
So iſt dein Morgen und dein Tag.

In herber Schönheit
Bieteſt du deine Stirn
Und zerriſſene Hand
Der Frau Sorge zum Gruß,
Überwindeſt ſchweſterlich
Ihre Kälte und Härte
Du Arbeiterfrau!
Du liebes Licht!

Was dann Irmgard nach langem Schweigen ſagte, in dem jeder ſeinen Gedanken nachhing, ſteht jetzt wieder vor ihm wie ein unbezwingbarer Berg:

„Das Gedicht iſt ſchön, doch nicht nur die Arbeiterfrau iſt ſo. Jede deutſche Mutter iſt ein liebes Licht, und darum iſt dein Gedicht Klaſſenkampf und verliert dadurch alle Schönheit."

Fritz Günther, über dieſes Urteil erſtaunt, wendet ein: „Hat doch auch der Bauer ſein Gedicht und iſt darum noch lange kein Klaſſenkämpfer!"

„Du irrſt, es geht in den Liedern des Bauern um ſeine Arbeit, in der er wie ein König ſteht. Selbſt die Dichtungen ſeines Freiheitskampfes im Bauernkrieg ſind auf die Gemeinſchaft bezogen. Sie ſind Hochgeſänge auf ein Reich der Ordnung, in dem Faulſein eine Schande iſt und nicht wie hier ein phariſäerhafter Spiegel auf ſich ſelbſt und eine eingebildete Klaſſe."

Noch nie hatte Irmgard ſo hart geſprochen:

„Solche Dichtungen brauchen wir heute nicht mehr. Vielleicht haben wir ſie nie nötig gehabt. Juden und artvergeſſene Bürger haben ja erſt den ſogenannten Arbeiterdichter erfunden, um mit ihm ihr Geſchäftchen zu

machen. Nein, mein lieber Karl Stuten, wenn uns deine Dichtungen bewegen, in uns zu Hochgesängen werden sollen, dann nicht so.

Oder:

‚O Mensch, wo bist du? Wie ein Käfertier im Bernstein eingeschlossen, hockst du rings im Eisen. Eisen umpanzert dich mit schießendem Gewirr! Im Auge rast die Seele, arm und irr.‘

Nein, damit haben sich die Juden und ihnen gleich gewordene Bürger gruselig und sentimental berauscht, voll Dank an Jahve, nicht selbst im Eisen wie ein Käfer schwitzen zu müssen. Die Zeit ist dahin, da wir mit glänzenden Augen solchen Gedichten lauschten, um uns selber zu bemitleiden.“

Fritz Günther, der wohl eine Brücke bauen wollte zwischen ihr und dem Dichter, nahm ihre Hände in die seinen und sagte vermittelnd:

„Meinst du nicht auch, daß der Dichter in seinem Werke nur das echt und tief empfinden kann, was als Erlebnis aus ihm spricht?“

„Gewiß. Alles andere wird ohne Leben sein. Jedoch darum geht es: Nicht nur das Erlebnis des Dichters ist entscheidend, was er daraus macht, darauf kommt es an.“

„Ja, und was hat Karl Stuten falsch gemacht? Bist du nicht eine Arbeiterfrau und mein liebes Licht?“

Irmgard schüttelte den Kopf, löste ihre Hände aus denen ihres Mannes und antwortete ihm ruhig und bestimmt:

„Ich bin die Frau eines Arbeiters, darauf bin ich so stolz, als wäre ich die Frau des Ministerpräsidenten. Und darin liegt die Antwort auf Karl Stutens Irrtum.

Auch in den Augen einer Miniſterfrau kann das ſtille, heilige Leuchten der Mütterlichkeit liegen. Auch ſie verſtrömt ſich in der Sorge um Mann und Kind. Auch ſie iſt ein liebes Licht. Das ſind alle Frauen und Mütter, die im frohen Werden unſer Deutſchland lieben. Darum muß das Gedicht die deutſche Mutter meinen und nicht nur die Arbeiterfrau allein. Darum darf Karl Stuten die Arbeiterfrau nicht als Beiſpiel hinſtellen und ſagen: ‚Seht, ſo iſt die Arbeiterfrau, und ihr anderen ſeid nichts.‘“

„Und was iſt mit dem Käfertier?“ wollte Fritz Günther noch wiſſen.

„Auch da kommt es darauf an, was der Menſch im Eiſen daraus macht. Mein Ja findet nur der, der in dem Pflichtgebot ſeiner Stunde nicht nein ſagt, ob er Kohle bricht, in der glühenden Sonne Korn mäht oder als Soldat zu ſeinem tödlich getroffenen Kameraden ſagt: ‚Kann dir die Hand nicht reichen, derweil ich eben lad.‘“

In herber Schönheit leuchteten ihre Augen, und wieder mußte Karl Stuten den Blick ſenken. Die Kraft ihres Glaubens griff übermächtig nach ihm.

Aus dieſem Glauben ſagte ſie:

„Schreien können ſie alle. O Menſch, wo biſt du? Wie ein Käfertier im Bernſtein eingeſchloſſen, hock ich rings in der Erde Nacht, der hölliſchen Sonnenglut und dem kalten Atem des Todes. Jedoch keiner, der Deutſchland liebt, ſchreit ſo; ob ſie Kohle brechen, Korn mähen oder in der Bereitſchaft ſtehen, das Vaterland zu verteidigen. Alle arbeiten ſie mit entſchloſſenem Blick an der Zukunft Deutſchlands.“

Der Stahl hat das von der Zeichnung beſtimmte

Längenmaß erreicht. Die Arbeit ruft, und damit steht Karl Stuten wieder im Pflichtkreis seiner Aufgabe. Er ist Dreher und kein Dichter. Die Arbeit bringt andere Gedanken. Das ist gut so, denn auch jetzt, wo der Abend mit Fritz Günther und Irmgard wieder lebendig ist und mit seinen Fragen vor ihm steht, hat er noch keine Antwort für Irmgard.

Ein kurzer Blick auf die Zeichnung. Er wird die Länge auf das richtige Maß abstecken und dann erst schlichten. Dazu muß er einen anderen Stahl einspannen. Als er nach dem Auswechseln den schweren zweizölligen Schlüssel fortlegt, fühlt er eine Hand auf seiner Schulter. Er dreht sich um. Neben ihm steht der Meister mit einem jungen Gesellen, der die Arbeit von Paul Pirwitz übernehmen soll.

„Stuten", spricht ihn der Meister an, „Sie werden unserem jungen Gesellen Walter Menerth ein wenig an der Maschine zurechthelfen."

Mehr braucht er nicht zu sagen. Auch Karl Stuten hat einmal als junger Geselle vor einer großen Maschine gestanden und war sich wie ein Zwerg vorgekommen, auch er hatte da einen Gesellen gefunden, der ihn bei der Hand nahm und die erste Furcht vor der Verantwortung tragen half. Karl Stuten nickt dem Meister zu. Diese Antwort genügt diesem, und er geht.

Im Gruß legen sich die Hände des Alten und Jungen ineinander. Das gebietet nicht nur die Höflichkeit, etwas anderes ist noch dabei. Die Hände, die miteinander arbeiten sollen, müssen sich fühlen. Das Ja, ob sie es können, muß von der Hand mit der Wärme des Blutes durch den ganzen Körper fließen. Auch Hände haben ihre

Sprache. Und so liegen sie zusammen, Daumen an Daumen und Handballen auf Handballen. Und sie sind hart und haben Schwielen. Wie Zangen umgreifen sich die Hände, und die Wärme des Blutes strömt über die Muskeln in den Kopf. „Ja", lacht das Auge des Älteren dem Jungen zu, und beide wissen, daß sie zusammen arbeiten können. Dazu bedarf es jetzt nicht mehr vieler Worte, Karl Stuten spricht:

„Sieh dir deine Maschine an, es ist ein gutes Stück, ich komme, wenn bei mir der Schlichtspan läuft, und helfe dir."

Es ist eine Lust, dem Jungen die Hände zu führen. In dem fließt Dreherblut. Der lebt im Takt der Maschine. In dem sind Auge und Hand zu einem Willen gebunden. Was das Auge von der Zeichnung liest, führt die Hand über Kurbel und Spindeln zum Stahl. Und was in dem Jungen träumt, als stille Sehnsucht neben seinen Händen singt, hat er ebenso in seiner eigenen Jugend empfunden. So wie der Junge wollte auch er Herr der Maschine werden und nicht deren Knecht. Freude an der Arbeit hatte er sich damals gewünscht. Stolz wollte er in seinem Beruf stehen und hat dann doch ein Proletarier werden müssen, der seine Arbeit nach der Irrlehre von Karl Marx nicht lieben durfte. O heiliger Karl Marx, die Männer an den Werkbänken Deutschlands glauben heute nicht mehr an dich und sind doch keine Verräter. Der Junge neben ihm ist schön in seiner Arbeitsfreude. Und es ist wohl auch eine Ehre, an seiner Maschine zu stehen wie ein Kanonier an seinem Geschütz. Ihn darob einen Ehrlosen zu schelten, zeugt von keiner Ehre.

Karl Stuten ist nicht neugierig in die Welt des Jungen

eingedrungen. Langsam, im Gleichklang der Maschine, zwischen Schnitt und Händen, die sicher den Stahl führen, ist ihm die Welt des Jungen aufgegangen. Auch dessen junge Liebe zu einer Arbeitskameradin, die mit blanken Augen zu ihm aufsah, weil sie sich mit Stolz an seiner Arbeit und Verantwortung freuen konnte. Sie war Fräserin, ein arbeitsfrohes, tüchtiges Mädchen. Doch was ist ihre Tätigkeit im Vergleich zu der seinen? Diese Anerkennung des Wertes seiner Leistung leuchtet aus ihren Augen. Als Karl Stuten sich von dem Werkzeugtisch des Jungen ein Spezialwerkzeug holt, hört er sie sagen:

„Jetzt können wir bald heiraten!"

Stolz antwortete der Junge darauf:

„Meinst du?"

Still drücken sie sich die Hände. Das Mädchen geht an ihre Maschine zurück und trällert zum Summen ihres Fräsers ein Lied.

Wenig später steht der Junge neben Karl Stuten und fragt:

„Warum hast du eigentlich nicht geheiratet?"

Karl Stuten muß lachen, doch dann wird ihm der Ernst der Frage bewußt. Warum hat er eigentlich nicht geheiratet? Da er nicht antwortet, fragt der Junge weiter:

„Ist dir nie ein Mädchen von Wert und Ehre begegnet?"

Er muß den Jungen ansehen. Wert und Ehre, sonderbare Forderung. Er zuckt mit der Schulter und sagt dann, obzwar er den Jungen mit seiner Frage nicht ganz begriffen hat:

„Vielleicht iſt es ſo geweſen.“

Eigentlich war das dumm und ohne Sinn. Der Junge ſagt nachdenklich:

„Das kann ich mir nicht denken.“

Karl Stuten kann auch jetzt nichts anderes tun, als die Schulter heben und ſie wieder fallen laſſen. Was ſoll er auch antworten? In den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens gab es ſo unendlich viel, was ſich hindernd vor ihm aufgebaut hatte. Darüber zu ſprechen hieße, dem anderen etwas klarmachen, was ihm ſelber noch dunkel war. Aber es blieb die Forderung des Jungen, daß Wert und Ehre da ſein müſſen wie bei dem Bürger Ausſteuer und Mitgift, und ſo ſagt Karl Stuten:

„Vielleicht war ich ſelbſt nicht Wert und Ehre.“

Er wendet ſich ſeiner Arbeit zu und will dies Geſpräch abbrechen. Er ſieht noch, wie der andere überraſcht aufblickt. Wenn es einen Arbeiter gibt, der in Wert und Ehre ſteht, denkt der junge Dreher, dann iſt es ſein Altgeſelle, wie er ihn heimlich nennt. Eigentlich ſtellt er ihn noch höher. Karl Stuten iſt ſein Korporal. Im Arbeitsdienſt nannten ſie den beſten Kameraden ſo, der in den Leiſtungen allen voran war. Er reckt ſich aus ſeiner läſſigen Haltung auf und ſtellt ſich vor Karl Stuten hin:

„Wenn ich von mir ſo reden würde, könnte es angehen, denn ich bin jung und habe mich noch nicht beweiſen können. Doch wenn du ſo von dir ſprichſt, iſt es ſchlecht und kein Beiſpiel für uns Junge. An wem ſollen wir uns in der Arbeit ausrichten, wenn Männer wie du ſich ſo niedrig dünken?“

Karl Stuten winkt ab, will nicht weiterſprechen, und der Junge begreift, daß ſein Arbeitskorporal allein ſein

möchte. Das ist ihm auch recht, denn er mag nicht hören, wenn der Ältere so dumm von sich redet.

Jeder lehnt nun für sich an seinem eigenen Reitstock und sieht auf den Fortgang der Arbeit. Der Junge ist mit seinen Gedanken bei seiner Charlotte. Ein Lächeln ist auf seinem Mund. Bisher hatte die Arbeitskameradin vom Heiraten nichts wissen wollen, nun hat sie selbst davon gesprochen. Vor kurzem noch hatte sie geäußert:

„Wir Arbeiter haben wenig Werte, die uns arm machen, wenn wir sie verlieren. Unser Reichtum ist die Ehre; wenn wir die verlieren, sind wir bettelarm. Sie ist unsere Mitgift. Wir haben nichts anderes. Darum müssen wir uns erst voreinander beweisen. Mit bloßer Liebe zwingen wir das Leben nicht."

Von da an hat er sie eigentlich erst richtig lieb gehabt. Und heute? Hier, mit dieser Arbeit, beweist er ihr seinen Wert. Doch wie will sie vor ihm bestehen?

Er muß die Maschine einen Gang langsamer schalten. Der Hubumfang des Schenkels ist für die Umdrehung zu schnell, da er von innen nach außen plant, die Späne werden in der Reibungshitze blau und gelb. Während er umschaltet, findet er die Antwort auf seine Frage. Eine Frau, die sich nur dem Manne schenken will, der sich in seiner Arbeitsehre bewiesen hat, steht selber in hohem Wert, und ihre Ehre ist der seinen gleich. Froh über dieses Glück sieht er sich nach Karl Stuten um. Dessen Gesicht ist wie aus Holz geschnitten. Das beeinträchtigt die Freude des Jungen nicht. Mag sein Arbeitskorporal nur ruhig über die Dummheit seiner Antwort nachdenken.

Der junge Dreher will sich an ihm ausrichten können. Diese Forderung läßt Karl Stuten nicht los. Ihm will

ſcheinen, als ſtehe der junge Menſch vor ihm wie Heinrich Lerſch vor ſeinem Jungen, dem er in der Not ſeiner verlorenen Arbeitsfreude ſagte:

„Es iſt aus und zu Ende, mein Junge, du haſt einen Meiſter gehabt, ſuch dir einen neuen. Denn wenn ich nicht mit Leib und Seele beim Werk bin, ſo bin ich kein Meiſter und du wirſt kein Geſelle werden. Ich habe dich ſehr lieb, mein Junge, aber ich bin krank."

Nein, krank iſt Karl Stuten nicht, er liebt ſeine Arbeit und kann ſich darin freuen. Er ſieht zu dem Jungen herüber. Der braucht ſich deswegen keinen anderen Meiſter zu ſuchen. Aber er kann dem Jungen dennoch kein Vorbild ſein. Freude allein iſt kein Beiſpiel, darin kann ſich auch eine ſatte Zufriedenheit widerſpiegeln. Auch das Geſicht des Spießers lacht in der Freude ſeines geruhſamen Daſeins und iſt doch kein Beiſpiel, an dem ſich ein junger Menſch ausrichten kann. Dieſe Gedanken erinnern Karl Stuten an einen Mann, den er vor Tagen in der Straßenbahn getroffen hatte.

„Ob Leben oder Tod, Hauptſache, daß man auf dem Wege bleibt, wo Bereitſein alles iſt", ſagte dieſer Mann, neben dem das Knarren einer Beinprotheſe wie Marſchmuſik ging, zu drei Kameraden, die mit ihm von der Arbeit kamen. Und da ſeine Worte ohne Antwort blieben, ſprach er weiter: „Das iſt nun einmal nicht anders. Zuletzt geht es immer um das Land; um die Erde, in der wir wurzeln wie unſere Bäume. Unſer Land, von dem Napoleon geſagt hat: ‚Acht Monate Schnee und Regen, und das nennt die Bande Vaterland', bedarf einer großen Liebe. Darum iſt es nur dem dienſtbar, der ſich einſetzt. Deshalb kann nur der dieſen Acker, dieſe Erde

lieben, der in ſich das innerſte Amt entdeckt hat, Diener ſeines Landes und Volkes zu ſein."

Auch nach dieſen Worten ſchwiegen die drei, und der Mann mit der Protheſe, weiß Gott, ob der Krieg oder die Arbeit ihm das Bein genommen hatte, ſprach weiter:

„Ja, und mir will ſcheinen, daß die Menſchen unſeres Volkes ihr Land wieder lieben. Sie wiſſen, zu ihm ſich bekennen, heißt: einer großen, einer weltbewegenden Geſinnung verpflichtet zu ſein. Wir haben peinlichere Dinge als Schnee und Regen zu überwinden und werden doch in der Liebe zu dieſem Lande, unſerer Heimat, nicht wankend werden."

Seltſam hatten die Worte des Mannes ihn damals beeindruckt, wohl auch die drei Arbeitskameraden, denn es iſt nicht leicht und einfach, ein Schickſal zu bejahen, wenn es ſchwer iſt:

„Sag uns mehr!" forderte einer von den dreien.

„Wozu? – Wenn ihr es begriffen habt, iſt es gut, wenn nicht, dann nützen auch tauſend Worte nichts."

Darauf kommt es an, beſinnt ſich Karl Stuten wieder auf ſeine eigenen Fragen. Worte ſind wohlfeil wie Brombeeren. Die hat der Spießer auch. Um Beiſpiel zu geben, muß außer der Freude auch der Wille zum Dienſt lebendig ſein. Allen widerſtreitenden Mächten zum Trotz, wie die Soldaten es im Schützengraben vorgelebt haben. Die neue Front, in der heute die Bewährung gefordert wird, iſt die Arbeit. Und er ſteht abſeits. Das iſt ſeine Not, darum kann er dem Jungen kein Beiſpiel ſein. Er hatte aber doch Fritz Günther verſprochen, daß er verſuchen wolle, ſich wieder wie ein Soldat in die Front der Arbeit zu ſtellen. Und, zum Himmeldonnerwetter, was ver-

ſprochen iſt, bleibt, und wenn ihm noch einmal die Haare geſchoren werden müßten.

Ein Lehrling ſteht neben ihm und reißt ihn aus ſeinen Gedanken. Er ſoll zum Meiſter kommen. Karl Stuten brummt ein Ja vor ſich hin und ſieht auf ſeinen Stahl. Der hat noch eine Viertelſtunde Schnitt, alſo braucht er die Arbeit nicht zu unterbrechen. Karl Stuten ſieht zu dem Jungen hinüber, der ſich gerade zu ihm umdreht, zeigt auf ſeine Maſchine. Er begreift, daß er Karl Stutens Maſchine mit betreuen ſoll und nickt.

In der Schreibſtube, neben dem Meiſter über eine Zeichnung gebeugt, ſteht der Mann im weißen Kittel, mit dem er den Zuſammenſtoß wegen des „He" gehabt hat. Doch darüber nachzudenken iſt jetzt keine Zeit, es iſt auch unwichtig. Der Meiſter, der um dieſe kleine Auseinanderſetzung der beiden weiß, hat in den Mundwinkeln ein heimliches Lachen, als er von der Zeichnung zu dem Weißbekittelten aufſieht und Karl Stuten zuwinkt, an den Zeichentiſch zu treten. Karl Stuten erkennt die Zeichnung als ein Duplikat der ſeinen, alſo geht es um ſeine Kurbelwelle. Ehe er ſich weiter darüber Gedanken zu machen braucht, ſpricht der Meiſter, indem er auf den Mann im weißen Kittel zeigt:

„Herr Peters, unſer Chefingenieur."

Der Chefingenieur reicht Karl Stuten die Hand und ſieht ihn mit offenen Augen an, als ob zwiſchen ihnen nie etwas geweſen iſt. Und als nun ihre Hände ineinander liegen, ergeht es ihm wie bei dem Jungen. Daumen liegt neben Daumen und Handballen auf Handballen, und mit der Wärme des Blutes fließt das „He" in die Dummheit der damaligen Stunde zurück und iſt vergeſſen.

Beide denken: Was ſind wir doch für Eſel geweſen. Karl Stuten erkennt, daß Fritz Günther recht hat; das „He“ eines ſolchen Mannes beugt nicht die Ehre, das iſt wie die Anrede eines Soldaten; wenn ſie auch rauh iſt, kommt ſie doch vom Herzen. Als ihre Hände voneinander laſſen und ſie wiſſen, mit wem jeder es zu tun hat, verſchwindet auch das Lächeln aus den Mundecken des Meiſters und macht ſachlichem Ernſt Platz. Er ſpricht:

„Herr Peters hätte gern die beiden Kurbelwellen noch bis zum achtzehnten April zur Auslieferung fertig.“

„Werden die denn nicht eingebaut?“ fragt Karl Stuten erſtaunt.

„Später“, erwidert der Meiſter:

„Die Wellen ſollen erſt auf eine Ausſtellung gegeben werden. Wir wollen mit ihnen zeigen, was wir können.“

‚Wert und Ehre‘, hatte der Junge geſagt, und der fremde Mann in der Straßenbahn ‚darum iſt der Raum nur dem dienſtbar, der ſich am erbarmungsloſeſten für ihn einſetzt‘. Er ſieht ſich nach dem Jungen um. Durch die Glasſcheiben der Schreibſtube kann er ihn arbeiten ſehen. Mit dieſem Jungen wird er es ſchaffen, auch ohne Paul Pirwitz.

Er wendet ſich der Zeichnung zu, überrechnet die Arbeitsſtunden und kommt zu dem Ergebnis, daß vierzig Überſtunden nötig ſind, wenn der Termin eingehalten werden ſoll. Er ſpricht zum Meiſter:

„Wir werden Überſtunden machen müſſen.“

„Für den Schloſſer brauchen wir mindeſtens ſechzehn Stunden“, gibt der zu bedenken. Daran hat Karl Stuten nicht gedacht, er überſchlägt auch dies und nickt:

„Müssen dann den Tag eben noch eine Stunde draufgeben."

Die Arbeitswelt hat nicht viel Worte. Da die Sache, um deretwillen er gebeten worden ist, ihre Neuordnung gefunden hat, grüßen sie sich kurz, und Karl Stuten geht wieder an seine Maschine. Ihm noch Frage und Zweifel mit auf den Weg zu geben, ob er es auch wirklich mit dem jungen Gesellen schaffen werde, halten Meister und Ingenieur für überflüssig. Das Wort bei der Arbeit läßt kein Wenn und Aber zu, ihre Ordnung ist hart wie der Stahl, mit dem gearbeitet wird. Also gibt der Chefingenieur ihm die Hand, und der Handdruck Karl Stutens sagt ihm, daß der Arbeitstermin eingehalten wird. Und der Meister dachte an Paul Pirwitz. Wenn der neben Karl Stuten stünde und nicht wie jetzt in seinem Gipsverband im Bett liegen müßte, wäre ihm ein Zweifel überhaupt nicht gekommen.

Ingenieur und Meister sehen Karl Stuten nach. Als dieser wieder mit dem jungen Gesellen zusammensteht, sagt der Chefingenieur:

„Werden sich beide freuen, wenn sie ihre Arbeit auf der Ausstellung sehen, denn im Grunde genommen ist es ja auch die ihre."

„Wie meinen Sie das?"

„Behalten Sie es bitte noch für sich. Am einundzwanzigsten April wird in den Ausstellungshallen am Funkturm die Ausstellung ‚Turm der deutschen Arbeit' eröffnet."

„Ja, aber was hat die Ausstellung mit dem Dreher und seiner Arbeit zu tun, die ist doch für den Käufer und nicht für den Arbeiter?"

„Für beide, mein Lieber, Arbeit iſt eben mehr als nur eine mit dem Rechenſchieber errechenbare Ware."

Der Meiſter wendet ſich vom Chefingenieur zur Zeichnung. Dieſe Auffaſſung von einer Ausſtellung iſt ihm neu. Bisher ſtellten die Firmen aus, um ihre Erzeugniſſe zu verkaufen, dachten dabei aber wenig an die Arbeit, die in dieſen Erzeugniſſen ſteckte, höchſtens aus Reklamegründen. Und auch die Käufer hatten nur einen Blick für die angebotenen Waren. Dieſe neue Sinngebung der Ausſtellung brachte ihn in Verlegenheit. Wenn nicht mehr die Ware, ſondern auch der Menſch und ſeine Arbeit Sinn einer Ausſtellung werden ſoll, dann rückt der Werktätige, der ſie leiſtet, in den Vordergrund. Das waren in dieſem Falle Karl Stuten und der Junggeſelle. Zwar hat er nichts gegen die beiden, er ſchätzt Karl Stuten als einen ſeiner beſten Geſellen, aber dieſe perſönliche Ehrung hätte er gern einem anderen gegönnt.

Der Chefingenieur hat die Verlegenheit in dem Geſicht des Meiſters geſehen und fragt:

„Haben Sie ſonſt noch etwas?"

„Ich mußte daran denken", antwortet der Meiſter über die Zeichnung hinweg, „daß mit dem Dreher Stuten geſinnungsmäßig nicht alles in Ordnung iſt und daß eine ſolche Auszeichnung mißdeutet werden könnte. Vor der Machtergreifung gehörte Stuten zu den Gegnern des Nationalſozialismus und iſt es wohl auch heute noch."

„Ohne Sie zu fragen, was ſie früher über den Nationalſozialismus gedacht haben, meine ich, das erſte iſt kein Grund, und gegen das zweite ſpricht ſeine Arbeitsbereitſchaft."

Der Chefingenieur sieht sich nach Karl Stuten um, der über seine Zeichnung gebeugt hinter seiner Maschine steht.

„Was können Sie mir sonst noch von dem Dreher berichten?"

„Nichts!"

„Das ist herzlich wenig, und Sie beweisen damit, daß Sie ein schlechter Menschenführer sind. Ich hoffe, Sie begreifen, was ich in Zukunft von Ihnen erwarte. Ein Meister, der Akkordzettel ausschreibt und sonst weiter nichts, ist kein Meister. Es wäre gut für Sie, einmal darüber nachzudenken, welche Aufgabe Sie haben. Sich Gedanken zu machen, was andere in der Vergangenheit gewesen sind, ist müßig."

Der Meister bereut seine Bemerkung und fühlt sich ungerecht zurückgewiesen, verteidigt sich jedoch nicht. Für den Chefingenieur ist der Fall erledigt, er hebt die Hand zum Gruß und geht.

Als er an den beiden großen Maschinen vorbeikommt, zögert er mit seinen Schritten ein wenig. Karl Stuten rechnet die Arbeitsstunden nach und sieht den Chefingenieur nicht. Der denkt: Ohne Wenn und Aber hat der Geselle seine Zusage gegeben. Welcher Teufel hat den Meister geritten, vergangene Dummheiten zu bedenken? Der wird erst noch lernen müssen, Arbeitsführer zu sein. Und dann denkt er zurück. Noch vor einem Jahr hätte er mit dem Arbeiterrat lange Debatten führen müssen, um das zu erreichen, was heute mit wenigen Worten erledigt worden ist.

Zwei Arbeiter, geht es ihm durch den Sinn, stellen sich hier in die gegebenen Arbeitsnotwendigkeiten, als wenn

es das Selbſtverſtändlichſte von der Welt wäre. Zu welchen Leiſtungen werden die Millionen aufwachſen, wenn ſie von der richtigen Führung, zu der ſie in Treu und Glauben aufſehen können, in die gleichen Notwendigkeiten geſtellt werden? Und damit erkennt er ſeine Aufgabe als ſtellvertretender Betriebsführer.

Er geht über den Hof und bleibt vor der Gießerei ſtehen. Durch das breite, offene Tor kann er ſehen, wie die große Stahlgußpfanne ihre flüſſige Stahlmaſſe in die Formen ergießt. Furchtlos, wie ein Stoßtrupp im Schützengraben, ſtehen die Männer in dieſem Höllenbrodem auf ihren Arbeitsplätzen und leiten die glutheißen Maſſen. Immer wieder muß er, wenn ſein Weg daran vorbeiführt, vor dieſem Kampfbild der Arbeit ſtehenbleiben. Und immer wieder hebt ihm der Stolz den Kopf, zu dieſen Männern zu gehören, ihr Arbeitskamerad zu ſein. Langſam geht er weiter. In ſeinen Augen iſt ein heller Glanz. Er würde ſich nicht um alle Güter der Welt aus dieſem Arbeitskreis wünſchen.

Vor Jahr und Tag hat er nicht ſtolz und freudig in dieſer Arbeit ſtehen können. Da galt er noch als Mann einer gutſituierten Klaſſe, weil er einen Kragen trug und keinen Dreck unter den Fingernägeln hatte. Er lacht und denkt, wenn allein dieſe Umwertung der Arbeit als Tat Adolf Hitlers in die Geſchichte einginge, würde ſein Name nie wieder daraus gelöſcht werden können. Neben den größten Taten der Geſchichte ſtünde ſie würdig und unvergänglich.

Karl Stuten hatte die Arbeitsſtunden noch einmal nachgerechnet und war zu dem gleichen Ergebnis gekommen wie in der Schreibſtube des Meiſters. Das hieß,

daß ſie heute ſchon mit den Überſtunden beginnen mußten. Das Wetter war nicht gerade dazu angetan, noch drei Stunden länger an der Bank zu ſtehen, und dem Jungen und ſeinem Mädchen daneben mochte es noch weniger recht ſein. Doch die Welt geht morgen nicht unter, und die drei Stunden ſind keine Sargnägel. Alſo in die Hände geſpuckt und ran an den Feind.

Der Junge hat ſich nichts anmerken laſſen, ob ihm mit den drei Stunden die Suppe verhagelt iſt. Als die Sirene den Feierabend ankündigt und die Arbeitskameraden zu den Waſchräumen ſtürmen, hat der Junge ſeinem Mädchen nur zugewinkt und gerufen:

„Um acht, am See!“

Die lachte und fragte nicht einmal: Warum heute ſo ſpät? Da iſt Karl Stuten an den Schleifſtein gegangen, hat ſeine Stähle geſchliffen und die Funken ſprühen laſſen, als brenne er ein Feuerwerk ab.

Die Tage gehen dahin, und die Arbeit läuft mit Siebenmeilenſtiefeln voran. Jedesmal, wenn die Sirene zum Feierabend aufheult, ſehen die beiden Dreher einen Augenblick auf den Strom der Arbeitskameraden, die mit frohen Geſichtern heimgehen. Dann ſehen ſie auf das Wetter. Nicht einmal will es regnen, immer lacht die Sonne, und dann geben ſie ſich einen Ruck, und wenn die drei Stunden um ſind, lachen ſie ſich an, und der Stolz brennt in ihren Augen, es wieder einmal geſchafft zu haben.

Über eine Woche geht das nun ſchon ſo. Wenn auch der eine oder andere Arbeitskamerad geſagt hat:

„Na, ihr könnt wohl och nich jenuch kriegen?“

Dann hat der Junge nur zurückgerufen:

„Ne, Heinrich!“ oder Max, Karl, Paul oder wie ſie hießen. „Ick brauch Jeld, viel Jeld, ick will mir eenen Wagen koofen.“

Oder es war eine andere Neckerei, die er ihnen dann lachend an den Kopf warf.

Sie ſind mit ihrer Arbeit über den Berg, immer näher kommen ſie an ihr Ziel. Wenn nicht Unvorhergeſehenes dazwiſchenkommt, werden ſie einige Stunden früher fertig ſein.

Beide ſchlichten an dem kurzen Wellenteil ihrer Kurbeln. Sie haben Zeit, im Schnitt wandert der Stahl ſeinen vorgeſchriebenen Weg. Da fragt der Junge nach einem langen ſinnenden Schweigen ſeinen Arbeitskorporal:

„Habe ich den Platz von Paul Pirwitz einigermaßen gut ausgefüllt?“

Karl Stuten nickt. Seine Gedanken ſind einen ähnlichen Weg gegangen. Er hat überlegen müſſen, was werden ſoll, wenn Paul Pirwitz wiederkommt. Er möchte den Jungen neben ſich behalten. Nicht nur, weil er ihn gern mag. Das kann er auch haben, wenn der irgendwoanders im Werk arbeitet. Auch andere Kameraden hat er gern und freut ſich, mit ihnen zuſammen zu ſein. Nein, es iſt etwas Beſonderes mit dieſem Jungen. Er erinnert ihn an den jungen Erſatz im Kriege, der noch mit dem Glauben an den deutſchen Sieg die Lücken an ſeiner Seite ausgefüllt, die der Kampf in die Front geriſſen hatte. An dieſen gläubigen Geſichtern hat er ſich damals aufgerichtet. Wenn alle Hoffnung dahin war und das große Verzagen ihn packte, dann ſind ihm dieſe jungen Kerle zum inneren Befehl geworden. Wenn es

auch sonst zwecklos und ohne Hoffnung schien, dann mußte eben um dieser Jugend willen gefochten werden. Und dann wurde oft noch zum Sieg, was in grauer Pflicht und mit einem lästerlichen Fluch begonnen hatte. Das ist es, warum er den Jungen neben sich behalten möchte. In ihm ist alles so einfach, sauber und klar, da sind keine Bedenken, der Blick ist nach vorne gerichtet, und was sich dumm und dreist hemmend in seinen Weg stellt, lacht er mit siegender Gewißheit nieder.

So steht der Junge neben ihm, und in seinen Augen ist der gleiche zuversichtliche Glaube, wie damals in dem jungen Ersatz. Seine Hände packen an, als wolle er die ganze Welt auf seine Schultern heben. Nie hat er eine Frage auf den Lippen, die mit Zweifel auf das Kommende sieht. Und nun will er wissen, ob er den Platz von Paul Pirwitz richtig ausgefüllt habe. Da müßte Karl Stuten wohl eigentlich etwas sagen und nicht bloß stumm nicken. Während er das noch so bedenkt und daran kaut, was er dem Jungen sagen soll, fragt der schon wieder:

„Bin ich ein guter Ersatz gewesen?"

„Was heißt hier Ersatz?" sperrt Karl Stuten sich gegen die Ungeduld des Jungen. Er überlegt. Sicher wünscht auch Stuten sich, daß Paul Pirwitz bald wieder neben ihm arbeitet. Der Junge kommt seinem Gedanken zuvor:

„Ich kann doch nicht Paul Pirwitz, weil er Pech gehabt hat, von seiner Maschine verdrängen?"

„Nein", knurrt Karl Stuten.

„Siehst du, und da möchte ich doch wissen, ob ich arbeiten kann?"

„Das kannst du!"

Da Karl Stuten in den Augen des Jungen noch eine Frage lieſt, fährt er fort:

„Möchteſt du noch mehr wiſſen?“

Nicht gleich antwortet der Junge. Einen Stahl ſchleifen und ihn auf den hundertſten Millimeter genau führen, iſt leichter und einfacher als über das zu ſprechen, was ihn in den letzten Wochen oft beſchäftigt hat. Doch nun gibt es kein Zurück mehr, er kann nicht wie ein ſtörriſcher Eſel ſtehenbleiben. Deshalb gibt er ſich einen Ruck, ſucht die Augen Karl Stutens und ſpricht:

„Ja, ſiehſt du, ich meine, ja, du mußt mich verſtehen.“

Aus iſt der Faden. Was will er denn eigentlich ſagen? Was ſoll Karl Stuten verſtehen? Er ſieht auf die Kurbelwelle und beginnt noch einmal:

„Ja, ſiehſt du, ich meine, ich bin nun zweiundzwanzig Jahre alt. Als du ſo alt warſt, biſt du im Krieg zum Manne geworden, haſt dich in dem, was wir Kameradſchaft nennen, bewieſen. Ja, und da meine ich, wie kann ich Mann werden und mich in der Kameradſchaft beweiſen?“

„Einen Krieg können wir nicht wegen dir beginnen, nur damit du Mann wirſt“, erwidert Karl Stuten. Das iſt noch keine befriedigende Antwort. Beide wiſſen das, und ſo hängt die Frage immer noch in der Luft wie die Wurſt an der Stange. Karl Stuten ſucht auf einem anderen Weg die notwendige Klärung:

„Du warſt doch im Arbeitsdienſt und biſt jetzt in der SA.?“

„Ja, es iſt ſo, wie du ſagſt. Wie ich das Arbeitsdienſtjahr nicht aus meinem Leben wegdenken kann, möchte ich auch die Kameradſchaft in der SA. nicht miſſen. Aber

die ganz große Probe, wo Worte häßlich werden, wo die großen und kleinen Bedenken, die Feigheit und die Sucht, sich eitel hervorzutun, nichts sind, wo man als einzelner in die Namenlosigkeit verschwindet, diese Probe sind beide nicht. Sie sind Übung und Vorbereitung."

„Warum meinst du, daß du nur in einer solchen Aufgabe zum Manne werden könntest?"

„Ich weiß nicht warum, doch glaube ich, daß es nicht anders möglich ist."

„Und wenn in deinem Leben nie eine solche Aufgabe von die gefordert wird, was dann?"

„Dann ist mein Leben klein und arm gewesen."

Karl Stuten weiß nicht weiter, und auch der Junge schweigt. Jeder verliert sich in seine eigenen Gedanken. Im Krieg sei er ein anderer Mensch geworden, das hatte er einmal zu seinem Freunde Fritz Günther gesagt. Gewiß, er ist es geworden. Unzählige andere haben auch im Krieg gestanden und sich doch nicht geändert. Also kann man im Krieg Mann werden oder auch Memme bleiben, wenn man eine ist. Er sieht zu dem Jungen auf, aber dessen Blick ist über ihn hinweg in eine unendliche Ferne gerichtet.

Eine Erinnerung an längst vergangene Tage erwacht in Karl Stuten. Es war um die Zeit der letzten Tage des Weltkrieges. Verdreckt und verlaust waren sie, der Sieg war dahin, ihre Hoffnung, aus dem Höllentanz herauszukommen, stand in den Sternen. Sie glaubten nicht mehr daran. Gewiß, sie hätten überlaufen oder desertieren können, eine Kontrolle gab es nicht mehr. Doch daran dachte niemand. Nicht, weil sie Haus und Hof zu verteidigen hatten, sie gehörten nicht zu den „Be-

ſitzenden". Aber das Vaterland? Auch darum nicht, das dachte in dieſen Stunden auch nicht mehr an ſie. Pflicht, Diſziplin oder gar Gehorſam? Billige Worte des Verſtandes, Antwort gaben ſie nicht auf das, was Offiziere und Soldaten mit zuſammengebiſſenen Zähnen in den Löchern hielt. Sie waren Tote auf Urlaub. Ja, vielleicht wollten ſie nur nicht ehrlos und feige zu dem Appell der großen Gemeinſchaft ihrer Kameraden, die im Totenreich Dienſt taten, antreten.

In ſeinem MG.-Neſt hat er noch eine Handvoll Männer um ſich. Der Einſchlag einer Granate ſtreicht drei von ihnen aus, wie eine Zahl von der Tafel. Ihm ſelbſt ſchlägt ein Lehmbrocken Mund und Naſe blutig, er muß einen ausgebrochenen Zahn ausſpucken. Ein junger Kamerad ſchiebt ſich neben ihn. Schutz ſucht er nicht. Selbſtverſtändlich, wie auf dem Exerzierplatz in der Heimat, legt der ſich an die Stelle des gefallenen Kameraden und führt dem MG. den Patronengurt zu. Er ſelbſt aber preßt wieder den Daumen an das Druckſtück, und der Feind, der wie eine Welle an der Mole gegen ſein Gewehr anbrandet, bricht im Anſturm zuſammen und flutet zurück. Noch einmal ſpringt die Welle auf, aber auch jetzt muß ſie wieder zurück. Was da noch als Menſch mit wunden, verlaſſenen Augen in den Löchern der deutſchen Front lag, war nicht ehrlos genug, um es denen gleich zu tun, die weit hinten, im Rücken, die Front verrieten. Als dann der Junge neben ihm im jaulenden Hexengeziſch eines Querſchlägers nach vorn einknickte und kalt wurde, ſchob ſich ein gleiches Milchgeſicht ebenſo ſelbſtverſtändlich an deſſen Stelle neben ihm. Männer waren es nicht und ſind es auch nicht ge-

worden; auch dieſer blieb kalt und ſtumm liegen. Er ſelbſt war damals ja auch noch kein Mann. Was war er ſchon mit ſeinen dreiundzwanzig Jahren, als der Krieg zu Ende war? Mann, wie der Junge heute an ſeiner Seite meinte, ſicher noch nicht. Was er geweſen iſt, weiß er jetzt und auch erſt in dieſer Minute. Lang war der Weg, aber er bereut kein Wegſtück, wenn auch manche Kreuze auf dieſem Wege mit blutigen Inſchriften des Irrtums ſtehen. Deutſcher iſt er damals geweſen, und er iſt es heute. Ein unnennbarer Stolz ſteht in ihm auf, ein Sohn dieſes Volkes zu ſein, von dem der Mann in der Straßenbahn ſagte, daß ſich zu dieſem Volk bekennen mehr erfordert, als in Schnee und Regen zu ſtehen. Eine ſtarke Geſinnung muß wie ein Feuer brennen, wenn man mit ganzem Herzen Deutſcher ſein will. Er muß an den Pfarrer denken, der auf ihrer gemeinſamen Wanderung durch den märkiſchen Wald ſagte:

„Die der Krieg für das Leben der Nation gezeichnet hatte, ließen ſich nicht beugen. Nun erſt begann der Kampf um ihre Bewährung.“

Alſo richtete ſich auch an ihn dieſe Forderung, auch ihm hatte der Krieg das eigene Leben gelaſſen, damit er es für die Nation einſetzen konnte. War es damals nicht ebenſo wie heute? Neben ihm, in der Front der Arbeit, war Paul Pirwitz ausgefallen. Auch nach ihm hatte wie im Krieg der Tod gegriffen, und wie damals hatte ſich ein junges Milchgeſicht, der Hitlerjunge Hanne Klog, ohne Bedenken zwiſchen Leben und Tod geworfen. Ja, und hatte ſich nicht auch junger Erſatz in die Lücke geſchoben, ſelbſtverſtändlich und ſicher, wie an ſeinem Gewehr?

Sein Blut pocht plötzlich stärker in seinen Adern. Damals war der junge Ersatz eingeknickt und kalt geworden. Er sieht auf den Kurbelschenkel, der Paul Pirwitz um ein Haar fast in den Tod gerissen hätte. Die Luft wird ihm in der Brust eng:

„Walter!" preßt er in seiner Erregung hervor, „die Hohlkehle an den Schenkeln mach ich fertig."

„Nanu?" begehrt der junge Dreher auf, den diese Anweisung aus seinen Träumen gerissen hat, „traust du mir diese Arbeit nicht zu?" Lange suchen sich ihre Blicke. Aus dem Jungen fragt es: „Also kann ich doch nicht arbeiten, bin kein guter Ersatz gewesen?"

Karl Stuten kämpft seine Sorge nieder. Von seiner plötzlichen Angst will er dem Jungen nichts sagen. Es war wohl auch dumm, zu befürchten, es müsse alles wieder so kommen wie damals im Krieg. „Ist gut, du kannst die Hohlkehle selber fertig machen", lenkt er ein. Mehr kann er nicht sagen, es fehlen ihm die Worte. Er winkt mit der Hand ab, doch dann weiß er, was er dem Jungen sagen muß. Er hört wie ein leichtes Mahnen die Stimme des Mannes in der Straßenbahn.

„Vor Tagen hörte ich einen Mann in der Straßenbahn sagen: ‚Zu unserem Vaterland sich bekennen, heißt eine große, eine weltbewegende Gesinnung in sich tragen.' Der Mann meinte noch auf die Bitte seiner Kameraden, er möchte ihnen mehr sagen: ‚Wozu?' – ‚Wenn ihr es begriffen habt, ist es gut, wenn nicht, dann nützen tausend Worte nichts!' Ich glaube, seine Worte verstanden zu haben. Sie verlangen von jedem Deutschen den Beweis seiner Gesinnung durch die Tat."

„Und eine solche Tat ist ...?" will der Junge wissen.

„Unſere Arbeit, hier an der Drehbank!“

„Das verſtehe ich nicht.“

Karl Stuten ſieht auf ſeinen Stahl. Noch wenige Millimeter, dann muß er den Arbeitsgang ausſchalten. Bei dem Jungen wird es ebenfalls ſo weit ſein, darum zeigt er auf die Maſchine und ſagt: „Laſſen wir das bis nachher.“

Er legt die Hand auf den Transporthebel für den Stahl. Der Junge nickt und geht an ſeine Maſchine. Karl Stuten klinkt den Hebel aus, läßt den Stahlſupport einige Millimeter von der Welle ablaufen und ſchaltet die Maſchine aus. Dann nimmt er die Mikrometerſchraube aus ihrem Kaſten vom Werkzeugſchrank, klettert auf das Bett der Maſchine und mißt von oben den Zylinder der Welle nach. Zwei- bis dreihundertſtel Millimeter Differenz ſtellt er feſt, die wird er beim Schleifen ausgleichen. Der Junge will ebenfalls die Welle nachmeſſen. Er wartet nur noch auf die Schraube. Karl Stuten reicht ſie ihm und klettert vom Bett herunter. Nun müßte er eigentlich die Hohlkehle nacharbeiten. Er geht an den Werkzeugtiſch, um den dazu nötigen Stahl zu holen. Sinnend bleibt er vor dem Tiſch ſtehen: „Unſere Arbeit hier an der Drehbank!“ hatte er geſagt, jedoch der Junge wußte damit nichts anzufangen. Das ſcheint wohl auch dem Jungen ein Einſatz ganz ohne Tapferkeit, Mut und Hingabe zu ſein. Und doch, Tag um Tag an der Drehbank ſein Leben zwingen, dazu gehört ſchon ein tapferes Herz. Er weiß darum, denn Arbeit iſt kein jubelnder Rauſch, keine Muſik, kein lockendes Ziel. Aber, und darauf kommt es an, früher hat er als Proletarier geſchuftet und zu ſeiner Arbeit nein geſagt. Heute ſteht

er als Deutſcher an ſeiner Drehbank. Das verpflichtet! Und für ihn heißt es, ſich richtig in der Front der Arbeit auszurichten. Weiterhin abwartend zu bleiben, kommt der Drückebergerei im Krieg gleich. Es gibt nichts mehr zu warten, zugepackt muß werden!

Er ſetzt ſich auf ſeinen Schemel und ſieht wie ſuchend auf den Boden. Der Junge, der den gleichen Arbeitsgang wie Karl Stuten beginnen will, kommt an den Tiſch. Als er unmittelbar vor Karl Stuten ſteht, nimmt dieſer den Kopf hoch und ſagt:

„Setz dich, die Arbeit kann auch mal ruhen, wenn wir uns zu ihr durchfragen wollen."

Der Junge kommt dieſer ſonderbaren Aufforderung nach. Noch einen Augenblick muß er warten, und dann ſpricht ſein Arbeitskorporal: „Du ſuchſt die Aufgabe, in der du Mann werden kannſt. Das ehrt dich, und es iſt gut für ein Volk, wenn ſich ſeine jungen Burſchen nicht damit begnügen, einen Bart zu bekommen und die Luſt am Weibe als höchſte Männlichkeit zu preiſen, ſondern den Kampfplatz ſuchen, auf dem ſie zum Manne werden können. Und ſo meine ich, wie der Bauernſohn auf ſeinem Boden, ſeinem Acker, zum Bauern wird, kann der junge Arbeiter nur durch ſeine Arbeit ein vollwertiger Mann werden. Und auch nur, wenn er bereit iſt, ſein eigenes Leben dabei einzuſetzen. Nicht anders als die Frau, die auch nur durch das Kind, das den Einſatz ihres Lebens verlangt, ihr Frauentum erfüllt."

Er ſchweigt. Der Junge will mehr wiſſen und beugt ſich vor. Karl Stuten winkt mit der Hand ab. Leiſe, ſich von Wort zu Wort weitertaſtend, ſpricht er:

„Was bei der Frau, ohne große Worte, ſelbſtver-

ständlich und in Sauberkeit getan wird", er reißt den Kopf hoch, in seiner Stimme zittert der Zorn, „wird nur von der Hure, ob mit oder ohne Geld, Standesamt oder nicht, schamlos besudelt und verneint. Und wir Männer, Bürger und Arbeiter haben es in den letzten Jahren nicht anders getan. Auch wir meinten, daß unser Einsatz durch Geld und Lüge vom Leben abgekauft werden könnte."

„Was haben wir Arbeiter mit dieser Lüge zu tun?" unterbricht ihn der Junge.

Karl Stuten sieht auf den Boden, die zwanzig Jahre seines Kampfes rasen wie ein Hexensturm an ihm vorbei:

„Sehr viel, mein Junge, auch wir Arbeiter waren nicht besser als die, die uns vorgeredet haben, daß man vom Verrat seiner Sache leben könnte. Wie es denen immer nur um das Geld gegangen ist, so ist es auch uns nie um unsere Arbeit ernst gewesen und hätte es doch sein müssen. Nicht anders, als es dem Bauern um seinen Boden geht.

Das Beispiel des Bauern sagte uns nichts. Seinen Stolz und die Geradheit, mit der er als Glied in einer langen Geschlechterreihe auf seinem Boden steht, und seinen Acker und Hof umsorgt, verneinten wir. Der Bauer, der nicht an das Geld glauben wollte, sondern hütete, was er von seinen Vätern ererbt hat, sich jeden Tag mühte, es zu erhalten, den ließen wir uns verdächtigen und dumm und rückständig schelten. Wir hörten nicht wie er auf unser Blut. Wir sahen eine Ehre darin, für modern und gebildet, für Stadtmenschen zu gelten, dünkten uns mehr als der Bauer, ließen uns lobhudeln als Kämpfer für Fortschritte und Menschenrechte. Und so stand auch bei uns das Geld im Mittelpunkt unseres

Denkens. Wir glaubten an Karl Marx und jubelten seiner Weisung zu, daß wir unsere Arbeit so teuer wie möglich verkaufen müßten, nicht anders, als ein Jude seinen Ramsch. Das ist unsere Schuld und Lüge. Und darum wohl auch ist Karl Marx unser Prophet geworden und mit ihm die vielen Juden, die als unsere Arbeiterführer Kaftan, Ringellocken und Gebetskappe hinter der revolutionären Jakobinermütze versteckten. Zwei Fliegen schlugen sie dabei mit einer Klappe. Den Bürger verdarben sie mit ihrem Gelddenken und uns rissen sie mit dem Neid auf ihre Afterkultur, die sie selbst angefacht hatten, die Freude am Schaffen aus dem Herzen. Sie nahmen uns den Stolz, ein Arbeiter zu sein. Es dem Bauern gleich zu tun, verdächtigten sie, nannten es dumm und machten uns zu Proletariern."

Karl Stuten kann nicht weitersprechen. Die Bitterkeit, hiermit zugleich über zwanzig Jahre seines eigenen Lebens das Urteil sprechen zu müssen, schließt ihm den Mund.

Langsam nimmt er den Kopf hoch. Er muß den Jungen ansehen. Der hat nichts mit der Vergangenheit zu tun. Dem hatten sie mit ihren Giftdünsten den Verstand nicht vernebelt und noch weniger das Gefühl mit ihrem Haß töten können. Und als er nun in die hellen Augen des Jungen sieht, reißt er seinen letzten Protest gegen den Nationalsozialismus aus seinem Herzen. Das Gesicht des Jungen ist deutsch, wie das seine. Hoch die Stirn und gerade die Nase. Nicht krumm nach innen auf das eigene Ich gebogen. Krummnasige mit lüsternen, immer feuchten Lippen sind es gewesen, die ihm alles zerredeten und das, was durch den Krieg in ihm anders geworden war, häß-

lich und dumm genannt haben. Einmal nur hatte er davon gesprochen. Da tat ein Jude ihn mit der Traumseligkeit des deutschen Michels herabsetzend ab, stempelte ihn vor seinen proletarischen Genossen mit vielen Worten und Zitaten von Karl Marx zum Bruder Straubinger, wie es auch Karl Marx mit dem Schneidergesellen Weidling getan hatte, weil er auch nicht von seinem Deutschland lassen wollte. „Nein", sagt er laut. Der Junge schaut ihn verwundert an. Er ahnt nicht, daß Karl Stuten mit diesem Nein die Vergangenheit meint, und daß es seine Zugehörigkeit zu ihm und nicht zu den Krummnasigen bekräftigen soll. Karl Stuten steht auf, mehr mag er jetzt nicht sprechen. Er nimmt den Stahl vom Werkzeugtisch, dann legt er die Hand auf die Schulter des Jungen. Dieser fühlt, daß sein Arbeitskorporal ein guter Kamerad ist, das Gespräch aber abbrechen will. Er sieht zu ihm auf und sagt:

„Gehen wir an die Arbeit."

Sie reden nicht mehr miteinander. Ihre Fragen versinken in ihrer Arbeit. Es ist eine Viertelstunde über die Zeit. Und so kommt es, daß ihnen der Wächter auf seinem Kontrollgang Feierabend bieten muß. Beide lachen, denn nun müssen sie noch eine Viertelstunde drauf tun, um alles in Ordnung zu bringen. Auch eine Maschine muß den neuen Arbeitstag blank und sauber beginnen.

Auf dem gemeinsamen Heimgang sind ihre Schritte in der hellen Wärme des Frühlingsabends wieder leicht geworden. Als sie sich vor dem Hause Karl Stutens zum Abschied die Hand geben, drängt sich ihnen wieder die Frage des Jungen auf. Vor der Tür aber läßt sich keine Antwort finden. Darum sagt Karl Stuten:

„Komm nach dem Essen zu mir."

Da der Junge nicht gleich antwortet, glaubt Karl Stuten, er habe Sehnsucht nach seinem Mädchen. Mag auch sie mitkommen. Warum soll sie nicht dabei sein, wenn sie sich zum Sinn der Arbeit durchfragen. Sie ist eine Arbeiterin und muß ebenfalls damit fertig werden.

„Bring dein Mädchen mit."

Aus dem Gesicht des Jungen lacht eine helle Freude:

„Ich komme!" sagt er kurz und geht mit schnellen Schritten über die Straße. Karl Stuten steigt die vier Treppen zu seiner Wohnung empor. Schnell macht er sich an sein Abendbrot und muß dabei an Paul Pirwitz und die Schmalzstullen denken. Ein ganz klein wenig Neid ist dabei, obgleich er sich Wurst auf sein Brot legen kann. Warum sitzt ihm gegenüber auch nicht eine Frau, die sein Kind auf dem Schoß hat. Er würde gerne auf noch größere Annehmlichkeiten verzichten als auf den Wurstbelag. Er ist auch groß und ausgewachsen und würde keinen Schaden leiden.

In Erwartung der Gäste beeilt er sich mit dem Essen. Schnell ordnet er alles für ihren Empfang. Er legt auf den Tisch eine neue Decke. Der Strauß Maiglöckchen vom Sonntag reicht als Schmuck noch aus. Und jetzt noch schnell mit dem Staublappen den letzten Glanz in seine Hütte zaubern, um dem prüfenden Blick der Frau keinen Anlaß zum Tadeln zu geben.

Die beiden sind nun schon über eine Stunde bei ihm. Karl Stuten freut sich über die Art, wie die beiden meinen, ihr Leben aufbauen zu müssen. Sie hoffen und träumen nicht von dem Glück anderer, denen das Schicksal das nötige Kleingeld in die Wiege gelegt hat. Noch

weniger leben ſie in der Talmiwelt des Kinos. Käufliche Freuden gelten ihnen wenig. Ein kleines ſpießerliches Daſein mit „Sonne im Herzen“ und „Nur ein Viertelſtündchen“ hat nichts Erſtrebenswertes für ſie.

Karl Stuten hört, wie in ihrem Reden und Meinen all das Wirklichkeit wird, was die deutſche Arbeiterſchaft in der Tiefe ihres Herzens ſchon immer erhofft hat. Und als das Mädchen dann ſagt: „Wir jungen Menſchen wiſſen heute, daß nur das die Augen hell macht, was aus der eigenen Leiſtung wächſt; und, daß nur der etwas gilt, der ſich beweiſt. Erbe, Herkunft, Zeugnis ſind keine Mittel mehr, von denen ſich leben läßt.“

Karl Stuten gibt ihr ſtumm die Hand. Und ſie braucht nach dem Grund nicht zu fragen. In ſeinen Augen kann ſie leſen, daß er von ſich nichts anderes hätte ſagen können. Und als ſich ihre Hände löſen, treibt es Karl Stuten, dem Mädchen beizupflichten. Er weiß ſelbſt nicht, wie das Wort ſeines Herzens auf ſeinen Lippen zum Klang wird:

„Womit einer heute ſein Brot verdient, iſt gleich, jedes Brot ſteht im Wert der Arbeit. Die wirkliche Leiſtung beginnt jenſeits des Tarifs und Achtſtundentages dort, wo der Wille aufbricht, im Gemeinſchaftsdienſt zu ſchaffen, der Menſch die Müdigkeit bannt und die Armſeligkeit der Bedenken wegſchiebt, wie die Männer, die freiwillig im harten Schlag der Picke die Straße bauen, über die ſie ſelbſt nie gehen werden.“

Sie ſchweigen, jeder hat ſeine Gedanken. In ihrem Herzſchlag ſingt die Freude, als Arbeitskameraden Seite an Seite arbeiten zu können.

Über das Geſicht des Jungen geht ein Lächeln und

dann lacht er laut. Karl Stuten und das Mädchen ſehen ihn erſtaunt an. Einen Augenblick ſcheint ihm dieſe Verwunderung Freude zu machen, dann ſagt er und wird dabei wieder ernſt:

„Es iſt gut, daß euch keiner jenſeits der deutſchen Grenzen gehört hat und wohl auch mancher Deutſche nicht. Die würden ſonſt überlegen und verächtlich den Kopf ſchütteln und behaupten, ihr wäret bezahlte Nazis, die der Welt eine verlogene Komödie von dem glücklichen deutſchen Arbeiter vorſpielen. Der aber liegt doch nach deren Meinung wie ein Sklave am Boden und wird ſchlimmer ausgebeutet als je zuvor."

„Na, und wenn ſchon?" weiſt Karl Stuten ihn zurück.

„Was wiſſen die von uns? Ob ſie ſich Deutſche nennen oder nicht, an uns Arbeitern haben ſie ſchon immer vorbeigedacht. Ob ſie uns vaterlandsloſe Geſellen nannten oder hofften, daß wir 1914 Deutſchland verraten würden."

Und das Mädchen ſagt:

„Nötig iſt wohl nur, daß wir wiſſen, was wir wollen und wohl auch, was wir ſollen!"

„Gewiß!" meint der Junge, „wir ſind aber nicht allein die Welt, ſind auch nur ein Baum im Völkerwald."

„Mehr wollen wir auch nicht ſein, und gerade darum ſollen die anderen uns auch unſere Eigenart laſſen", trotzt das Mädchen auf. Der Junge ſetzt dem nichts entgegen, und ein nachdenkliches Schweigen legt ſich über die Drei.

Gedankenverloren zündet Karl Stuten ſich eine Zigarette an. Sein Blick wandert über ſeine Bücher. Vier Reihen, ſchwer und gewichtig, ſehen ihn an. Darunter ſind eine ſtattliche Zahl Werke, die von der deutſchen Ge-

ſchichte berichten. Von dem Ja und dem Nein zu Deutſchland hat er ſie ſprechen laſſen. Was demgegenüber die früheren Arbeiterführer über das Werden Deutſchlands zu ſagen wußten, erſchien ihm jetzt ſo ohne Klang, ſo billig, war ohne Opfer, ohne einen großen Gedanken. Alles ging bei jenen immer nur um den Bauch, um Knechtſchaft und Ausbeutung. Darum hatte er ſich ſelber ein Bild zu machen verſucht und Deutſchlands hartes Werden kennengelernt. Und wenn er bisher nie davon geſprochen hat, dann lag das an der Not der vergangenen Jahre. Die Menſchen, die vorgaben, Deutſche zu ſein, gefielen ſich darin, wie Phariſäer über den Arbeiter hinwegzuſehen. Nur ihnen gehörten angeblich die Kulturgüter, nur ſie hatten ein Anrecht, die Stätten des Geiſtes, der Kunſt und Geſchichte zu beſuchen. Sie billigten nur ſich Verſtändnis und Empfinden zu. Was wußten ſie jedoch von den Sehnſüchten des Arbeiters, ſeinen Frageſtunden, ſeinem Durſt nach Schönheit und wahrer Freude. Darum mußte es kommen, daß er auf den Krummnaſigen hörte, der ſich mit ſeiner Talmikultur an ihn herangeſchlichen hatte. Ihm ſelbſt blieb nichts anderes übrig, als in der Stille ſeiner Dichterwerkſtatt ſein eigenes Lied zu ſingen. Und da iſt ihm die Geſchichte der Deutſchen nicht mehr ein Suchen und Raufen um die beſten Freßplätze geweſen. Manches Mal hatte er gedacht, was er eben ausgeſprochen hatte: „Was wiſſen die anderen von uns?“

Er ſieht zu dem Jungen hinüber, von dem er weiß, daß er ſeine Aufgabe ſucht, in der er Mann werden kann. Wahrlich, das iſt keine Angelegenheit des Magens, den könnte er leichter füllen. Viele laufen als zweifelhafte

Beiſpiele herum und es gehört wenig Klugheit dazu, es ihnen gleich zu tun.

Sinnend kaut der Junge an ſeinen Lippen, und Karl Stuten denkt: Es iſt gut ſo. Die deutſchen Dinge liegen nicht ſo einfach; und auch das iſt gut. Eiſenerz iſt kein Eiſen und Eiſen kein Stahl, um das zu werden iſt eine Höllenfahrt nötig. Deutſchland bedarf des Stahles. Andere Völker mögen mit dem Holzpflug ihren Boden zwingen, Deutſchland nicht.

Er ſchaut weiter den Jungen an. In ſeinen blauen Augen leuchtet auch etwas von der Härte des Stahls. Weil Karl Stuten ein Dichter iſt, werden ſie ihm zum Sinnbild für das harte Werden des Reiches. Er wendet den Blick von dem Jungen und ſieht das Mädchen an: „Du meinteſt, wir müſſen bleiben was wir ſind? Es wird nötig ſein zu fragen, ob wir überhaupt etwas anderes werden können?“

Er umfaßt beide mit ſeinem Blick und fährt fort:

„Als 1914 die Welt ſich anſchickte, alles Deutſche zu vernichten, endgültig und für immer, mußte ſie erleben, daß auch wir Arbeiter Deutſche waren, daß auch wir im deutſchen Lebensgeſetz ſtanden und trotz unſerer internationalen Ideologien unſerem Herzen folgten. Was der Welt damals hätte eine Mahnung ſein müſſen, achtete ſie nicht. Mit Schmeicheln und Drohungen wühlte ſie weiter, bis ſie erreicht hatte, daß offenbar wurde, was ſchlecht in uns war. Das wurde uns dann hohnlachend mit dem Irrſinn und den Lügen ihrer Friedensverträge beſtätigt. Jedoch der Verſuch, durch weitere vierzehn Jahre uns in ihren Willen zu beugen, ging fehl. Der Stahl in uns läßt ſich nicht zerſtören, ſondern nur härten.

Sehen wir den langen Weg der deutſchen Geſchichte zurück. Iſt es nicht immer ſo geweſen? In dieſen deutſchen Menſchen des Widerſtandes lebt ein heimlicher Wille, ein heimliches Etwas, eine heimliche Glut. Flammen brodeln darin, und es iſt ein Suchen in all denen, die in dieſem Suchen zuſammengehören. Es iſt wie im Hochofen. Der Meiſter pflegt das Feuer und wartet, bis er den Pfropfen ausſtoßen kann, um den Stahl in ſeine Form fließen zu laſſen. Es iſt ein großer Glaube, den dieſer Deutſche ſtumm und ſtill hütet. Alle großen Werdeprozeſſe leben in einem tiefen Schweigen.

Drei Generationen mußten einen harten Lebensweg in der Mark Brandenburg gehen, ehe der Meiſter den Pfropfen ausſtoßen konnte. Und dann ging der Weg über Vergütung und Härtung durch ſieben Jahre. Leuthen, Hohenfriedberg und Zorndorf ſind wie Beſſemerbirnen, Hammer und Walzwerk. Lang und hart war der Weg, bis die Menſchen der Mark wußten, daß ſie, die bis dahin nichts vor der Welt waren, von nun ab Preußen ſein würden. Das war mehr als das Land, in dem ſie ihr Leben hatten. Es machte ſie zu Trägern einer Idee, einer Lebensauffaſſung, die nicht mehr im Ich ihr Genüge ſuchte, ſondern in dem Staat, deſſen erſter Diener ihr Meiſter war.

In dem heimlichen Etwas, in der Glut, die aus dem hellen Blaugrau der Augen des Großen Friedrich flammte, mußten ſie Preußen bleiben. Und als lange Jahre nach ſeinem Tode Napoleon ſich anſchickte, die Flamme zu erſticken, flammte dieſe Glut zum hellen Feuer in den Helden der Freiheitskriege wieder auf. Wie Stahl zum Werkſtück, war der hörige Knecht wieder Bauer ge-

worden. Er, der noch zu Lebzeiten seines Meisters leibeigen war und nun als freier Bauer auf seiner Erde, seinem Acker stand, trieb den fremden Willen von seiner Scholle. Der Bauer aus Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen, aus der Mark und wo auch sonst immer, schlug die Schlacht. Pflicht und Ehre, das war der Sinn seines Lebens. Pflicht, seinem Boden abzuzwingen, was der Staat gebrauchte, und Ehre, auf seinem Acker wie ein König zu stehen. Und ob auch das Frührot jener Tage längst vergangen war und dem Schatten der Novembertage von 1918 weichen mußte, so blieben dennoch in diesem Deutschen Pflicht und Ehre der Sinn des Lebens. Geist und Liederkranz jener Zeit blieb Rhythmus und Wort eines gleichen Menschen, des deutschen Menschen schlechthin. So groß war jene Zeit des Frühlings, daß seine Kraft Ursprung des Besinnens auf das wirkliche Deutschland wurde.

Still und stumm ging der Bauer in dieser Zeit über seinen Acker und führte den Stahl seines Pfluges. Dem kargen Boden mußte er die Nahrung abtrotzen, die jenen Menschen wachsen lassen sollte, der im Schmelzofen Dinge und Menschen in die von ihm gewollte Form fließen lassen kann.

Im Schmelzofen der deutschen Meister werden nicht tote Erze geschmolzen, sondern Menschenherzen, und zwar solche, deren Aufgabe eine Kraft und Härte fordert, die schier unmenschlich scheinen mag. Der Meister kennt den Stahl, den er still im Feuer seines Willens hat werden lassen, und er weiß um die Form, die er ihm geben muß."

„In welche Form will uns heute der Meister umgießen?" Mit diesen Worten reißt der junge Dreher sei-

nen Kameraden Karl Stuten aus seinen Werdeträumen um den deutschen Menschen. So spricht kein Arbeiter, so kann nur ein Dichter schauen, glaubt der Junge.

Aber Karl Stuten träumt nicht, er ist wach, überwach und gibt seine Antwort wie ein Gesetz:

„Deutsche sollen wir werden, wie einst Preußen!" Er schweigt und horcht in seine eigene Forderung. Deutend spricht er nach kurzer Pause:

„Was vor tausend Jahren unter Heinrich I. begann, ist heute erst in seinen Werkstücken fertig."

Des Jungen Wangen glühen. Er fühlt, daß sein junges Leben in eine große deutsche Aufgabe gestellt ist und glaubt, so müsse 1914 das Herz der Freiwilligen geschlagen haben, wie jetzt das seine. Er läßt seinen Arbeitskorporal nicht weiter sprechen, er will wissen, wo sein Platz ist. Hart und eckig, wie aus Holz geschnitten ist das Gesicht Karl Stutens, und als ob er einen Befehl zum Angriff gibt, spricht er, und dem Jungen bleibt seine Frage auf den Lippen:

„Geld oder Deutschland? Kapitalismus oder Gemeinwohl? Für uns selbst handelt es sich um den richtigen Platz und Einbau."

„Darüber sprich zu uns; wäre ich ein Bauer, wüßte ich es", wagt leise der Junge zu fragen.

„Lies nach, was die Männer der Gegenwart darüber geschrieben haben, und höre, wenn sie sprechen und sei gehorsam. Auch darum geht es. Wenn das Werk einer weltwendenden Gesinnung gelingen soll, dann müssen Kolben, Räder und Gestänge ineinandergreifen."

Er schweigt, und als sich ihre Blicke treffen, ist es Karl Stuten, als bringe ihm der Junge ein schönes Geschenk.

Die Augen des jungen Kameraden leuchten und er fordert:

„Sage uns mehr."

Gut ist es, einmal von dem sprechen zu können, was tief im Herzen unter Geröll und Schlacke, Jahr um Jahr hat schweigen müssen, denkt Karl Stuten. Wieder kommen ihm der Krieg und die Front und seine Kameraden in den Sinn. Vergessen war damals aller Klassenkampf, alle Niedrigkeit des Proletariers. Man war ein anderer Mensch geworden. Und nun ist es wieder so wie damals. Weit spannt sich seine Brust und dann versinkt die Vergangenheit in eine tiefe Dunkelheit. Er aber marschiert im hellen Licht der Gegenwart mit Fritz Günther, Paul Pirwitz, Irmgard, der Grete, mit dem Jungen und seinem Mädchen und allen, die endlich ihre Fahne gefunden haben.

Er steht auf und geht an das Fenster. In ihm ist ein Horchen. Ihm will scheinen, er höre den Marschtakt der Arbeiterregimenter. Doch es ist kein Marsch der Not und des Hasses mehr, sondern das Ziel ist eine Zukunft, für die es sich lohnt, gelebt zu haben. Die beiden jungen Menschen und er sind mit auf diesem Marsch, ihre Schritte klingen im Gleichklang mit den seinen. Die werden, wenn seine Hand den letzten Hammerschlag getan hat, weiterbauen, was heute Anfang ist. Mehr will der Junge wissen. Er ist von ihm für würdig befunden worden, sein Vormann zu sein. Die Hand möchte er ihm geben, doch das würde der junge Kamerad im Augenblick nicht verstehen. Er weiß immer noch nicht die Aufgabe, in deren Dienst er zum Mann werden kann; aber kann er denn dem Jungen seinen Platz weisen? Ist ihm Sinn und Auftrag der

Zeit deutlich, weiß er, um was es geht? Er gibt dieſem Zweifel Ausdruck:

„Ich bin nicht der Meiſter, der den Pfropfen ausgeſtoßen hat und nicht einer ſeiner Werkleute."

„Du biſt aber ein Arbeiter in ſeinem Werk!" fordert ihn die helle Stimme des Mädchens, dem der Junge beiſtimmt.

„Ich weiß nur um den Glauben, der in mir in dieſer Stunde gewachſen iſt."

„Dann ſprich von dieſem."

Karl Stuten ſieht von einem zum andern. Fordern ſie nicht zu viel von ihm? Nein! Ihre Blicke ſind vertrauensvoll zu ihm als dem älteren Kameraden aufgerichtet. Tief muß er in ſich hineinhorchen. Die beiden warten. Sie wiſſen, es iſt nicht leicht in Worte zu kleiden, was das Herz bewegt. Das Eingeſtändnis ihrer Liebe iſt auch nicht ſchnell über ihre Lippen gekommen.

Karl Stuten ſetzt ſich wieder ihnen gegenüber. Und langſam reiht er Wort an Wort:

„Alles im Deutſchen wächſt aus dem Glauben, auch ſein Irrtum. Und ſo war auch in uns Arbeitern und unſerem Klaſſenkampf nichts Unehrliches. Wir kämpften um unſere menſchliche Anerkennung, wollten teilhaben an den Dingen, die wir mit unſeren Händen ſchafften. Zu Beginn war kein Neid darin. Doch das iſt Vergangenheit. Die Gegenwart fordert uns ganz. Da iſt mit einer Rückſchau und dem Streit, was falſch oder richtig in ihr war, nichts getan. Wenige Jahre und vergeſſen iſt die Tragik dieſer achtzig Jahre Arbeitergeſchichte. Ihr beiden wißt wenig davon, und die nach euch kommen, werden darüber in den Geſchichtsbüchern leſen. Rühmenswertes

wird darin nicht viel ſtehen. Gewogen und zu leicht befunden ſteht über dieſer Zeit. Das iſt abgetan und kommt nicht wieder."

Karl Stuten ſchweigt einen Augenblick. Er muß das Blatt der Vergangenheit umwenden und dann ſpricht er mahnend:

„‚Dieſe große Sache, die herrliche Sache, die Gott einmal in eure Hände gegeben hat und nie wieder; — in euren Händen iſt ſie geweſet wie ein Kleinod im Saufall!‘ "

Er legt die Zigarette auf die Aſchenſchale. Für kurze Zeit blickt er in ſeine Hand, als wenn darin ſein Glaube geſchrieben ſteht:

„So hat Florian Geyer zu ſeinen Bauern ſprechen müſſen. An uns wird es liegen, ob dereinſt über uns ähnlich geſprochen werden muß. Und weil das bei uns liegt, können wir nicht warten und zuſehen, was die anderen machen, ſondern müſſen ſelber tun, was wir für nötig halten. Geſchenkt wird niemandem etwas, alles muß erkämpft werden. Das heißt für uns, daß wir auch an den Werkbänken das leben, was wir ſein wollen. Der Fluch der Vergangenheit kam aus dem Zwieſpalt von Wort und Tat. Da nun wir dies erkannt haben, dürfen wir nicht den Fluch Florian Geyers auf uns kommen laſſen, müſſen wir die Arbeit mit einer anderen Geſinnung erfüllen, als die Vergangenheit es vermochte. Die Arbeit darf nicht mehr bloße Erwerbsquelle ſein. Vieles iſt hart in ihr und nicht jeder Tag kann ein jubelndes Lied ſein. Aber wir müſſen uns durch die Arbeit über uns ſelbſt hinausheben. Wir müſſen die Arbeit als ein Stück der deutſchen Form begreifen, als ein Glied in der Ord-

nung der Dinge und Werte. Mag es uns gefallen oder nicht, mag es uns leicht oder ſchwer anmuten; der Ausweis der Würde und Haltung iſt nur an der Werkbank zu erarbeiten. An unſeren Werkbänken fällt die Entſcheidung, dort wird die Form der deutſchen Zukunft geſchmiedet. Werkbank, gleichviel wo ſie ſteht und was auf ihr gefertigt wird. Ob du an deiner Drehbank arbeiteſt, oder der Miniſter an ſeinem Schreibtiſch. Der Arbeitsplatz iſt der Brennſpiegel, in dem ſich der Menſch in ſeinem Sein als Betriebsführer und als Gefolgſchaftsmann zu beweiſen haben wird; nicht gelegentlich, ſondern jeden Tag aufs neue."

„Du forderſt viel!" unterbricht ihn der Junge. Karl Stuten ſieht den Kameraden lange an, ehe er antwortet:

„Ja, unſere Arbeit iſt die große Probe. Vor ihr werden Worte häßlich, und für große und kleine Bedenken bleibt kein Platz, es geht in ihr um mehr als Menſchen je gewollt haben."

Der Junge ſenkt den Blick und das Mädchen nimmt ſeine Hand in die ihre. Verliebtheit iſt das nicht. Ohne Worte und Beteuerung ſtellt ſie ſich dadurch neben ihn. Sie weiß, daß Arbeit nicht leicht iſt und will ihm darin eine Hilfe ſein. Und Karl Stuten ſieht wieder auf ſeine Hand und ſpricht:

„Arbeit oder Faulheit, Werkſtatt oder Geld, Dienen oder Verdienen, darum geht es. Darin iſt Frieden oder Krieg, Ordnung oder Chaos. Es geht um mehr als nur Sattſein. Das Geſetz der Arbeit iſt ein grundanderes als das des Geldes. Das Geld will verdienen und ſei es am Krieg. Die Arbeit braucht Ordnung und will darum den Frieden."

Karl Stuten ſchweigt. Durch das Fenſter klingt der Marſchtritt einer Abteilung Hitler-Jugend herauf. Das Lied ihrer jungen Stimmen iſt kein Haßgeſang, mit dem die Arbeiterjugend noch vor wenigen Jahren durch die Gaſſen zog. In ſein Verklingen fallen ſchwer die weiteren Worte Karl Stutens:

„Stelle zwanzig Verdiener einem Soldaten der Arbeit gegenüber und du wirſt ſehen, wie ſie in dem anmaßenden Schwarz ihrer ſcheinwürdigen Kleidung vor dem Arbeitskittel und den blanken Augen des Arbeitsſoldaten erblaſſen. Tauſend Mark geben weniger Ehre als das Geld in der Taſche des Arbeiters. Ehre gibt nur ein Volk, das unter dem Geſetz der Kameradſchaft lebt, nicht Goldbarren. Auf Tauſendmarkſcheinen wächſt kein Korn. Wert und Unwert ſtehen ſich gegenüber."

Karl Stuten fehlt das Wort, das ihn weiterführt. Er ſieht auf ſeine Bücher. Klare weiße Buchſtaben auf ſchwarzem Grund halten ſein Bild feſt. Er lieſt „Nietzſche", und damit hat er den Anſtoß, den er braucht.

„Nietzſche, der Ahner des Reiches, deſſen Fundamente wir heute bauen, ſah Werkſtatt und Arbeit in ſoldatiſcher Ordnung. Dem marxiſtiſch-kapitaliſtiſchen Menſchenhaufen von Arbeitgebern, Arbeitnehmern und Lohnempfängern ſtellte er die Ehre des gemeinſamen Frontkampfes gegenüber. In dieſer Ordnung ſtehen wir heute, und darum werden am erſten Mai nicht mehr Lohnempfänger zum Tag ihrer Unehre antreten, ſondern Soldaten der Arbeit zum Tag ihrer Ehre. Das iſt das eigentlich Revolutionäre an dieſem erſten Mai, das iſt ſeine Größe und immer wiederkehrende Einmaligkeit, etwas, was der Marxismus nie hätte erreichen können. Seine

Maifeiern trugen immer das Geſicht von Knechten der Arbeit, nicht von Männern und Frauen mit hellen Augen, ſondern von revoltierenden Sklaven. Dieſer erniedrigende Druck iſt von uns genommen. Wo Soldaten der Arbeit marſchieren, ſchleppen keine Sklaven ihre Ketten. Und weil die Arbeit bei uns in Deutſchland nicht mehr im Zwieſpalt von Wort und Tat ſteht, keine Sehnſucht noch Hoffnung, ſondern lebendige Wirklichkeit iſt, gibt es von der deutſchen Werkſtatt zur Faulheit des Geldes keine Brücke mehr. Der Krummnaſige des Geldes und der von ihm verdorbene Bürger muß, will er leben, ſelber arbeiten. Das iſt für ihn ſchwerer als der Tod. Deshalb wird er die Werkſtatt der ſoldatiſchen Ordnung mit allen Mitteln bekämpfen, auch auf die Gefahr hin, daß er von neuem die Brandfackel des Krieges in Europa entzündet."

Karl Stuten macht eine kleine Pauſe. Er hebt die Hand, läßt ſie wieder fallen, in ſeinen Augen iſt letzte Entſchloſſenheit:

„Und nun magſt du über die deutſchen Grenzen hinwegſehen, überall wirſt du bei den Faulen die Schlammfluten des Haſſes und der Verleumdung fließen und die ſtinkenden Sumpfblaſen der Lügen platzen ſehen. Vergiß dabei nicht, daß es auch ſogenannte Deutſche gibt, die am Geld blutlos geworden ſind und ſich nicht anders als unſere Gegner jenſeits der Grenzen betragen und du wirſt das Geſicht der Internationale der Faulen erkennen. Ob ſie nun den Fluch Gottes auf die Arbeit legen und ſich von ihren Sklaven die Hand küſſen laſſen, zur letzten Weihe ihres Bauches, oder als das auserwählte Volk der Wucherer und Wechſler die Menſchheit aus-

ſaugen oder als beider bezahlter und ausgehaltener Söldling in Menſchenrechte machen."

Karl Stuten reißt es hoch, er muß ſeine innere Erregung bändigen. Menſchenrechte, damit hatten ſie auch ihn gefangen.

Der Junge beugt ſich vor. So hat er ſeinen Arbeitskorporal noch nicht ſprechen gehört. Der ſteht am Fenſter, leiſe tönt das Arbeiten der Maſchinen vom nahen Werk herüber. Von Menſchenrechten haben dieſe Hyänen geſprochen, die deutſche Arbeiterſchaft gegen die eigenen Volksgenoſſen getrieben. Das nannten ſie Menſchenrechte! Dabei ſahen ſie zu, wie ſechs Millionen Menſchen ſich in ihrer Arbeitsloſigkeit durch den Hunger ſchleppten. Lüge, nichts als Lüge. Auch an dieſer Not haben ſie ihre Faulheit gemäſtet.

Der Junge denkt: in die Geſichter der Faulen werde ich nicht nur ſehen, hineinſchlagen werde ich. Dabei ballt er die Fauſt. Er will fragen, was aus den Völkern werden wird, in denen die Internationale der Faulen das Wort des Haſſes ausſprengt. Doch da nimmt Karl Stuten ſeine Rede wieder auf:

„Tiefſte und letzte Feindſchaft iſt zwiſchen uns und den Faulen. Dieſer Kampf wird ſobald kein Ende finden. Was Völker trennt, findet ſeine Ordnung in der Achtung, die jeder in einem ehrlichen Kampf voreinander gewinnt. Was aber zwiſchen uns und den Faulen auszumachen iſt, kann ſein Ende nur durch eine Ordnung in der Arbeit bekommen, die die Faulen ausſchließt, gleich Wanzen aus einer ſauberen Wohnung. Darum ſtehen ſich heute in der Welt tatſächlich nicht Deutſche, Franzoſen, Engländer, Ruſſen und welche Völker auch ſonſt

gegenüber, ſondern die Fleißigen und die Faulen, Geld oder Arbeit, Menſchenrechte oder -pflichten, Krieg oder Frieden, Kapitalismus oder Gemeinwohl!

Mag die Welt uns heute noch nicht verſtehen und ſich von den Faulen verhetzen laſſen. Die Wirklichkeit, daß es ſo iſt, und die Notwendigkeit, dieſen Kampf bis zum ſiegreichen Ende durchzufechten, ändert ſie nicht mehr. Der deutſche Stahl iſt heute wirkendes Werkſtück in der Hand des Meiſters, der das tut, was dem Werke dient und dem wehrt, was die Faulen, dieſe liſtigen Teufel, wollen. Ich glaube an das Heraufkommen eines deutſchen Reiches, das, der Welt abgetrotzt, ein Geſchenk an alle ſein wird als Quell neuer, auch übernationaler Impulſe, doch vom nationalen Grunde her."

Er wendet ſich vom Fenſter ab, geht zu den beiden zurück, in deren Augen er ſeinen Glauben wiederfindet und ſpricht dann weiter:

„Unſer Platz in dieſem Kampf, den du die letzte entſcheidende Schlacht für den Frieden Europas nennen magſt, iſt unſere Drehbank. Dort iſt, wie im Krieg, unſer Grabenſtück, dort wirſt du Mann werden und dich als ſolcher Tag um Tag beweiſen müſſen. Denn auch darum geht es: Was Fluch und Unehre war, muß Freude und Ehre werden. Die kann uns niemand geben, die müſſen wir uns ſelber erkämpfen."

Und als prüfe er die beiden jungen Geſichter, ſieht er ſie an, ehe er fortfährt:

„Und das iſt das letzte, was ich euch noch zu ſagen habe. Glauben auch heute noch Millionen Arbeiter, was die Faulen von Demokratie und Freiheit lügen und halten ſie es für ihre Ehre, uns Deutſche zu beleidigen, weil

wir uns dem Diktat der Faulen nicht mehr beugen, so sei unsere Ehre die des SS- und SA.-Mannes, der schon im Widersinn des deutschen Klassenkampfes an der Werkbank und in seinen Feierstunden ein Beispiel für Pflicht und Ehre war und uns in dieser Haltung vom Abgrund zurückriß. So und nicht anders, geachtet, geliebt, verleumdet und gehaßt und dennoch mit blanken Augen, wird auch die Werkstatt Deutschland die Völker Europas von dem Abgrund zurückreißen. Wir Arbeiter aber müssen in diesem Kampf die Treuesten sein, denn uns hat die Haltung jener ersten Kämpfer am meisten geschenkt.

In diesem Kampf der Werkbänke gegen die Internationale der Faulen wird jede Schönheit, jedes stolze, frohe, helle Lachen im Takt der Hämmer, jeder sinnvolle Urlaubstag mehr sein, als die Faulen in der Welt an Druckerschwärze für ihre Lügen aufbringen können.

Und was heute durch Verleumdung und Lüge der Faulen dunkel wie ein niederbrechendes Gewitter über Europa liegt, wird zur Sonne des Friedens werden. Nicht ein Friede der Hölle wie 1918, in dem die Qual der Sklaven vom Schlag der Knute der Sklavenhalter, Händler und Aufseher erstickt wurde, sondern ein Friede, in welchem freie Menschen, in dem Stolze ihres Volkstums, als Ansporn und Beispiel für eine gerechte Ordnung leben. In der nicht Neid und Haß die Peitsche sind, sondern die Achtung, die Wertmaßstäbe aufrichtet. Das ist mein Glaube, in dem bin ich froh."

In dem Jungen ist eine stolze Freude. Neben Karl Stuten wird er in die Probe des Mannes gehen, wird im Berufswettkampf sich seinen Gesellenbrief bestätigen

laſſen. Zu fragen hat er nichts mehr, als nun ſein Arbeitskorporal ſchweigt.

Sein Mädchen hält noch immer ſeine Hand in der ihren und diesmal iſt es doch ihre Liebe, die mit leiſem Druck bittet, noch mit ihr an den See zu gehen. Es iſt Frühling und jung iſt ihre Liebe. Der Junge begreift ihren Wunſch, weiß aber nicht, wie er ihm nachkommen ſoll. Und ſo nimmt das Mädchen kurz entſchloſſen das Wort:

„Kamerad Stuten, darf ich Walter noch ein wenig für mich haben?“

Hell und froh lacht der Gefragte. Soll ſie ihren Jungen für ſich haben, ſolange ſie darf und kann, und ſchön iſt es, daß keine Lüge den Abend ſchlecht macht.

An der Tür, noch im Handgeben, ſagt Karl Stuten zu dem Jungen: „Sag deinem Sturmführer Niels Peter, daß ich gerne zu ihm in ſeinen Sturm kommen würde.“

Der Junge ſagt ja und Karl Stuten iſt allein.

Dieſen Auftrag hat er noch geben müſſen. Mit Niels Peter hat er in ſeiner Heimat die Schulbank gedrückt, im gleichen Werk gearbeitet und die Not der Arbeitsloſigkeit getragen. Trotzdem kam es dann, daß ſie weder Gruß und Wort mehr füreinander finden konnten. Niels Peter wurde SA.-Mann und er blieb in ſeinem Irrtum und alle Freundſchaft der Jugend, der Arbeit und der Not hatten ſeitdem ſeinen Mund nicht mehr öffnen können. Niels Peter blieb für ihn ein Verräter. Das war überwunden und mußte fortan Vergangenheit ſein.

Lange geht er ruhelos in ſeiner Stube auf und ab. Er hat es ſich nicht einfach gemacht, hat die Fahne nicht wie ein Hemd gewechſelt. Langſam und ehrlich hat er ſich in

das neue Deutſchland hineingefragt. Fritz Günther und Irmgard ſind neben ihm geblieben. Grete Pirwitz iſt in ihrer Liebe zu Deutſchland ſchön geworden und in ihrem ſtolzen Ja zu neuer Mutterſchaft. Nun hat auch er ſich in die Front eingegliedert, iſt Kamerad geworden und alle Bedenken ſind überwunden. Schön iſt das alles und wieder fällt ihm der Mann in der Straßenbahn ein: ‚Noch peinlichere Dinge als Schnee und Regen haben wir zu überwinden und werden doch in unſerer Liebe zu dieſem Lande, unſerer Heimat, nicht wankend werden.‘

VIII.

Und hoch ſind die Wagen beladen!

Hoch ſteht die Sonne und kurz iſt der Schatten. Karl Stuten geht auf dem Feldrain zwiſchen zwei Roggenfeldern. Faſt mannshoch ſtehen die Halme. Reif und ſchwer wiegen ſich die Ähren im leichten Sommerwind. Das alles iſt Brot, denkt Karl Stuten. Und wenn er über das Korn ſieht, iſt es wie ein Meer, über das in langen Wellen der Wind ſtreicht. Halb rechts von ihm, er kann nur die Köpfe ſehen, ziehen zwei Pferde eine Mähmaſchine. Ganz leiſe hört er das Klappern der Meſſer und das Greifen des Binders.

Heute iſt ſein erſter Urlaubstag. Tief atmet er die Luft ein. Den Staub der Fabrik will er aus ſeiner Lunge blaſen. Sieben Tage ſoll es ſo ſein, das hat er ſich vorgenommen, da will er an nichts denken, nur in der Sonne baden und ſich an der Schönheit der Mark freuen. So freuen will er ſich, wie er es noch nie getan, wohl auch nicht gekonnt hat. Bei all ſeinen früheren Wanderungen ſind neben ihm immer die Gedanken der Not gegangen, nur ſelten iſt er davon losgekommen und die Schönheit des Landes hatte er nicht geſehen. Das ſoll nun anders werden. Es iſt ſchon anders geworden, denn keine Notgedanken trüben ſeine Augen. Froh lacht er in die Sonne hinein. Und ſeine Freude ſucht Wort und Reim. Der

heimliche Dichter lacht in seinen Augen, läßt ihm keine Ruhe, bis er sich an den Rain setzt und schreibt.

Und da steht es nun vor ihm auf dem Papier. Der Bleistift hat festgehalten, was ihn in dieser Stunde bewegt. Hell lacht er auf und komisch will es ihm scheinen, als habe er, was da geschrieben steht, gar nicht denken können. Langsam, Wort für Wort liest er es noch einmal. Er ist ja allein, weit und breit ist kein Mensch zu sehen, nur das reife, schwer im Winde wogende Korn ist da, das mag hören, was er geschrieben hat. Laut und mit froher Lust liest er:

Herrlich der Tag!

Heut' bin ich wie Sonnentau,
Lieg' auf Wiese und Au.
Herrlich der Tag!
In der Brust ein jauchzend Behagen.
Heute gibt es keine Mühen und Plagen.
Heut' mögen die Maschinen stehn und rosten,
Heut' hab ich einen schöneren Posten,
Bin Naturforscher, Sonnentrinker,
Ja, – Dichter sogar,
Nur das Geld ist im Beutel rar.
Jedoch, was braucht ein Dichter Geld und Gut,
Wenn er durch die Heide geht und nach Reimen sucht,
Ist doch alles für ihn zum Naschen hingestellt.
Aus jeder Blüte schönster Farbenflaum
Tropft ein süßer Honigtraum.
Und Schmetterlingsgast hält kosend Rast. –
Und ich unter all den Blumen, Vögeln, Bäumen.

Den Kopf ſo voll bunten Zukunftsträumen.
Fern der Arbeit ſchwere Plag',
Herrlich der Tag!

Übermütig klatſcht er in die Hände. Da das Korn ihm nicht den gebührenden Beifall geben kann, muß er es ſelber beſorgen. Der Feldrain zwiſchen dem Roggen iſt wie ein Windkanal. Erfriſchend ſtreicht die Luft über ſein Geſicht. Mit ausgreifenden Schritten wandert er weiter. In tiefen Atemzügen pumpt er die Luft durch ſeine Lunge. Sein Ziel? Was heißt Ziel für ihn? Blau iſt der Himmel, in dieſes Blau marſchiert er hinein. In dieſen ſieben Tagen will er nichts, rein nichts, nur wie ein Schwamm die Schönheit des Landes und ſeiner Menſchen in ſich aufnehmen. Aus der Kraft dieſer ſieben Tage will er dann wieder ein ganzes Jahr an ſeiner Drehbank ſtehen. Dieſe ſieben Tage mögen werden wie ſie wollen, er wird nicht nein ſagen. Was ſie ihm geben, will er als Geſchenk nehmen, ob ſie Regen bringen oder ob Sonne. Und jetzt ſchenkt ſich ihm die Sonne. Selig, wie ein froher Zecher, trinkt er, was ſie ihm bietet. Hatte er doch geſchrieben, daß er ein Sonnentrinker ſei und das iſt ſchön. Herrlich der Tag!

Der Feldrain breitet ſich, wird von einem Feldweg überquert. Rechts oder links? das iſt die Frage. Links iſt er zwanzig Jahre gegangen, neckt ihn die Vergangenheit. Der Feldrain bleibt über den Feldweg hinweg, in der gleichen Richtung. Alſo wird auch er den nun einmal beſchrittenen Weg weitergehen. Nicht links, nicht rechts, ſondern geradeaus! Mitten zu uns Deutſchen ſelbſt ſoll es gehen, alſo geht er, wie die Naſe zeigt.

Und nun schreitet er wieder durch das Meer von Roggen, darüber es in der Reife der Ähren flimmert. In langen Wellen streicht kosend der Wind die Halme. Hoch oben im Azurblau des Himmels kreist ein Bussardpaar. Königlich ihr Flug, wie sie mit ihren großen Schwingen im Gleitflug wie Flugzeuge hinter dem Kornfeld einfallen.

Unwillkürlich breitet er die Arme aus, als habe auch er Schwingen. Der Roggen rauscht unter seinen Armen und die Ähren gleiten durch seine Hände. Worte und Gedanken hat er nicht. Eine Liebe ist in ihm, für die er keinen Namen hat. Ohne Worte und Gedanken bleibt er stehen, schließt beide Arme um den Roggen und senkt den Kopf in die rauschende sonnenwarme Frucht.

Als er nun weitergeht, will ihm der Gedanke die Brust sprengen: so muß es sein, wenn er seine Frau in den Arm nimmt. Und warum ist keine neben ihm? Träumender Tor! lacht er in sich hinein, die erste, die du triffst, wirst du umarmen. Halt, nein, wenn es nun eine Hexe ist? – Er lacht: Auch dann! Selbst der Teufel kann ihm heute nichts Böses tun. Die Hexe wird eine verzauberte Prinzessin in ihrer Höhle haben und mit der geht er dann in den Himmel. Während er wie in seinen Jugendtagen gefahrbringende Verzauberungen mit Hexen und Gnomen erlebt, sieht er sich in der kleinen Schulstube Stralsunds sitzen. Sehnsüchtig blickte er aus dem Fenster. Wie jetzt, flimmerte es im Sonnenglast über dem nahen Kornfeld und der Lehrer stand plötzlich mit erhobenem Zeigefinger vor ihm:

„Karl Stuten! Was weißt du von Deutschland?"

Da war er wie elektrisiert aufgesprungen und hatte

ſtammelnd die Worte von Max von Schenkendorf geſprochen:

Alles iſt in Grün gekleidet,
Alles ſtrahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Deutſchland!
In tauſend Jahren,
Kam dir ein ſolcher Frühling nicht.

„Du biſt ein Eſel!“ hatte ihn der Lehrer böſe und ungehalten unterbrochen, und er war flammendrot geworden. Den lockenden Sonnenſchein und den Blick des Knaben, der aus der Schulſtube hinausſtrebte in die Ferne der Phantaſie, muß der Lehrer in ſeinen Augen geſehen haben. Den durfte er nicht dulden, und ſo wollte er weiter wiſſen, wann Heinrich der I. regiert habe. Oho, Sonnenſchein und flimmernder Roggen waren aus ſeinen Augen, darin brannte jetzt ein anderes Feuer. Wann Heinrich der I. den Deutſchen ein Volksbewußtſein geſchenkt hatte, das wußte er. Den Gründer des erſten Deutſchen Reiches hatte er lieb gewonnen. Das war ein Mann geweſen, ſo recht nach ſeinem Bilde, der hatte aus den widerſtrebenden Kräften in Deutſchland allen Gegenmächten zum Trotz ein machtvolles Reich geſchaffen. Wie aus der Piſtole geſchoſſen hatte er geantwortet:

„Heinrich I. regierte von 919 bis 936.“

Himmel! Das ſind ja tauſend Jahre her! Er bleibt ſtehen. Aber er wollte doch an nichts denken und iſt nun wieder dem Ernſt der Zeit verhaftet. Er kann eben nicht anders, das erſte Jahr des neuen Deutſchlands ſteht vor

ihm. Es ist nicht verwegen zu sagen, daß der Frühling, von dem Max von Schenkendorf gesungen hat, nun Wirklichkeit geworden ist. Allen feindlichen Mächten zum Trotz richtet sich Deutschland, wie vor tausend Jahren, zu einem machtvollen Reich auf. Tausend Jahre sind ein langer Weg. Ganz klein und bang wird ihm ums Herz. Welche Kraft ist nötig, um das Gewonnene zu erhalten, und mehr als das, zu dem zu machen, wozu es nach seiner Geschichte bestimmt ist? Wie hatte der Mann in der Straßenbahn gesprochen? „Und werden doch in dieser Liebe zu diesem Lande, unserer Heimat, nicht wankend werden." Nein, gewiß nicht! Und Max von Schenkendorf hatte gesungen: „In tausend Jahren kam dir ein solcher Frühling nicht." Wahrlich nicht! Und jetzt ist das Land wieder von der Erntesonne überstrahlt und alle Gedanken sind mit dem Winde verweht.

Der Feldrain, auf dem er steht, ist ein wenig höher und läßt ihn weit über das Meer der schweren Halme sehen. Das alles ist Brot, muß er denken, und: „wer sich zu Deutschland bekennt, soll nicht hungern und frieren." Nein, das soll nie wieder kommen. Aber wenn nun die Faulheit und die Gegenkräfte stärker sind und das Werk nicht gelingt?

Er blickt wieder zurück in die Vergangenheit. Tausend Jahre sind ein langer Weg. Über wenig Höhen sind die Deutschen in dieser Zeit geschritten. Höhen, auf denen der Atem tief und frei ist. Wo das Wettern des Windes die Gesichter hart und schön macht und die Augen blau wie blanker Stahl. Höhen, auf denen die Männer in der Luft und Freiheit ihre Arbeit tun, den Becher heben und dem die Faust ins Gesicht stoßen, der sich an der heiligen

Erde der Mütter und Kinder versündigt. Die Not der Niederungen hat schwer und lange auf den Deutschen gelegen. In ihrer Enge ist den Männern der Atem oft kurz und müde geworden, und die Frauen haben schweigen müssen. Das Leben starb in ihren Gesichtern und die Kinder wußten nicht, was Frieden ist.

Lang ist die Zeit gewesen, in der die Deutschen glaubten, wie Sklaven mit Verhandeln und Palavern das Leben betrügen zu können. Diese ihnen fremde Lebensart lobten sie obendrein als Demokratie, priesen sie als Freiheit des Geistes und der Persönlichkeit. Und es war doch eine Tyrannei des Geldes gewesen. Eigenartiger Glaube zu meinen, Bauernfänger ließen sich mit ihren eigenen Betrügereien fangen. Und doch mußten lange Wegstrecken in dieser Not der Lüge durchschritten werden. Es ist eben nicht leicht, ein Deutscher zu sein und es zu bleiben. Doch es ist recht, daß sich ein hohes Sein durch Opfer und Zucht beweisen muß und zu rechtfertigen hat.

Aber wenn es nicht gelingt? Wieder steht die Frage vor ihm. Die Haut seines Gesichtes spannt sich fest über die Knochen. Hart und eckig reißt die Sonne jede Rune und Falte seines Lebens in ihr Licht. Sein Blick wandert über das weite Meer von Brot, an dessen Saum sich wuchtig und dunkel ein Wald aufrichtet und weit darüber hinaus, seinen Augen entrückt, die Riesenstadt Berlin, die Stätte seiner Arbeit. Und als müsse er die Not des Zweifels in sich selbst bannen, ruft er laut, als spreche er zu Millionen Arbeitskameraden:

„Arbeit gegen Faulheit! Dies Kleinod ist uns in die Hand gegeben. Ein Gleicher hat es seinesgleichen anvertraut."

Die Bruſt wird ihm eng. Das Blut trommelt in ſeinen Schläfen. Er kann nicht weiterſprechen noch denken. Und dann, nach Minuten, ſo lang ſcheint es ihm und es ſind doch in ſeiner Herzensnot nur einige tiefe Atemzüge geweſen, ſagt er „Nein!" Und frei iſt wieder ſeine Bruſt und er ſchämt ſich vor ſich ſelbſt, weil er an ſich und ſeinen Arbeitskameraden gezweifelt hat.

Als wolle ihm der Augenblick das wahre Bild der deutſchen Wirklichkeit zeigen, knallen laute Peitſchenſchläge luſtig hinter ſeinem Rücken. Schnell dreht er ſich um. Hochbeladen ziehen vier Erntewagen über den Feldweg, den er vor wenigen Minuten überquerte. In der Sonne leuchtet ihre Laſt wie Gold. Und iſt es nicht echtes, reines Gold, wenn auch nicht als Barren in irgendeinem Treſorkeller der Faulen, ſo doch als Kraft im Blute des Arbeitsmenſchen?

Ja, und nun müßte er ſich ſelbſt ins Geſicht ſchlagen. War ſein Zweifel nicht wie eine Verſündigung an der heiligen Erde der Mütter und Kinder? Aber Schluß mit ſolchen Blödheiten. Urlaub hat er, an nichts anderes wird gedacht, als dem Tag alle nur möglichen Freuden abzulauſchen. Über ihm in der Sonne ſingt eine Lerche ihm die letzte Falte aus dem Geſicht, und wieder iſt er ein Sonnentrinker.

Wenige Schritte noch und er hat das Roggenmeer durchquert. Eine große Wieſe breitet ſich vor ihm aus. In ſeine Augen fällt ein buntes Farbenmeer. Von tauſend Blumenfarben iſt ihr ſattes Grün durchwirkt. Dieſer Farbenrauſch macht ihn faſt trunken. Er muß an ſein Gedicht denken und ein ganz wenig Trauer iſt dabei. Wie arm iſt doch der Menſch in ſeinem Wort, wenn er verſucht, ein

Erlebnis dem anderen Menſchen mitzuteilen. Alle ſeine Arbeitskameraden müßten jetzt mit ihm am Wieſenrain liegen können und dieſes Farbenwunder erleben. Erleben müßten ſie es alle, und jeder auf ſeine eigene Weiſe, nicht mit Worten und Erklärungen häßlich zerreden. Durch das ſchöne deutſche Land müßte man die Menſchen der Städte führen. Auch das wird kommen. Es wird beſtimmt kommen! Die Liebe zu Land und Menſchen hat den Meiſter auch die Kraft und Freude erkennen laſſen, die aus der deutſchen Landſchaft ſtrömt.

Karl Stuten ſetzt ſich hin. Hinter ihm das Ährenmeer und vor ihm die fließende Weite, durchſchnitten vom Kanal, den Weiden und Erlen ſäumen, in deren Schatten Kühe wiederkäuend in der Mittagsſonne döſen. Grollend knurrt es auch in ſeinem Magen und ſo greift Karl Stuten in ſeinen Rucksack, holt Brot, Speck und eine Flaſche Kaffee heraus. Nun iſt er nicht mehr der ſonnentrinkende Dichter, ſondern ein Menſch, der Hunger hat und ißt und trinkt.

Karl Stuten wird müde von der Sonne und vom Rauſchen des Kornmeeres. Er geht einige Schritte nach rechts, legt ſich in den Schatten einer vom Wetter und Wind verknorrten Fichte und dort liegt er nun und träumt. Wieſe, Sonne, Kornmeer, Blumen und alles, was um ihn flirrt und ſummt, iſt wie ein Wiegenlied, mit dem die Hexe ihn in ihr Märchenland entführt.

Um die gleiche Zeit, da Karl Stuten träumend ſein Märchenland durchwandert, hält Waldtraut Wilmarius einen Brief aus Berlin in der Hand. Darin wird ihr von Irmgard Günther mitgeteilt, daß ſie auf einen ſtreifenden Wanderer Obacht geben möge. Er ſei derſelbe,

mit dem sie durch die Ausstellung: „Deutsches Volk – Deutsche Arbeit!" gegangen sei und voller Staunen und Verwunderung die Arbeit seiner Hände betrachtet habe. Ihr, der Schreiberin des Briefes, sei es gelungen, den besagten Wanderer dazu zu überreden, den Winkel in der Mark zu durchwandern, in dem sie, die Empfängerin der Zeilen, herrsche und das Haus führe; denn was er in den vergangenen Jahren gesehen habe, sei ja nur ein Ahnen von der wirklichen Schönheit ihrer Heimat gewesen. Und der Freund des Wanderers fügte hinzu, daß in den Augen Karl Stutens ein heimliches Feuer brenne, dem sie nachspüren möge. Er meine, daß sie die Rechte dazu sei. Er kenne den Freund und so auch dessen Herz. Das müsse von dem Eis der Vergangenheit abgetaut werden, dabei könne sie viel tun, habe sie doch auch im Oktober, vor der Waschküche, das rechte Wort gehabt. Den herzlichen Gruß für den vortrefflichen Bauer Hübner und die Annemarie am Schluß des Briefes dürfe sie nicht vergessen.

Ganz allein ist Waldtraut und das ist gut. Ihr Herz geht ein wenig schneller und treibt das Blut durch die Adern. Wie der Blütenhauch zarter Rosen glühen ihre Wangen. Und das braucht niemand zu sehen. Weiß sie doch selbst nicht, was ihr Blut so unruhig macht. Gewiß, sie freut sich aufrichtig, den Mann wiederzusehen, der sie durch die Ausstellung geführt hat, in der alles sinnverwirrend auf sie einstürzte, jedoch dann durch ihn in eine wunderbare Ordnung gebracht wurde. Ohne viele Worte hat er sie bei der Hand genommen. Seine tiefe wohlklingende Stimme war neben ihr und die große, nie geschaute Arbeitswelt ist ihr aufgegangen. Sie sah ein ge-

waltiges Werk des Geistes und der Hände. Ein Volk der Arbeit hatte sie kennengelernt. Edel und schön leuchtete es in den hoffnungsfrohen Frühlingstag.

Den Arbeitsmenschen hatte sie erlebt. Den Bergmann in seinem heroischen Tun. Die Arbeitshand des Handwerkers und die Stätten der Arbeit, wo Eisen und Stahl in ihre wirkenden Formen gezwungen werden. Und auch vor der zwölf Meter langen Kurbelwelle des Mannes hatte sie gestanden, der sie durch die Wunderwelt des Schaffens geleitet. Da hat sie nicht anders gekonnt, hat seine Hand genommen, und nur die vielen anderen Besucher haben sie davon abgehalten, diese harte feste Arbeiterhand zu küssen. Das wäre eine Dank für ihn und auch für die vielen Millionen anderer Hände gewesen, deren Tun ihr auf dieser Ausstellung offenbar geworden ist.

Daran muß sie jetzt denken. Aber das ist doch alles kein Grund, daß ihre Wangen glühen. Und nun tut sie etwas, was sie nur dann macht, wenn der Bruder bei seinen Besorgungen lange ausbleibt. Sie nimmt das Fernglas vom Bücherbord und geht auf den Boden. Von dem Bodenfenster aus kann sie weit in die Landschaft sehen.

Und nun sucht sie in der Himmelsrunde. Ringsum sind die Bauern bei der Ernte. Hoch türmen sich die Erntewagen; jedoch von dem Wanderer ist nichts zu sehen. Noch einmal versucht sie ihr Glück, sie sieht die Straße nach Süden hinab, aber auch dort ist nichts von dem Wanderer zu erblicken.

Langsam geht sie die knarrende Stiege hinunter. Der Schweiß perlt ihr auf der Stirn. War das heiß unter

dem Dach. Als ſie mit hoffendem Herzen mit dem Glas nach dem Wanderer Ausſchau hielt, hat ſie die Wärme nicht geſpürt, doch nun bricht es aus allen Poren.

„Uff, iſt das eine Hitze!“ wird ſie von dem Bruder begrüßt, der inzwiſchen von ſeinen Beſorgungen zurückgekehrt iſt. Auch ihn hat die Hitze in Schweiß gebracht und ſo iſt ſein Wunſch verſtändlich:

„Schweſter, packe den Picknickkorb, wir gehen baden!“

Sie antwortet nicht gleich, ſondern denkt an den Wanderer, der vielleicht, wenn ſie beide gehen, vor verſchloſſener Tür ſtehen wird. Doch dann lockt der See und ſchnell geht ſie aus dem Zimmer, trifft die nötigen Vorbereitungen für die Fahrt. Der Bruder geht auf den Hof, holt die Fahrräder aus dem Schuppen. Kaum zehn Minuten ſpäter brauſen ſie durch das Dorf zum See.

Nachdem ſie gebadet, den Picknickkorb leer gegeſſen und ſich von der Sonne richtig haben durchbraten laſſen, ſpricht Waldtraut von dem Brief Irmgards. Freudig ſpringt der Bruder auf:

„Dann aber los und nach Hauſe, wir können den Gaſt nicht vor dem leeren Neſt ſtehen laſſen.“

Schnell ſind die wenigen Sachen auf die Gepäckſtützen der Räder aufgeſchnallt. Erfriſcht vom Baden, vielleicht auch aus einem anderen Grunde, legt Waldtraut ein ſchnelles Tempo vor. Sie nimmt den Weg am Kanal entlang, das iſt zwar ein kleiner Umweg, dafür iſt die Fahrſtraße beſſer und ſchafft ſo den Ausgleich.

Dem Pfarrer geht es hart an Atem und Beine. Aber es wird durchgeſtanden und der Schweſter in nichts nachgegeben. Hat er ſich beim Schwimmen nicht unterkriegen laſſen, dann ſoll ſie jetzt auch nicht über ihn ſiegen. Froh

iſt er dann doch, als Waldtraut mit der rechten Hand „Das Ganze halt“ anſagt und vom Rade ſteigt. Er meint, ſie wolle eine Atempauſe einlegen. Sie jedoch führt das Rad quer über die Wieſe. Wohin das gehen ſoll, kann er ſich nicht denken. Sein Atem iſt noch kurz, und da Waldtraut ſich nicht um ihn kümmert, bleibt ſein „Wohin?“ ungehört. Er ſchüttelt den Kopf, ſchiebt dann doch ſein Rad in ihre Spur.

Waldtraut war, als ſie nach dem Bade in der Sonne lag, alle möglichen Wege des Wanderers in Gedanken nachgegangen. Wahrſcheinlich hatte er, vom Fahrlander See kommend, am Kanal entlang ſeinen Weg genommen. Und da der Tag ſo ſchön war, konnte es doch auch ſein, daß er als beſonderes Geſchenk auch noch den Wanderer bringen würde. Deshalb Waldtrauts Umweg und darum hält ſie nach dem Wanderer Ausſchau wie ein Jäger nach dem Wild.

Nun hat ſie an der verknorrten Fichte einen Mann entdeckt. Sie pürſcht ſich langſam heran. Er liegt von ihr abgewandt in der Sonne. Schneller geht ſie zu und kümmert ſich nicht um den Bruder. Auf hundert Meter mag ſie der Fichte nahe gekommen ſein, da glaubt ſie in dem Manne Karl Stuten zu erkennen. In ihrer Freude, ihn gefunden zu haben, läßt ſie das Rad, das ſie im Laufen hindert, ins Gras fallen. Sie läuft noch einige Schritte, bleibt ſtehen und ruft laut ſeinen Namen. Nun merkt auch der Bruder, um was es geht. Er ſieht, wie der Mann bei dem Anruf aufſpringt und Waldtraut erkennt. Nach dem erſten freudigen Schreck regt ſich in Karl Stuten der Schalk. Das iſt nicht nur die Freude des Wiederſehens, er muß auch an die verzauberte Prin-

zeſſin denken. Die erſte Frau, die ihm begegnete, wollte er in ſeinen Arm nehmen, welche es auch ſei. Nun iſt es Waldtraut. Hell lacht er auf. Er braucht den Zauber der Hexe nicht zu löſen, denn das iſt gewiß, was er ſich vorgenommen, wird gehalten.

Er geht ihr lachend entgegen. Als ſie ſich gegenüberſtehen, nimmt er ſie in ſeine Arme, getreu ſeinem Verſprechen und küßt ſie herzhaft auf den Mund, ehe ſie überhaupt weiß, was mit ihr geſchieht. Das tut er in ſo lachender Freude, daß kein Proteſt aufkommt. Und wie er nun in ihren Augen, die auf ſolche Begrüßung nicht vorbereitet waren, einen frohen Schreck ſieht, nimmt er ſie noch einmal in ſeine Arme und preßt einen zweiten Kuß auf ihren Mund.

Das geſchieht alles ſo überraſchend und iſt wie ein unerwartetes Geſchenk. Pfarrer Wilmarius macht große Augen. Hat die Schweſter ihm etwas verſchwiegen? Iſt zwiſchen den beiden mehr? Er läßt ſein Rad ebenfalls ins Gras fallen, denn das mit ſeiner Schweſter und Karl Stuten liegt jenſeits aller bürgerlichen Ruhe. Nun hebt Karl Stuten gar Waldtraut, auf deren Wangen trotz aller Sonnenbräune ein zartes Rot liegt, hoch in ſeine Arme, wirbelt mit ihr über die Wieſe und trägt ſie dann lachend zum Bruder. Der iſt voller Staunen ſtehengeblieben, und als nun Karl Stuten mit der Schweſter vor ihm ſteht, weiß er nicht, was er ſagen ſoll. Es fordert auch niemand eine Antwort von ihm. Wie ein Kind hält Karl Stuten ihm die Schweſter hin und ſagt:

„Hier, Herr Pfarrer, haben Sie Ihren Schatz zurück.“

Nichts anderes bleibt dem übrig, als die Arme aus-

zubreiten. Als er nun die Schweſter in den ſeinen hält, bricht der frohe Taumel der Minute. Lachend in der Freude des Wiederſehens drücken ſie ſich die Hände, als Waldtraut wieder feſten Boden unter den Füßen hat.

Die beiden Männer nehmen die Räder auf. Karl Stuten ſchiebt Waldtrauts Rad zur Fichte, und ſo bleibt den beiden nichts andres übrig, als zu folgen. Er ſtellt das Rad an den Baum und ſagt, als ſeien die Geſchwiſter ſeine Gäſte:

„Darf ich die Herrſchaften zu einem kurzen Plauſch zu mir in mein Haus bitten."

Für Waldtraut breitet er ſeine Decke aus und unterſtreicht ſeine einladende Handbewegung:

„Ihnen, ſchönſte Prinzeſſin, der Liegeſtuhl!"

Sie nickt mit lachenden Augen und er wendet ſich an den Pfarrer, der ſein Rad ins Gras gelegt hat:

„Und wir beide werden uns auf den Rücken der Mutter Erde ſetzen, in ihre bunte Blumenpracht. Auge in Auge mit unſerer Prinzeſſin." Er macht den Anfang und der Pfarrer tut's ihm nach.

Als ſie ſich auf den Plätzen zurechtgerückt haben, ſpricht Waldtraut von dem Brief. Sie hofft, damit ihre innere Unruhe bannen zu können. Karl Stuten lacht, plötzlich begreift er, warum ihm Irmgard ſo zu dieſer Wanderung zugeredet hat. Seine Gedanken behält er für ſich und bemerkt nur beiläufig:

„Irmgard iſt ein lieber Menſch. Ich bin ihr dankbar für ihren Vorſchlag, hat mir doch der erſte Tag die Begegnung mit ſo lieben Menſchen gebracht." Und er hoffe, daß die Wanderfahrt ſich weiterhin ſo ſchön geſtalten möge.

Der Pfarrer und Waldtraut ſind damit nicht ganz einverſtanden. Sie hoffen, daß er bei ihnen wohnen wird. Wo er in ſeiner Wanderluſt den Tag über verbringt, wollen ſie ihm gewiß nicht vorſchreiben. Aber ihr Haus ſoll der Mittelpunkt ſein und auch ein Abend wird dabei ſein, den ſie verplaudern. Lachend wehrt Karl Stuten ab:

„Nein, ſo verlockend es auch für mich iſt! Ich bin ausgezogen, um die Streuſandbüchſe des Heiligen Römiſchen Reiches zu ſuchen."

Der Pfarrer ſchüttelt den Kopf:

„Die werden Sie nicht finden."

„Das iſt es, was mich lockt. Ich ziehe wie Kolumbus aus, der auch Indien ſuchte und Amerika entdeckte. Ich bin neugierig wie ein Kind, was ich finden werde und für mich erobere."

Der Pfarrer weiß darauf nichts zu antworten. Der Mann iſt ihm ein Rätſel. Wenn er an die Oktobertage denkt, dann ſcheint ihm heute Karl Stuten wie neugeboren. Aus den Augen iſt das Suchen verſchwunden. Der herbe, bittere Zug um den Mund iſt fort und die Stimme lacht in den frohen Tag hinein, als ſeien alle Fragen und Sorgen für immer gebannt. Auch Waldtraut ſchweigt. Sie muß an die Bitte des Freundes denken, daß ſie dem heimlichen Feuer in Karl Stutens Augen nachſpüren ſolle. Forſchend ſieht ſie ihn an, und es will ihr ſcheinen, als lache der Schalk darin und kein heimliches Feuer. Karl Stuten fühlt den Blick. Seine Augen ſind hell. Erwartungsvoll ſtellt er ſich ihrem Blick. Sie ſchlägt die Augen nieder und wieder weht über ihre Wangen ein zartes Rot. Es ruckt in ſeinen Armen, er möchte

mit ihr über die Wieſe tanzen. Er ſieht ſich plötzlich mit dem jungen Dreher Walter Menerth an der Drehbank, als der ſagte:

„Iſt dir noch nie eine Frau von Wert und Ehre begegnet?“

Sonderbar, muß er weiterdenken, warum in dieſem Augenblick dieſe Frage? Er wird für einen kurzen Moment verlegen und es ſcheint ihm nötig, eine Erklärung für ſein übermütiges Verhalten zu geben. Und ſo erzählt er von ſeiner Wanderung durch das Roggenmeer. Eine Liebe, für die er keinen Namen kannte, hat ihm faſt die Bruſt geſprengt. Er hat ſich nach einer Frau geſehnt und ſich das Verſprechen gegeben, die erſte Frau, der er begegnet, in ſeinen Arm zu nehmen, ſelbſt wenn es eine Hexe ſein ſollte. Nun war Waldtraut dieſe Frau geworden, und wenn er ſich nun von ganzem Herzen freue, möchten ſie es beide ſo hinnehmen, wie es der Augenblick fügte. Er bereue es nicht und hoffe, ja er glaube — — —

Waldtraut lacht ihr dunkles Lachen. Das nimmt ihm jeden weiteren Einwand und löſcht alle Verlegenheit aus ſeinem Geſicht. In ſeine wartenden Augen ſagt ſie nun nicht weniger übermütig als er vorhin:

„Gegrüßet ſeiſt du, Wanderer, und mit dem Kuß iſt dir das Tor der Freude aufgetan. Alles, was dir mein Land zu ſchenken vermag, ſei dein. Ich wüßte in dieſer Stunde keinen Beſſeren. Biſt du doch wie ein Kind, das zum erſtenmal allein über den Zaun der eigenen kleinen Enge in die ſchöne, große Welt hinausſieht.“

Und als ſei ſie die gütige Fee des Landes, ſteht ſie auf, beugt ſich zu ihm nieder und gibt ihm einen Kuß auf die Stirn. Ganz nah ſind ihre Augen und da will es ihm

ſcheinen, als locke darin ein Wunſch. Doch ehe er ſich darüber Gedanken machen kann, ſpricht ſie:

„Wanderer! Doch bevor du durch das Tor der Freude ſchreiten darfſt, zahle den gebührenden Zins. Denn ſchön iſt mein Land und köſtlich ſein Glück."

„O Königin!" unterbricht er ſie in ihrem neckenden Pathos, „ich bin bettelarm, bin nicht im Beſitz von Geld oder Gut, habe nur ein hoffend frohes Herz."

„Dann biſt du der Rechte. Steh auf, ſchau rings in die Runde. Alles was dein Auge faſſen kann, iſt nicht durch Geld oder Gut in ſeiner Schönheit gewachſen, ſondern das Herz der Bauern hat es geſchaffen. Jahrhunderte haben ihr Herzblut für dieſes Land verſtrömt. Du meinteſt, die kahlen Föhren und verſumpften Niederungen der Streuſandbüchſe des Heiligen Römiſchen Reiches vorzufinden und ſtehſt nun in einem Eden der Frucht. Sieh dort hinüber", ſie zeigt über das Roggenmeer, „hochbeladen ſind die Erntewagen. Dieſes Bild des Segens, den die Arbeit ſchafft, wirſt du in dieſen Tagen landauf und ab ſehen. All das hat das Herzblut des Bauern aus der Streuſandbüchſe gemacht. Daran magſt du die Liebe ermeſſen, die in dieſem Lande lebt. Das iſt alles jenſeits von Geld und Gut geworden. Wiſſe, dieſes Land ſchenkt ſich nur dem in ſeiner Schönheit, der dieſe Liebe zu leben und zu danken weiß."

„O Königin, was muß ich tun, was forderſt du von mir?"

„Lege dein Herz in meine Hand, wirf dein Wenn und Aber der Stadt weit von dir, ſei wie die Welle im Wind."

„Königin, ich bin bereit!"

„Dann folge!“

Ihr dunkles Lachen zwingt in ihm jeden Widerstand nieder; fester schlingt sie ihre Fesseln um ihn:

„Mein Haus wird dein Zelt sein für diesen Abend und die Nacht.“

Wilmarius, der dem übermütigen Disput der beiden mit verhaltener Freude gefolgt ist, kann sein Lachen nicht mehr zurückhalten. Tief dröhnt es über das Kornmeer. Nun hat Karl Stuten begriffen, daß er wie ein Fisch in ihr Netz gegangen ist und bricht auch in ein helles Lachen aus. Dann hebt er Schweigen gebietend die Hand:

„Habe ich also doch eine Hexe geküßt, wenn auch eine junge und schöne. Da ich ihren Zauber im Augenblick weder brechen kann noch will, füge ich mich. Doch wisse auch du, schöne Zauberin, groß ist meine Liebe und königlich weiß ich zu danken. Ich hoffe, daß du meine Huld, unter deinem Dach zu wohnen, auch zu schätzen weißt!“

„Keine Klage soll über deine Lippen kommen. Doch nun nimm dein Gepäck auf und laß dich von mir führen.“

Schnell ist seine wenige Habe im Rucksack verpackt. Mit wehendem Schwung wirft er ihn über seine Schulter und will Waldtrauts Rad durch das Kornmeer schieben. Wilmarius geht schon auf dem Feldrain, den auch Karl Stuten vorher gegangen ist. Aber Waldtraut führt sie auf den Feldweg. In seiner Breite können sie zu dritt gehen. Wenige Kilometer sind es nur bis zum Dorf. Munter spielen ihre Worte hin und her.

Sechs Tage sind wie ein sonnendurchwärmtes Heimatlied vergangen. Schöne Stunden haben sich aneinandergereiht. Wie ein Kind hat sich der Gast aus der Groß-

ſtadt in das ſchöne Land hineingetaſtet. Baum und Strauch, Berg und Tal, Menſch und Tier, alles ſchien ihm anders geworden in dem Licht, das der große Umbruch in ſeinem Vaterland ausſtrahlt. Keine Dunkelheit eines falſchen Anſpruches auf Beſitz und Arbeit hatte ſeine Augen getrübt. Das Schaffen der Bauern in ihrer Ernte, ſo hart es auch in der Sonnenglut war, machte ihm keine falſche Sentimentalität häßlich. Von Magd und Knecht fiel in dieſer Arbeitshärte alle erlogene Niedrigkeit ab. Und auch der Bauer, der die Verantwortung für Saat und Ernte trug, war ihm kein Beſitzer mehr, deſſen Eigentum er noch vor einem Jahr als Diebſtahl gedeutet hätte, ſondern ein Hauptmann, der im Frontkampf der Ernte den Einſatz ſeiner Kompanie leitete.

Unvergeßlich blieb ihm der Abend, an dem der Bauer Hübner nach beendeter Roggenernte ſeinen Hof in die Hand des Sohnes gab. Er tat es nicht, weil er ſich krank fühlte oder weil er die Zügel nicht mehr in der Hand halten konnte. Aber er hatte erkannt: „Zwei Herren taugen nicht auf einem Hof!“ Sein Sohn war einer und darum gab er ihm das Erbe. Gerade, aufgereckt, ungebeugt von der Arbeit, ſprach der Bauer dieſe Worte. Seine Hände, die erhalten haben, was ihm einſt als Beſitz vom Vater übergeben worden, lagen flach auf dem Tiſch, um den ſeine Kinder und das Geſinde nach Verantwortung und Leiſtung, vom Großknecht bis zum Hirtenjungen, zum Nachteſſen verſammelt waren. Prüfend ging ſein Blick von einem zum anderen, keiner wich ihm aus. Was der Tag gefordert, hatten ſie abgedient. Sein von Sonne, Wind, Froſt und Regen zerriſſenes Geſicht blieb wie aus Stein gemeißelt, als er weiter ſprach:

„Wer unter meinem Sohne nicht weiterdienen will, kann ſich nach dem Erntedankfeſt auf dem Bückeberg einen neuen Dienſt ſuchen. Handſchlag und Wort mit mir ſind gelöſt."

Nach kurzem Schweigen ſtand er auf und mit ihm alle, denen er der Herr geweſen war:

„Bete, als wenn alles arbeiten nichts hülfe! Arbeite, als wenn alles Arbeiten nichts hülfe! So habe ich es gehalten. Ob mein Sohn es im Worte gleich läßt, iſt ſeine Sache, im Sinne jedoch wird er nichts ändern. An dem iſt feſtgehalten worden, ſolange der Hof ſteht. So wird es auch weiterhin bleiben, ſolange unſere Erde einen Halm trägt."

Noch einmal ging ſein Blick vom Sohn zum Geſinde. Jedem blickte er ernſt und feſt in das Auge. Dann neigte er als geweſener Herr das graue Haupt zum Abſchied. Seine Hände umfaßten die Lehne ſeines großen Stuhles, ſchoben das ſchwere Möbel zurück und mit feſten Schritten, ſtill gefolgt von ſeiner Tochter Annemarie, verließ er die Stube.

„Was ſind das für Menſchen!" hatte Karl Stuten denken müſſen. In keinem Geſicht der Männer und Frauen, die um den Tiſch ſtanden, regte ſich etwas. Nur in den Augen war ein geheimes Wiſſen. Noch als ſie alle um den Tiſch ſtanden, ſtellte der Sohn ſich vor den Stuhl des Vaters. Er nahm die Kornflaſche, füllte ſein Glas und reichte die Flaſche weiter. Er wartete, bis auch der letzte ſein Glas gefüllt hatte, hob das ſeine und ſprach:

„Daß es ſo bleibe, wie es der Vater gehalten!"

Der junge Bauer und ſein Geſinde leerten ihr Glas bis auf den Grund. Damit war dem neuen Herrn die

Ehre und der Dienſtwillen gegeben. Er nickte, wie es der Vater getan hatte, drehte ſich um und ging mit feſten Schritten hinaus, dann folgten der Großknecht und die anderen.

Unvergeßlich ſtand dieſer Abend vor Karl Stuten. So wenige Worte, ſo groß das Geſchehen. Und das war wohl überhaupt das Leben des Bauern. Immer wortkarg, aber raſtlos in der Arbeit.

Eine Stunde ſpäter ſaß Karl Stuten mit dem Pfarrer Wilmarius und deſſen Schweſter unter dem Lindenbaum des Pfarrhauſes, der ſeine Krone mächtig wie das Dach eines Domes über ihnen ausbreitete. Im Halbrund war ein Tiſch um den Stamm gebaut. Schwere, aus Eiche gefügte Stühle luden zum Sitzen. Keiner ſprach. Jeder war in ſeine eigenen Gedanken eingeſponnen. Da trat der Bauer Hübner mit ſeiner Tochter zu ihnen unter den Baum. Annemarie trug einen Korb blutroten Weins. Still reichten ſie ſich die Hände. Es war ein langes Suchen in ihren Augen. Dann ſagte der Pfarrer: „Es iſt gut ſo. Einem jungen Pferde bricht es den eigenen Willen und das Kreuz, wenn es zu lange auf der Kandare geritten wird. Unſere Zeit braucht Herrenwillen und ſtarke Menſchen, die ſich ſelber in Zucht zu nehmen wiſſen."

Zurück in den Schatten des Baumes hatte Karl Stuten ſeinen Stuhl gerückt. Ihm war, als ſtöre er die beiden. Sie ſetzten ſich und ſchenkten ſich ein. Ohne den Klang des Anſtoßens durch ein Wort zu unterbrechen tranken ſie ihr erſtes Glas. Und mit dem zweiten zogen ſie Karl Stuten und die beiden Mädchen in ihren Kreis. Nie vorher hatte Karl Stuten einen ſolchen Wein getrunken.

Was barg die Erde doch für Köſtlichkeiten. Aber auch damit war der Abend für ihn noch nicht als Geſchenk abgeſchloſſen.

Die Hoftür knarrte in ihren Angeln, nicht anders wie damals im Oktober. Und wäre jetzt Fritz Günther neben ihm, würde der wieder von dem Tropfen Öl ſprechen, der Wunder wirkt. Schwer fiel die Tür ins Schloß, und feſte Schritte kamen über den Hof. Im Schein des Windlichtes ſah Karl Stuten einen übergroßen alten Herrn zu ihnen an den Tiſch treten. Wie eine alte knorrige Weide ſtand er vor ihnen im flackernden Licht. Karl Stuten war es, als ſei ein Gaugraf in ihren Kreis getreten. Einen feſten Händedruck tauſchte er mit dem Bauer Hübner, nickte dem Pfarrer zu, begrüßte die übrigen und ſetzte ſich neben den Bauern. Wieder ging die Tür, und wieder kam langſamen Schrittes ein wenige Jahre jüngerer Greis in ihren Kreis. Noch dreimal knarrte die Tür in ihren Angeln.

Es war wie ein Thing in grauer Vorzeit. Waldtraut und Annemarie bedienten ehrfürchtig die Alten. Rot funkelte der Wein in den Gläſern. Der erſte der Gäſte hob ſein Glas zum Bauern Hübner, blickte ihn lange an und ſagte:

„Ihr Herren, die ihr mit mir ſechzig, ſiebzig und achtzig Jahre dieſem ſchönen Lande gedient habt", bei jedem Jahrzehnt hob er ſein Glas zu einem oder zwei der um den Tiſch verſammelten Alten und als er die achtzig ſprach, ſah er tief in das eigene, wie Rubin leuchtende Glas:

„Ich begrüße in unſerer Runde der Alten den Bauern Gottfried Hübner. Recht iſt ſein Entſchluß. Junge Zeit",

er ſtand auf und mit ihm die Runde, „junger Saft muß ſeine eigene Frucht zur Ernte bringen. Auch unſer Leben wuchs aus dem gleichen Willen. Und wie unſere Väter keine Bedenken hatten, als ſie uns Hof und Erde übergaben, ſo iſt keiner unter uns in Sorge um den jungen Bauern Gottfried Hübner. Laßt uns dem alten Gottfried im Namen unſeres ſchönen Landes dafür danken."

Hell und voll klangen die Gläſer und ſtehend tranken ſie ihr Glas bis zur Neige.

Das Geſtühl knarrte in ſeinen Lehnen, als die Alten ſich wieder ſetzten. Waldtraut und Annemarie füllten wieder die Gläſer. Da legte der Wortführer der Alten den Arm um Annemarie und hob von neuem ſein Glas. Der Schein des Windlichtes brach ſich im Rubin des Weines und legte wie ein Ausdruck ſeiner Erinnerung ein ſelig-rotes Leuchten auf ſein Geſicht. Er nickte dem Bauern Hübner zu:

„Und mit dieſem Glas, Freund Gottfried, ſei deiner Hanna gedacht, der Hanna, um die wir unſere Fäuſte erprobt haben."

Die Gläſer flogen an den Mund und ein frohes Erinnern ging über das Geſicht Gottfried Hübners.

Herrgott, konnten die Alten lachen. Das war ein Dröhnen und Kollern, daß rings in den Bäumen die Vögel ſchreckten.

„Wißt ihr auch", fragte der Sprecher, nachdem der Lachſturm ſich gelegt hatte, „wie unſere beider Fäuſte aufeinandertrommelten? Das war wie der Hohenfriedberger. Ha, ha und wie du mich dann in den Staub zwangſt und ich noch am Boden ſchrie: Gottfried, noch eine Runde! Und du nahmſt ſie an und drauf ging es."

„Ho, ho“ und „ha, ha“ lachte der Bauer Hübner und nahm das Wort, wie damals die Faust:

„Und das war wie der Alte Dessauer, ja, und was du mir bar auf den Leib legtest, zahlte ich dir in gleicher Münze zurück.“

„Ja“, riß der Sprecher das Wort wieder an sich: „und dann ist die Hanna zwischen uns getreten, hat unsere Fäuste festgehalten und hat gelacht, gurrend und lockend wie eine Taube. Wir haben, weil wir nicht anders mehr konnten, es ihr nachgetan und von da ab haben wir du zueinander gesagt und sind Freunde fürs Leben geworden, obwohl die Hanna den Bauern Gottfried Hübner genommen und mich, den Grafen, hat stehen lassen.“

„Hast es wohl noch nicht verwunden?“ spöttelt der Bauer Hübner, und die anderen legen wie die Hasen die Lauscher vor und zwinkern wie Füchse mit den Augen.

„Der Wahrheit die Ehre gegeben: Nein, Gottfried, ich habe es noch nicht verwunden und werde es auch nicht und freu' mich jetzt schon drauf, daß wir beide im Paradiese unsere Fäuste noch mal um die Hanna erproben werden. Da machen die zwanzig Jahre, die ich dir voraus habe, nichts aus, und für dies Leben hier auf dieser Erde meine ich, wenn ich die zwanzig Jahre jünger wäre“, er drückt die Annemarie fest in seinen Arm: „dies Mädchen könnte die wiedergeborene Hanna sein.“ Seine Faust donnert auf den Tisch, daß die Gläser springen und dann hält er sie seinem Freunde unter die Nase, „mit dieser Faust hätte ich sie dann aus deinen Armen gehauen.“

Als werbe er um Annemarie, blickt er zu ihr auf:

„Nun, und du, Mädchen, hätteſt du mich genommen?“

„Nein, Exzellenz!“ antwortet Annemarie mit blanken Augen, „auch mein Sinn ſteht einem Bauern zu und keinem Grafen, das hat mich mein Vater gelehrt!“

„Bin ich kein Bauer?“

„Ho, ho“ und „ha, ha“ dröhnt und kollert es wieder um die Runde und das Lachen des Grafen war der Baß darin. Da beugte ſich Annemarie zu ihm nieder. Mag ſein, daß wieder das Licht ſich im Rubin des Weines brach, bis unter das weiße, wallende Haar wurde er rot, als ſie ihm einen Kuß ſchenkte. Als ſie ihn darauf frei gab, legte ſich die Stimme des Grafen wie eine klingende Erinnerung über alle:

„Schön ſind unſere Frauen, ſchön in ihrer ſtrömenden Erdhaftigkeit, und ein Hundsfott, wer ihnen keine Ehre erweiſt.“

Im Glanz ſeiner Augen zitterten ſeine Lippen, ſeine Bruſt wölbte ſich unter ſeinem tiefen Atem. Er ſtand auf, als ziehe er ſeinen Degen, hob das Glas und rief:

„Auf ihr Herren!“ Und wie in jungen Tagen klangen ihre Gläſer zuſammen und in ihren Augen war ein heimliches Feuer:

„Dies Glas unſeren Frauen!“

Kein Tropfen blieb im Glas, und als die Gläſer leer auf dem Tiſch ſtanden und die Alten darüber hinweg ſahen wie in eine Ferne, in die ſie ſich ſehnten, da hob Gottfried der Ältere, wie ihn die Runde in ſeinem neuen Stand nannte, die Hand:

„Annemarie, gib uns neue Gläſer!“

Der Graf ſah den beiden jungen Frauen nach, die in

das Haus gingen, um neue Gläser zu holen. Dann schob er die den Frauen geweihten Gläser wie zu einem Denkmal in der Mitte des Tisches zusammen, und zu seinen Freunden gewandt sprach er leise:

„Recht so, alter Freund! Unsere Liebe war groß und schön und Hanna wird sich freuen, daß wir ihr und allen Frauen der Mark die Gläser geweiht haben."

Nach langem Schweigen grunzte der Graf wie ein Eber über den Tisch, strich seinen langen Bart, legte sich in seinen Stuhl zurück und brach die Stille der Alten mit seinen Worten:

„Das ist sechzig Jahre her", er machte eine kurze Pause damit sich die Männer zu ihm finden konnten: „da saß ich mit meinem Vater auch an diesem Tisch, und Gottfried, wo du jetzt sitzt, da saß dein Urahn, der noch ältere Gottfried. Die erstgeborenen Hübner heißen alle Gottfried, das wird so gehalten, seitdem sie diesen Boden, den ihnen der Alte Fritz überantwortet hat, mit dem Pflug brechen. Da war es, daß der ältere Gottfried mit seinen fünfundneunzig Jahren mit meinem Vater, der war damals Siebzig, und mit dem Pfarrer die Abrechnung seines Lebens hielt. Zweihundert Morgen bestes Land hatte er seinem Hof zugeschafft. Was er an Talern gemehrt, stand im Buch. Darunter hatten sie zu dritt den Strich gezogen. Und was das Leben sonst noch gebracht, mußte jeder still für sich bedenken. Darauf hatte der junge Gottfried kommen müssen. Das war dein Vater und war doch auch schon Sechzig. Der Alte übergab ihm den Hof und sagte dazu:

‚Du bist jetzt der Bauer. Halte meine Ordnung. Sie ist die meines Vaters und dessen Vater und soll darum

auch deine ſein und aller, die hernach kommen. Rede wenig, dafür laß das Herz ſprechen. Achte die Geſetze und weiſe jeden vom Hof, der ſie bricht. Zwiſchen deinen Kindern und dem Geſinde hat kein Unterſchied zu ſein. Was du dem einen auflegſt, muß auch der andere zu tragen bereit ſein. Wenn du Feſte feierſt, gib denen nicht weniger Freude, die unten am Tiſch ſitzen, trinke und tanze auch mit ihnen. Und wenn ich eines Morgens nicht mehr aufſtehe, begrabe mich am nächſten Tag, wenn die Veſper läutet. Acht Geſpanne ſtehen im Stall, die bringen mich zu meiner Mutter, neben der will ich liegen. An meinem Grabe ſoll nicht geſprochen werden, auch nicht von dir, Paſtor. Was ich mit Gott abzumachen habe, iſt meine Sache.' Der alte Gottfried wartete auf eine Antwort des Paſtors, der ſagte:

‚Ja, Gottfried, du brauchſt keinen, der für dich Fürſprache halten muß. Geh allein. Mit deinem ſtarken Herzen brauchſt du niemanden.'

Sie legten ihre Hände ineinander, tranken ſich zu, als ſei es der letzte Trunk, bevor ſie ſich zu einem neuen auf der Himmelswieſe treffen würden. Für einen Augenblick ſahen ſie ſich in die Augen und dann gab dein Ahn ſeine letzten Anordnungen:

‚Dann geht ihr ſofort wieder an die Arbeit. Was tot iſt, dient nicht mehr und muß darum in wenig Zeit abgetan werden. Den Sonntag drauf gibſt du ein Feſt. Alle die mich kennen, ich habe keine Feinde, ladeſt du ein. Drei Ochſen, fünf Schweine, mit Bier, Wein und Schnaps richteſt du her und die Muſik geht bis in den Montagmorgen. Jeder ſoll mit jedem tanzen. Bis in meine Gruft will ich den Jubel hören. Dann aber gehe

alles wieder so wie immer. Und wenn du dann einmal abtreten wirst, werden wir Abrechnung halten und ich hoffe, daß dann kein Halm weniger geworden ist.'

Der junge Gottfried brauchte keine Antwort zu geben. Er trank mit seinem Vater das Glas bis zur Neige, und das war zwischen beiden genug. Noch vier weitere Jahre hat es den Gottfried auf dieser Erde gehalten. Du hast als kleiner Bub oft neben ihm auf seinem Bock sitzen müssen, wenn er schweigend durch die Gemarkung fuhr. Laßt uns auf den Alten trinken."

Die Gläser klangen und der Graf sprach weiter:

„Die vier Jahre waren ins Land gegangen, da sprengte ein Bauernbursch durch Potsdam, Pferd und Mann mit Schaum bedeckt. Ich war inzwischen Leutnant bei den Gardekürassieren geworden. Der Zufall wollte es, daß ich den Burschen sah. Hol mich der Teufel, dachte ich, das ist doch der Peter Hannes vom Vorwerk meines Vaters. Der Bursche hört meinen Ruf, reißt den Gaul zurück, daß er fast in die Knie bricht und berichtet mit stockendem Atem, daß Gottfried der Ältere gestorben sei. Noch hatte ich sein Wort im Ohr, da drückte der Bursche die Sporen auch schon wieder in die Weichen seines Gauls und preschte weiter.

So ging es Land auf und ab. Allen ward Nachricht gegeben, daß dann und dann der selige Gottfried in die Grube gesenkt werde, nein, davon kein Wort, zu dem Fest wurden sie gebeten, das der junge Gottfried, und der war auch schon Vierundsechzig, seinem Vater zu Ehren gab. Alle sollten sie kommen. Alt und jung, arm und reich.

Das war an einem Freitag, und ich wußte: Vierundzwanzig Stunden später, wenn die Vesper läutet, tragen

ſie ihn in die Gruft. Langſam und in Gedanken ging ich zur Kaſerne. Vor mir ſtand die Stunde, in der Gottfried der Ältere mit meinem Vater und dem Paſtor ſeine Lebensrechnung gemacht und angeordnet hatte, was weiterhin mit ihm geſchehen ſolle, wenn er eines Morgens nicht mehr aufſtehe. Ich lache in mich hinein: ‚Der Teufelskerl, der alte Gottfried, bringt noch im Tode eine ganze Landſchaft in Schwung. Da ich den Alten gut genug kannte, würde ich alſo auch mit bei dem Schmaus ſein. Ich lecke mir die Lippen, nicht bloß wegen Wein und Schwein, Bier und Ochs, nein, auch um der ſchönen Frauen willen. Jeder tanz mit jeder bis in den neuen Morgen! Das war eine Sache, die mein Herz höher ſchlagen ließ. Bin ich doch von jeher gerne dabei geweſen, wenn es fröhlich zugeht. Kann für den Tod Leiſetreten und Grillenfangen nicht leiden.“

Der alte Graf ſchweigt einen Augenblick. In ſeinen Augen lachte das Feuer der froh verlebten Tage. Und in denen ſeiner Zuhörer die Neugierde nicht weniger.

Waldtraut und Annemarie füllten die Gläſer und die Alten tranken den blutroten Rebenſaft. Der Graf ſchnalzte in das Sonnengeſchenk des Weines und ſprach weiter:

„Na, und wie das ſo mit mir in meiner Freude war, ſprach ich am Abend zu meinen Kameraden über Gottfried, das Feſt, und daß keiner an ſeinem Grabe ſprechen dürfe. Unſer Rittmeiſter ſagte zu allem kein Wort, ſah lange in ſein Glas, nippte hin und wieder von ſeinem Wein und wir dachten, was hat der Edle von Putlitz? Mir ſchien es, als hätte er mit dem Gottfried eine beſondere Sache auszumachen. Noch war ich mit meinen

Kameraden groß im Wort, da schickte unser Alter die Ordonnanz zum Wachtmeister, und wie dessen Hacken vor ihm knallen, knarrt er seinen Befehl:

‚Die Schwadron steht um fünf zur Felddienstübung mit Bagage und Verpflegung für einen Tag bereit!‘

Wir rissen die Köpfe von unseren Gläsern hoch und fragten uns: was hat der Edle von Putlitz mit uns vor? Er sah über uns hinweg, grüßte zur Nacht und auch wir gingen wenig später, stand uns doch für den nächsten Tag ein Heilig Donnerwetter bevor.

Das war also nun der nächste Tag. Heiß war er, und über das Bornstedter Feld jagte uns der Edle von Putlitz wie Lützows wilde verwegene Jagd. Doch darüber kann ich schweigen, geht uns hier am Tisch nicht viel an. Um die zweite Stunde war es. Drüben auf der Heide vor unserem Dorf ließ er absitzen und gab Ruhe für Pferd und Mann. In mir beginnt es zu dämmern, was unseren Rittmeister am Abend zuvor so lange hatte schweigen lassen und wozu die Felddienstübung angesetzt war. Und nun, nachdem Pferd und Mann Verpflegung und Ruhe gehabt hatten, befahl der Edle von Putlitz für eine Stunde später Appell in allen Sachen. Nun wußte ich wozu und warum. Meinen Dank konnte ich ihm nicht sagen, dafür aber mußten in meinem Zug Küraß und Helm, Zaumzeug und Pferd in der Sonne strahlen, als ginge es zur Kaiserparade. Meine Kameraden mochten ebenso gedacht haben. Der Rittmeister fand nichts und ließ uns bis kurz vor der Vesper ruhen. Dann riß sein ‚Fertig machen!‘ uns aus unserem In-die-Sonne-döfen. Und im langsamen Schritt führte er uns ins Dorf. Vom Kirchturm schütterten dumpf fünf

Schläge. Vor dem Hof des Gottfried ließ er halten. Das breite Tor öffnete ſich. Acht Geſpanne ſtampften unruhig den Boden. Bei jedem Pferd ſtand ein Jungbauer und hielt es an der Trenſe. Die Stangenpferde waren frei. Auf dem Bock des Leiterwagens, auf dem der ſchmuckloſe Eichenſarg auf friſchgeſchnittenem Roggen ſtand, ſaß der jüngſte Bruder deines Vaters. Neben dem Wagen ſtanden ſechs Männer in ſchlichtem Schwarz. Rechts dein Vater, dann der meine und der Paſtor. Auch er ſtand im ſchlichten Lutherrock. Links der Großknecht, der Schäfer und der älteſte Bauer des Dorfes."

Der Graf ſah zu einem der Alten hinüber: „Hinnings, es war dein Vater." Der nickte ſchweigend und der Graf fuhr fort:

„Eine königliche letzte Fahrt ſetzte ſich in Bewegung. Die Peitſche des Johannes Hübner ſchwang und ihr Knall war wie ein Böllerſchuß. Die Pferde zogen an. Zugleich knarrte des Edlen von Putlitz Kommando. Ich hob den Degen, ſetzte meinen Zug vor und der Rittmeiſter folgte mit den beiden anderen Zügen dem letzten Geleit. Niemand ſonſt ging hinter dem Wagen. Keine Frau, keine Träne, keine Blume, einzig der Roggen war ſein ehrender Kranz. Niemand war auf der Straße. Das Dorf war wie ausgeſtorben. So wollte es der alte Gottfried. ‚Was tot iſt, dient nicht mehr', hatte er geſagt. Und ſo waren die Männer und Frauen bei der Erntearbeit geblieben und auch die Alten erwieſen ihm die letzte Arbeitsehre. Sie ſtanden nicht müßig auf der Straße, ſondern taten irgend etwas in der Küche, im Hof oder Garten. Vor dem Kirchhof ſchwenkte die

Schwadron ein, bildete Spalier. Des Edlen von Putlitz harte, knarrende Stimme zerriß die Stille, in der es nach Pferden, Lederzeug und Lindenblüten roch. Die Pallasche flogen aus den Scheiden, zerschnitten singend die Luft, daß tausendfältig sich die Sonne darin brach und waren wie ein Schlag an den Schultern der Küraſſiere. Wir Offiziere senkten zum letzten Gruß die Degen. Und so fuhr der alte Gottfried wie ein Fürst in die Grube zu seiner Mutter.

Nach Minuten hob der Rittmeister den Degen und die Küraſſiere schwenkten in Marschkolonne. Langsam, im Schritt, führte er uns durch das Dorf. Nun waren auch die Kinder auf der Straße, umsprangen uns wie Hunde. So ließ es der Rittmeister gehen bis zum Galgenberg. Dort ging es wieder in die Gefechtsordnung und wie ein Sturm wilder Jäger brauste er mit uns über die Stoppelfelder und mit ihm lachten die Augen der ganzen Schwadron. Und auch dies war nach dem Willen des alten Gottfried. ‚Dann geht ihr wieder an eure Arbeit!‘ hatte er gesagt.

Auf dem Kasernenhof ritt der Edle von Putlitz noch einmal die Front seiner Küraſſiere ab und sprach dann zu ihnen:

‚Küraſſiere, das war ein ordentlicher Tag, und das mit dem Bauer Hübner mögt ihr euch merken. So ehren wir Soldaten den Vater, der sechs von seinen Söhnen seinem Vaterland geschenkt hat. Sind alle geblieben im großen Krieg gegen Napoleon, vier davon haben das Eiserne Kreuz mit ins Grab genommen.‘

Noch einmal senkte er ehrend den Degen, das mag für die Söhne gewesen sein. Und dann legte sich kaum sichtbar

ein Lächeln auf seinen Mund und er rief seinen Kürassieren zu:

‚Morgen ist dienstfrei, die Schwadron hat Urlaub bis zum Wecken.‘

Wäre es nicht auf einem preußischen Kasernenhof gewesen, ich meine, ein brausendes Hurra hätte ihn vom Kasernenhof geleitet, so lag über der Schwadron nur ein stilles, breites Grinsen.“

Der alte Graf mußte noch eine Pause einlegen, bevor er weitererzählen konnte. Die Lippen waren ihm trocken geworden. Er sah in das leere Glas und mit einem neckenden Vorwurf sprach er zu Annemarie:

„Garstiges Weib, verbrannt hast du mir die Lippen mit deinem Kuß und nun bist du neidisch auf jeden Tropfen Wein, der mein Brennen stillen könnte. Auf, fülle mein Glas bis an den Rand, damit ich dich nicht Hexe schelten muß.“

Nach einem tiefen Zug erzählte er weiter:

„Und das wurde ein Sonntag. Seit Menschengedenken hatte das Land kein solches Fest gefeiert. Da waren sie gekommen aus Berlin, Brandenburg, Potsdam und was da alles an Dorf und Stadt in unserer Runde liegt. Die drei Ochsen und fünf Schweine langten nur für eine Backe. Das hat an meinen gefräßigen Kürassieren gelegen. Die andere Backe mußte jedoch auch voll werden und da mußten noch einmal drei Ochsen und fünf Schweine ihr Lendenstück hergeben. Ja, und in Potsdam hat es für den Sonntag kein Bier mehr gegeben. Ja, und ein Jahr drauf hat der Pastor die Kirche voller Täuflinge gehabt. Die Jungens hat er alle Gottfried und die Mädels Hanna taufen müssen. Und da hat es dann noch

ein Feſt gegeben. Der Lehrer hat hernach den Kindern Nummern geben müſſen, damit er die Böcke von den Schafen halten konnte."

Einen Augenblick hielt er inne, lachte dem Gottfried zu:

„Um eine von dieſen Hannas haben wir uns beide geſchlagen."

Damit wandte er ſich an Waldtraut und Annemarie:

„Dreht euch um, ihr Mädels, ich will nicht vor euch erröten."

„Ho ho" und „ha ha" brach es wieder in der Runde auf, und es war wieder ein Dröhnen und Kollern und wieder ſchreckten die Vögel, und des alten Grafen Lachen war darin der Baß. Der Graf hob die Hand, es legte ſich der Sturm:

„So ſtarb und fuhr der älteſte Gottfried in die Grube."

Der alte Graf ſchwieg und Gottfried der Ältere winkte ſeiner Tochter, daß ſie die Gläſer neu fülle. Die Alten hatten einen hölliſchen Durſt. Karl Stuten wurde es ſchwer mitzuhalten.

Als das nun getan war, hob nach längerem Schweigen Gottfried der Ältere ſein Glas, dankte jedem, der ſeiner Einladung gefolgt war und ſagte:

„Bevor wir den Abend ſchließen, noch eines."

Der Graf und die Alten nickten.

„Noch iſt der Saft im jungen Gottfried nicht ausgegoren. Trotzdem bürge ich für ihn, denn er ſchlägt dem Urahn nach. Hat's auch mit ſeinem Gott allein, und was er hinter ſeinem Pflug bricht, hat in der Arbeit ſeinen Segen. Und darum habe ich ihm nicht gewehrt, daß ſeine Kirche die Heide war."

Er ſah den Pfarrer an:

„Paſtor, ſagt auch Ihr ein Wort dazu, möchte von Euch hören, ob ich richtig getan.“

Wilmarius lehnte ſich vor, ganz offen war ſein Blick und klar ſein Geſicht. Annemarie hing an ſeinen Lippen und die Alten forſchten in ſeinen Augen und horchten auf ſeine Stimme, als er ſprach:

„Wollte ich nur ſagen, daß ſein Herz ſtark iſt wie das ſeines Urahns, nur halb hätte ich ſein Weſen gedeutet,“ begann er klar und ſicher und ſah in die Nacht hinaus:

„Oft ſind wir beide durch die Heide gewandert, vieles haben wir uns gegenſeitig gefragt, er, der Bauer und ich, der Paſtor. Und was ich mit den Worten der Schrift zu einer Antwort brachte, fand er aus ſeiner Arbeit. So verſchieden auch unſere Worte waren, im Sinn ſind ſie ſich gleich geweſen. Und immer waren wir in einem gemeinſam: was wir Gott nennen, kann nichts anderes von uns wollen, als daß wir unſerem Blute treu bleiben und gehorſam dem Lande dienen, in dem der Stamm unſerer Geſchlechter wurzelt. Tun wir das, ſo tut er das Seine. Ohne Dank und Lohn, von einem zum anderen? Dieſe Frage der Faulen und Liſtigen iſt nicht die Frage Gottes und des Mannes, der ſeine Väter ehrt und zu dem ja ſagt, was ſein Land von ihm fordert. Darum haſt du recht getan, daß du ſeinen ſtrebigen Willen nicht gebrochen haſt. Den jungen Gottfried ſchreckt nichts, in ſeinem Herzen iſt das frohe Selbſtbewußtſein ſeines Urahns.“

Er ſchwieg, die Alten waren zufrieden und über Annemaries Geſicht huſchte eine ſchöne Freude. Gottfried der Ältere dankte dem Paſtor, und noch eine Flaſche mußte

ihr Sonnenblut hergeben. Gesprochen war für den Abend genug. Und so ging einer nach dem anderen, wie sie gekommen waren. Mit dem Bauer Hübner stand auch der alte Grafauf. Annemarie lachte ihm zu, schob ihren Arm in den seinen und hell und froh klang ihr „Gute Nacht!"

Noch kurze Zeit waren sie zu dritt unter dem Lindenbaum geblieben. Doch hatte der Abend seine eigenen Worte gehabt und die ihren hätten nur zerredet, was keiner Deutung bedurfte, sondern nur ein Herz verlangte. Und so gingen auch sie in die Stille der eigenen Kammer, den Abend ausklingen zu lassen.

Und nun liegt Karl Stuten allein im Dämmern des Abends unter der verknorrten Fichte, an der die Tage seines Urlaubs im eigenwilligen Zwang der Landschaft begonnen haben. Alles hat er rückschauend noch einmal erlebt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß ihm die Urlaubstage ein Geschenk des Lebens geworden sind. Die Streusandbüchse hat er gesucht, nicht anders wie Kolumbus, und ebenso wie der hatte er eine neue Welt entdeckt, herrliche Menschen, eine in der Ernte stehende Landschaft. Und einen Wein hatte er getrunken, dessen Köstlichkeit noch auf seiner Zunge lag. Jedoch erobert hatte er nichts. Kolumbus brachte immerhin etwas mit nach Hause.

Der Roggen ist gemäht, weit öffnet sich ihm die Landschaft. Auch die kahlen Felder haben ihre Schönheit. Blau dämmert in der Ferne der Wald. Doch alle Schönheit weht an ihm vorbei, das Gefühl der Einsamkeit wird in ihm wach, nimmt ihn in die Zange. In dieser neuen Welt voller Kraft und Schönheit und Freude fühlt er es doppelt hart. Er denkt an den Kreis der Alten. Himmel!

wie brannte in deren Augen noch das Feuer der Liebe. Und gar der alte Graf. Sein einziger Kummer waren die zwanzig Jahre, die er zu alt war, um eine Frau im Arm herzen zu können. Er muß sich einen dummen Toren schelten, hat er doch noch zwanzig Jahre mehr, als sich der Graf vom Leben wünscht.

Nun gut, wenn auch alles so war, er war allein und blieb es. Teufel auch, an der Drehbank ist er Meister und läßt sich von keiner Schwierigkeit niederzwingen. Jedoch man kann die Frauen nicht mit den Maschinen vergleichen. Ja, und er ist ein Esel, zerdenkt sich den Kopf um eine Sache, die sich nicht zwingen läßt. Gewiß, manche Frau hat er kennengelernt und manche in seinen Armen gehalten. Und dann sind die Tage krumm gegangen und haben zu einem anderen Ziel geführt, als er geglaubt und erhofft hat. Er hebt die Schulter und läßt sie wieder sinken. Nicht immer ist es die Schuld der Frau gewesen. Doch wozu diese Erinnerungen. Geändert wird damit nichts. Er schließt die Augen und da muß er an Waldtraut denken. Er lacht laut auf. Wo hatte er bloß den Mut hergenommen, sie zu küssen. Daß er es sich vorgenommen hatte, gab ja noch keinen Mut. Er und die Schwester des Pfarrers? Saudumm ist es, dies überhaupt zu erwägen. Müßte drollig im Leben zugehen. So etwas geschieht nur im Film. Aber schön wäre es immerhin. Es ist gut, daß er die Augen geschlossen hat und kein anderer darin lesen kann. Der würde das heimliche Feuer darin brennen sehen, von dem Fritz Günther gesprochen hat. Es glimmt in seinen Augen, seit er Waldtraut durch die Ausstellung geführt hat.

Plötzlich springt er auf. Waldtraut wollte an die Fichte

kommen und ihm noch guten Weg wünschen. Am Morgen, als er sich von ihr verabschiedete und für die schönen Tage in ihrem Hause dankte, wollte sie seinen Weg wissen. Er sagte ihr seinen Plan für den Tag, den er am See verleben wollte, um dann in einem Nachtmarsch seine Urlaubstage abzuschließen. Den Nachmittag brauchte er noch für sich, manches hatte er noch für das kommende Arbeitsjahr zu richten. Da hatte sie gemeint, sie würde, wenn es ihre Zeit erlaube, ihm noch guten Weg sagen.

Er späht den Feldweg zurück. Weit kann er sehen, aber er hätte es keinem zugestanden, wohl auch Waldtraut nicht, daß ihm das Blut bis an den Hals klopft.

Sie kommt den Feldweg dahergeschritten. Was er gehofft hat, erfüllt sich. Schnell sei sie gegangen, erzählt sie. Es ging nicht eher, der Bruder habe noch Besuch bekommen. Aber nun sei ja noch alles gut. Schön ist es, denkt er. Als er sie mit seinem Blick umfaßt, ist mit einemmal alle Sicherheit aus ihren Augen gewichen. Sie sieht auf den Boden und schweigt. Weil er etwas sagen muß, meint er:

„Setzen wir uns noch einen Augenblick."

Zunächst sind sie still, einer wartet auf des anderen Wort. Im Kopf haben sie viele Worte, doch auf der Zunge wiegen sie so schwer, daß sie schier nicht zu tragen sind. So geht es eine ganze Weile. Er drängt zurück, was ihn zu Waldtraut zwingt und nennt sich in Gedanken einen Vermessenen. Er, der Dreher, und sie die Schwester des Pfarrers, lächerlich! Blöder Gedanke und noch mehr. Aber um nur guten Weg zu sagen, ist sie nicht gekommen. Er fühlt es und nun, da er es weiß, muß er

wenigſtens den Kopf oben behalten. Noch wie er mit der Härte des Verzichts ringt, ſpricht ſie:

„Sie ſind an der Oſtſee geboren?“

Er nickt und weiß nicht, wozu dieſe Frage dienen ſoll.

Weiter fragt ſie:

„Iſt es da auch ſo ſchön wie hier?“

„O ja“, meint er, und glaubt noch weiter ſagen zu müſſen: „in Deutſchland iſt es überall ſchön, ſchwer zu ſagen, wo es ſchöner iſt.“

„Sehnen Sie ſich nach der Oſtſee zurück?“

Nicht gleich antwortet er. Über die Stoppelfelder hinweg geht ſein Blick nach Norden. Ein Suchen iſt in ſeinen Augen. Da ſagt ſie:

„Ich glaube, ich könnte ſein wo es auch ſei, immer würde ich mich nach der Mark ſehnen.“

Er richtet den Blick auf ſie und möchte zu ihr von dem Manne reden, an deſſen Seite ſie die Heimat vergeſſen müßte.

Jedoch er ſagt:

„Kann ich verſtehen. Auch mich zieht es oft nach der Oſtſee. Meine Jugend war ſchön. Ich liebe das Meer, ſeine Weite. Wollte, wie alle meine Väter, Seemann werden. Jedoch das Leben hat es anders mit mir gemeint und ſo habe ich mich damit abgefunden.“

Er ſchweigt und da ſie im Augenblick nicht weiter weiß, wiegen wieder ihre Worte zentnerſchwer. Dunkel iſt es inzwiſchen geworden. Das fahle Weiß des Mondes hüllt die Landſchaft in ein mildes Licht. Seine Stimme möchte ſie hören, den Orgelton darin, und ſo bittet ſie nun:

„Erzählen Sie bitte von Ihrem Leben."

Er kann nicht verstehen, weshalb er von seinem Leben erzählen soll, aber er antwortet:

„Das ist hart gewesen", einen Augenblick sieht er über sie hinweg ins Leere, „darin hat sich der Weltkrieg unvergeßlich eingeschrieben, und noch sehr viel Ernstes aus einem anderen Krieg. Ich meine aber, die Stunde ist so still und schön, nicht dazu angetan, von diesen Dingen zu reden."

„Schade", weiß sie nur zu erwidern, reißt den Kopf hoch und lacht ihr dunkles Lachen. Sie nimmt ihm damit den Ernst vom Mund. Er versteht nun wiederum nicht, was dieses Lachen soll. Er sieht den alten Grafen in Gedanken am Gartentisch, wie der erzählte, daß die Gottfrieds Hanna ihn umgurrt und doch nicht geheiratet habe. Doch dann trotzt es in ihm auf. Kurz fragt er:

„Warum lachen Sie?"

„Ich möchte eben lachen."

„Das ist keine Antwort", sagt er wie im Trotz und Ärger. Sie läßt sich nicht davon beirren, sondern rückt ganz nahe zu ihm heran und meint:

„Mögen Sie mein Lachen nicht? Ich habe es gerne bei Ihnen."

Was soll er nun antworten? Er muß an Fritz Günther denken, der einmal von einer Französin gesprochen hatte und sich heute noch Vorwürfe macht, diesem Mädchen nicht mit dem ersten Wort volle Klarheit geschaffen zu haben. Und nun will es Karl Stuten scheinen, daß auch er vor einer gleichen Verantwortung steht. Ja, aber Himmel und Hölle? Die Französin hatte den Fritz Günther geliebt, und Waldtraut? Nein, daraus wird

nichts. Nein, auf keinen Fall. Noch wie er sich die nötige Klarheit zu schaffen sucht, spricht Waldtraut:

„Warum antworten Sie nicht?"

Ruhig ist ihre Stimme und ganz in der Tiefe lockt die Frau. Soll er ihr sagen, warum er schweigt? Das kann er nicht, und so spricht er ausweichend:

„Ihre Frage ist so ganz ohne Beziehung zu dem, worüber wir sprachen."

„Das war auch mein Lachen."

Da er etwas höher sitzt als sie, sieht sie ihn von unten mit ihren großen, klaren Augen an. Wunderschön sind die Augen, möchte er sagen, doch zentnerschwer ist dieses Wort. Das helle weiße Mondlicht leuchtet in dem tiefen Schwarz ihrer Iris wie glühender Werkzeugstahl, der nicht überhitzt werden darf, um seine Härte zu behalten. Blauschwarz scheint das Haar in der dunklen Sonnenbräune ihres Gesichts.

Sie ist älter, als er glauben mag, und schämt sich nicht, um ihn zu werben. Ihr reifes Frauentum kämpft um den Mann, den sie liebt. Seit seinem Kuß hat sie um ihre Liebe gewußt und darum ist sie auch hier. Sie dankt still im Herzen Irmgard Günther, die sie durch den Bruder kennengelernt hat. Irmgard, die liebende Frau, die Karl Stuten zu dieser Wanderfahrt hat überreden können, wußte von ihnen beiden mehr, als sie sich noch vor Tagen zugestanden hätten.

Und Karl Stuten kämpft gegen sich und sie einen Kampf, von dem sie nichts weiß. Sein Entschluß ist gefaßt: er wird sich mit einigen höflichen Worten verabschieden. Er will nicht in Fritz Günthers Fehler verfallen und schwach werden. Er steht auf, sie wehrt ihm

nicht, sondern legt sich weit zurück. Wieder lacht sie ihr dunkles Lachen, und das ist wie ein Sieg. Das helle Licht des Mondes läßt wieder ihre Augen aufglühen. In seinen Arm möchte er sie nehmen und wieder über die Wiesen tanzen. Doch nun nicht im Übermut, jetzt ist es die Liebe, die ihn zu dem Mädchen zwingen will.

Er gibt sich einen Ruck und sagt:

„Ich möchte mich verabschieden."

Rauh klingen die Worte und sind doch Musik für ihre Ohren. Alles weiß sie jetzt von ihm, auch daß er sich aus Liebe zu ihr gegen sie sperrt. Eine andere Frau kann nicht die Ursache sein, das weiß sie von Irmgard, und so ist alles nichtig, was er auch haben mag.

Sie schüttelt den Kopf:

„Nein!"

Selig streckt sie sich in das noch sonnenwarme Gras und flüstert:

„Sie möchten ja gar nicht!"

Mit aller Kraft zieht es ihn zu ihr. Er wendet sich von ihr ab und nimmt seinen Rucksack auf. Sie bleibt ruhig liegen und sagt mit geschlossenen Augen:

„Warum fliehen Sie eigentlich?"

Keine Antwort weiß er. Er müßte lügen. Ihre Frage ist berechtigt und entspricht der Wahrheit. Er kann nur sagen:

„Warum quälen Sie mich so?"

Ihr dunkles Lachen ist die Antwort. Sie öffnet die Augen und wieder glüht es darin. Sie richtet sich halb auf, schüttelt den Kopf. Spöttisch wirft sie die Lippen auf:

„Warum lassen Sie sich quälen?"

Er hebt die Schultern und läßt sie wieder fallen. Wie sie ihn jetzt in seiner Not sieht, weiß sie auch, warum er von ihr gehen will:

„Soll ich es Ihnen sagen?"

Er kann nur nicken und möchte doch weit in die Nacht hinausstürmen. Nicht mehr ihre Augen sehen und das Glühen darin! Sie zeigt auf den Platz, wo er gesessen hat:

„Setzen Sie sich noch einen Augenblick, es wird mir schwer, zu Ihnen aufzusehen."

Sie spürt seinen Widerstand.

„Lassen Sie sich nicht lange bitten."

Er kommt ihrem Verlangen nach:

„Legen Sie auch Ihren Rucksack ab, er nimmt uns die Ruhe."

Auch dies tut er, aber er will sich von ihren Worten nicht überwinden lassen. Sie richtet sich auf, rückt sich auf ihrem Platz zurecht, sieht einen Augenblick über die Wiesen hinweg, streicht mit beiden Händen über das hohe Gras und spricht, noch von ihm abgewandt:

„So, nun sind wir so weit."

Ihre Augen machen ihn nicht mehr unsicher. Alle Unruhe fällt von ihm ab. Er kann wieder denken. Ohne jede Erregung spricht sie nun und in ihrer Stimme ist kein Locken mehr:

„Ich könnte fragen, ob es denn so schwer ist, mich lieb zu haben? Sie würden doch keine Antwort darauf geben, und so ist diese Frage ohne Bedeutung. Da ich aber nun weiß, warum Sie schweigen und gehen wollen, halte ich es für meine Pflicht, davon zu sprechen, weil es uns beide angeht. Und so meine ich, lieber Freund, da keine Frau zwischen uns steht, kann der Grund deiner lebensfernen

Flucht nur darin zu ſuchen ſein, daß du nicht über dich hinauskommſt."

Sie glaubt, er wolle etwas ſagen und ſchweigt deshalb. Aber er horcht nur ſtill ihren Worten nach und ſo fährt ſie fort:

„Es mag nicht leicht ſein, ſich ganz über ſich hinweg zu heben; mein Bruder würde mit den Worten der Schrift ſagen: und es ſei denn, daß du neu geboren würdeſt. So iſt es auch mit dir. Wäre ich eine Arbeitskameradin von dir, hätteſt du keine Bedenken, keine Frage. So aber, da ich die Schweſter eines Pfarrers bin, biſt du arm und niedrig, all dein ſchöner Arbeitsſtolz iſt dahin. Ich will nicht mit dir ſchelten, aber im letzten haſt du unſer neues Deutſchland noch nicht begriffen. Immer noch denkſt du in Klaſſen."

Sie nimmt ſeine Hand und ruft ihm zu, als wolle ſie ihn über einen Graben reißen:

„Spring lieber Freund, es lohnt ſich!"

Hin iſt alles, was er ſich als Pflicht geſetzt hat.

Grau lichtet ſich der Morgen. Die Stunden ſind wie im Fluge vergangen, und was ſie geſprochen haben, iſt die Geheimſprache der Liebe, dem anderen unverſtändlich, ſinnlos und töricht. Zum Abſchied noch ein letzter Kuß, und er marſchiert in ſein neues Arbeitsjahr und ſie winkt, bis er im Wald verſchwunden iſt.

Nun hat er doch noch etwas erobert und bringt einen Schatz mit nach Hauſe. Er ruft in den Wald die Worte des alten Grafen, daß die Vögel ſchrecken und ein Eichhörnchen faſt vom Baume fällt:

„Schön ſind unſere Frauen, ſchön in ihrer ſtrömenden Erdhaftigkeit."

Als er aus dem Walde tritt, leuchtet der junge Morgen in der Sonne. Die Erde dampft und Lerchen ſteigen mit ihrem jubelnden Lied hoch in die Luft. Nicht weit von ihm ſchüttert und rüttert eine Dreſchmaſchine. Hoch fliegen die Garben und hochbeladen fahren die Erntewagen. Und Karl Stuten, der in dieſer Nacht über den letzten Klaſſenkampfgraben geſprungen iſt, geht wie ein König in den ſingenden Tag.

IX.

Und darum nun erſt recht!

Tripp, trapp! Schrimm, ſchramm! Und ...

„Ein Mädchen wollte früh aufſteh'n
Dreiviertel Stund vor Tag ...“

Die lange Marſchkolonne wiegt im Gleichſchritt links, rechts, links, rechts wie hohes Rohr im Wind, der jauchzend über ſie ſtürmt und das Lied der Männer wie die dürren Herbſtblätter hoch in die Luft hebt. Ein Bauer, der auf dem Sommerweg mit ſeinem Wagen vorüberrumpelt, knallt im Takt des Liedes mit ſeiner Peitſche. Seine Pferde verſtehen das falſch und ziehen mit einem Ruck an. Es fehlte nicht viel, daß er rücklings von ſeinem Bock in den Wagen gefallen wäre. Die Männer, die es ſehen, lachen, auch er lacht mit und läßt die Pferde ſich im Trab auslaufen. Schnell iſt er an der Kolonne vorbei, und wieder reißt es über die Straße:

Tripp, trapp! Schrimm, ſchramm! Und ...

„Schwarzbraun iſt die Haſelnuß,
Schwarzbraun bin auch ich ...“

Vor ſeinen Männern marſchiert der Sturmführer Niels Peter und denkt: So marſchieren nun über die Straßen der Mark zehntauſend Männer und mehr, laſſen ſich den Wind um die Ohren wehen, und wenn es

regnen würde, täte es ihnen auch nichts. Das ist mit den Männern wie mit Pferden, die zu lange im Stall stehen. In den Steinen der Stadt und im ewigen gleichen Takt der Arbeit werden die Knochen steif. Die müssen mal wieder richtig lang gemacht werden.

Wie in den schönsten Sommertagen scheint die Sonne. Für Oktober ist es eigentlich zu warm. Niels Peter sieht auf die Uhr. Donnerwetter, schon zwölf.

Die Männer singen nicht mehr. Schrimm, schramm, tripp, trapp reißen ihre nägelbeschlagenen langen Stiefel über die Chaussee. Der Sturmführer Niels Peter nimmt die Geländekarte aus der Kartentasche. Muß doch mal sehen, ob er seine Zielabschnitte einhalten kann. Noch einen Kilometer, und er hat das zweite Ziel erreicht. Da kommt er gut mit der Zeit aus und kann seinen Männern etwas mehr Ruhe geben, als er für die Mittagspause festgesetzt hatte.

Ungefähr in der Mitte der Kolonne marschieren in einer Reihe Karl Stuten, Fritz Günther und Paul Pirwitz. Vor ihnen der Oberscharführer Walter Menerth, der Paul Pirwitz nicht von der Maschine verdrängt hat. Diese Not hatte für alle drei eine ideale Lösung gefunden. Noch eine Großdrehbank ist aufgestellt worden, und so blieben die beiden Alten mit dem Jungen zusammen und sind wie ein Kleeblatt geworden. Neben ihnen marschieren der Chefingenieur Peters und der Werkzeugmacher Heiner Gabbert.

Als nun das Singen lange hinter ihnen liegt wie eine schöne Landschaft und sie schweigend immer einen Fuß vor den anderen setzen, unterbricht Paul Pirwitz den Gleichklang ihrer Schritte:

„Det is' wie im Krieg und doch anders."

Keiner ſagt etwas dazu. Sie wiegen links, rechts, links, rechts, und es reißt ſchrimm, ſchramm, tripp, trapp über die Landſtraße. Paul Pirwitz ſieht niemanden an und erwartet nicht, daß jemand ſeine Bemerkung aufgreift. Klatſchweiber ſind ſie nicht, die wie Enten ſchnattern. Es iſt bei ihnen ſo: Wenn einer etwas ſagt, ohne den anderen direkt zu fragen, hängt der Nebenmann ſchweigend ſeine Gedanken daran, und das genügt.

Aber das letzte Wort von Paul Pirwitz iſt doch bei Karl Stuten hängengeblieben. Er denkt und nickt. Ja, es iſt anders als im Krieg. Zwar ſcheinen Marſch, Diſziplin, Befehl und Ausführung in der gleichen Ordnung zu leben, und doch ging es damals in den blutigen Kampf Mann gegen Mann, Volk gegen Volk. Und heute geht es um die eigene innere Ausrichtung, es iſt eine Übung der Zucht, um ein Beiſpiel zu nennen.

Er horcht in ſich hinein und ſpürt, wie ſein Blut durch die Glieder ſtrömt, wie die Lunge tief und weit atmet und den Druck der Arbeitstage von der Bruſt nimmt. Es iſt eben doch grundanders als im Krieg, nicht die dumpfen Kriegsmärſche, nicht Tod, Zerſtörung und Öde. Frieden ruft es ringsum auf dieſem Marſch. Und der Menſch darin baut ſich ſein Land neu auf und auch wieder anders als je zuvor. Und dazu gehört auch dieſer Marſch, in dem er jetzt einen Fuß vor den anderen ſetzt.

Paul Pirwitz, der nun ſchon wieder ſeit über einem Monat mit Karl Stuten Bank neben Bank arbeitet, hat ſich mit ſeinem Gedanken weiter beſchäftigt und ſagt nun zu Karl Stuten:

„Menſch, wenn ick det ſo bedenke, im Krieg war ich Unteroffizier, und hier bin ick Rekrut."

Er ſchweigt, und was er bedacht hat, bleibt ungeſprochen. So antwortet Karl Stuten:

„Was hat das zu ſagen? Ich war Feldwebel und bin nun auch Rekrut."

„Siehſt de, det iſt es ja jerade, wat ick meene!"

Fritz Günther muß über Paul Pirwitz' Feſtſtellung lachen. Er zeigt auf den vor ihm gehenden Chefingenieur:

„Ja, und der kann uns morgen die große Baßgeige vorſpielen. Heute aber muß er ſich von ſeinem jüngſten Großdreher zeigen laſſen, wie man ſich als SA.-Mann richtig anzieht."

Sie lachen alle drei, und da der Wind ihre Worte mit nach vorn genommen hat, ſind ſie auch von ihren drei Vordermännern gehört worden. Doch keiner dreht ſich um. Sie ſuchen ſich ihre eigenen Antworten. Heiner Gabbert grient mit einem Seitenblick auf den Chefingenieur vor ſich hin. Der denkt an die große Baßgeige und weiß nicht recht, was der Schloſſer Günther damit meint. Aber dann lacht auch er, denn ſein jüngſter Großdreher hat ihn heute morgen erſt mal ſeinen Torniſter richtig ſchnallen laſſen. Alles will gelernt ſein und bedarf ſeines Lehrers. Walter Menerth weiß, daß er gegenwärtig Mittelpunkt im Denken ſeiner Männer iſt. Aber er denkt ſchlicht: Ihr Armlöcher, lacht in ſich hinein, ſieht ſich zu ihnen um. Die Kameraden haben noch ihr Lachen auf dem Mund. Da nimmt er den Zeigefinger an die Stirn, und alle wiſſen um ſeine Antwort.

Die Kolonne ſchwenkt in einen Waldweg ein, alſo muß

auch Walter Menerth seine Nase nach vorn nehmen. Noch hundert Meter mögen sie marschiert sein. Niels Peter tritt auf die rechte Seite heraus, läßt seine Männer an sich vorbeimarschieren. Die wissen, nun kommt sein „Stillgestanden" und dann das „Weggetreten". Die Marschpause ist fällig. Verstohlen halten sie nach einem guten Platz Ausschau und wissen doch, daß es eigentlich nichts zum Aussuchen gibt. Jeder Platz ist gleich gut.

Niels Peter hat seine Kommandos gegeben. Seine Männer halten in der Sonne und im Windschutz des Waldes ihre Mittagsrast. Die sechs Männer um Walter Menerth sitzen zusammen, essen ihr Brot und die Feldflasche gibt den Trunk. Fritz Günther macht sich seine Tomaten zurecht. In Paul Pirwitz' Augen lacht ein Teufel, als er fragt:

„Wen willst de mit deine Liebesäpfel neidisch machen?"

„Dich, Paul!"

Ob es nun dir oder dich heißt, ist bei Paul Pirwitz immer eine Preisfrage. Er würde dir sagen, jedoch, von ihrem Streit ‚ob mir oder mich' braucht der Chefingenieur nichts zu wissen. Er soll also neidisch werden? Nein, er ist es nicht und schüttelt den Kopf:

„Is nich! Nee Fritz, bei mir heute nich, mein Rohkostsonntag is noch nich dranne."

„Ist ein Irrtum", pariert Fritz Günther, „das wird ‚Tomate à la tartare'." Dazu weiß Paul Pirwitz nichts zu sagen, und so ist es in ihrem Kreis wieder still.

Fritz Günther hat seine Zubereitung beendet. Als nun die Tomatenscheiben auf seinem Brot zum Essen einladen, kann Paul Pirwitz dieser Lockung nicht widerstehen. Seine Augen glänzen, er schnalzt mit der Zunge,

als schwelge er im Genuß der ‚Tomate à la tartare'. Fritz Günther lacht, sieht Paul Pirwitz herausfordernd an, läßt sich aber dann doch erweichen und reicht ihm wortlos eine Tomate hinüber. Der nimmt sie ebenso, wie sie gegeben wird, legt sie neben sein Brot und hält die Hand für die Zwiebel auf. Auch da bekommt er die größte. Für einen Augenblick sieht er sinnend auf Tomate und Zwiebel, dann macht er sich an die Zubereitung. Mit der gleichen Sorgfalt geht er ans Werk.

Langsam und vorsichtig löst er die äußere Haut der Zwiebel ab und legt sie auf den Tornister. Das hat auch Fritz Günther getan, denn der Wald ist kein Müllhaufen. Das fällt also nicht besonders auf, auch als er die zweite ablöst und danebenlegt. Doch als er dann, verstohlen, mit einem Blick von unten zu Fritz Günther, auch die dritte und vierte Schale, die das Fleisch einschließt, danebenlegt, schauen sich Karl Stuten und Fritz Günther fragend an. Und dann sehen sie mit der gleichen Frage im Blick auf die vier kleinen Haufen von Zwiebelhäuten und Schalen. Als dann Paul Pirwitz, als sei es selbstverständlich und gehöre zu seinen Vorbereitungen, auch noch die fünfte Schale neben die anderen legt, fragt Fritz Günther:

„Was soll das werden, wenn es fertig ist?"

Paul Pirwitz sieht von seiner Arbeit auf. Er hat einen langen Blick für den Frager und dann auch für Karl Stuten, ein Lächeln schiebt sich auf seinen Mund, was komisch wirkt in Anbetracht der Tränen, die der Zwiebelsaft in seine Augen treten läßt. Freundlich nickt er beiden zu, wischt sich mit dem Ärmel die Augen und beschäftigt sich wieder mit seiner Zwiebel. Mit der gleichen Ruhe

und Selbſtverſtändlichkeit löſt er nun auch die ſechſte Schale vom Fleiſch ab.

Durch die Fragen Fritz Günthers aufmerkſam geworden, ſehen nun auch die anderen auf dieſe ſeltſame Art, eine Zwiebel für eine Tomate zurecht zu machen. Staunen und Fragen ſtehen in ihren Geſichtern. Da Fritz Günther keine Antwort bekommen hat, ſagt der Chefingenieur:

„Wenn Sie ſo weiter machen, bleibt von der Zwiebel nicht viel übrig.“

Langſam nimmt Paul Pirwitz ſeinen Kopf hoch. Die letzte Schale um das Zwiebelfleiſch hat er noch nicht abgelöſt. Er ſieht den Chefingenieur mit einem ernſten Blick an, dann nickt er auch dieſem zu und reißt das letzte Stück der Schale ab, als ſei ihm eine Laus über die Leber gelaufen. Nun hat er nur noch das Zwiebelfleiſch in der Hand. Er legt auch das, nachdem er es ſich von allen Seiten angeſehen hat, ſtumm auf den Torniſter, nimmt dann die Tomate, ſchneidet ſie in zwei Stücke und ſchiebt eines davon in den Mund. Er beißt von ſeinem Brot ab und tut ſo, als wenn nichts geſchehen wäre.

Fritz Günther ſchüttelt den Kopf und zeigt auf die zerſtückelte Zwiebel:

„Dazu habe ich ſie dir nicht gegeben!“

Paul Pirwitz bleibt auch jetzt noch ſtumm, weiſt auf ſeine vollen Backen und kaut ruhig weiter. Als er den Mund leergegeſſen hat, ſpricht er:

„Wees ick!“

Damit ſchiebt er das andere Stück der Tomate in den Mund. Das Drama zwiſchen den beiden ſpitzt ſich zu. Auf Fritz Günthers Stirn legt ſich eine Falte. Er wartet,

um ſich nicht wieder von Paul Pirwitz mit dem Hinweis auf ſeine vollen Backen abfertigen zu laſſen, bis der mit dem Eſſen fertig iſt und ſagt dann ungehalten:

„Menſch, nun rede doch endlich!“

Paul Pirwitz hebt beſchwichtigend die Hand:

„Langſam, langſam, keene jüdiſche Haſt. Dein Vater hat och neun Monate uff dir warten müſſen.“

„Quatſch!“

„Watt denn, watt denn, bloß ſieben Monate? — Det kann ich natürlich nich wiſſen, det du ein Siebenmonatskind biſt.“

Die Runde der Zuhörer lacht und Fritz Günther zuckt mit der Schulter:

„Es iſt nur ſchade um die Zwiebel.“

Paul Pirwitz nickt ihm beſtätigend zu, um darauf mit ſeinem Lauſejungenlachen zu antworten:

„Ja, ja, Fritz, et is um manche Jungfrau ſchade, aber doch nötig.“

Fritz Günther tippt mit dem Zeigefinger vielſagend an ſeine Schläfen und unterſtreicht dieſe Geſte mit den Worten:

„Du ſpinnſt mal wieder.“

„Mag ſind, aber nun paß mal obacht. Ick hab die Zwiebel ſo zerſchneiden woll'n wie du. Det ha ick jewollt, det mußt du mir jloben. Ja, und wie ick da an zu pellen fange, ha ick mir gleich ſelber mit abjepellt.“

Er ſchweigt. Die Fünf um ihn vergeſſen das Eſſen, und Heiner Gabbert ſieht ihn mit offenem Mund erſtaunt an. Paul Pirwitz ſchweift mit ſeinem Blick von einem zum anderen und dann fährt er fort:

„Det ha ick." Zeigt auf die erſte, faſt rote Haut. „Det is die Sozialdemokratie, die jing leicht ab, platzte faſt von alleene." Er ſieht für einen Augenblick Karl Stuten an; „et ſoll Zwiebeln jeben, bei denen jeht et nich ſo leicht. Ja, und denn bei den anderen Schalen wurde et ſchwerer, det is nich ſo einfach, die janz ohne Schaden abzukriegen. Det is mehr innerlich, det is det mit der Klaſſe und ſo, von wejen reich und arm, ja und den ganzen Kram der Vorurteile. Ja, und bis man ſich denn ſo janz abjepellt hat, is man nackt und bloß wie ein Kind und muß janz von vorne wieder anfangen. Ja, und det Letzde", er ſieht den Chefingenieur an, „det is die Pelle von wejen Sie und Du, da wees man nich, wann man een Du is und wann een Sie, wann Schnaps is und wann Dienſt. Ja, un det is alles nich ſo einfach, und da habe ick denken müſſen, wir Alten werden mit det Pellen nich fertig werden, bei uns wachſen immer wieder die alten Schalen nach, un immer wieder werden uns die Ojen naß, wenn wir ſie runterreißen müſſen."

Nochmals ſchweigt er für einen Augenblick, nimmt das Zwiebelfleiſch in die Hand, wiegt es hin und her, reicht es Fritz Günther hinüber, und in ſeinen Worten iſt Lachen und Freude:

„Da Fritz, nimm zurück."

Der ſieht ihn verſtändnislos an, auch die anderen wiſſen nicht, was er damit ſagen will.

Das andere hat jeder auf ſeine Weiſe verſtanden, jeder hat heimlich gedacht, wenn das Beiſpiel auch komiſch ſcheinen mag, es iſt richtig. Doch das mit dem Zwiebelfleiſch, das iſt unverſtändlich. Walter Menerth fällt ſogar das Kinn nach unten und in ſeinem Geſicht

iſt keine Intelligenz zu erkennen. Unſchlüſſig ſieht Fritz Günther auf das Zwiebelfleiſch und weiß nicht, ob er es ihm abnehmen ſoll.

„Nu nimm ſchon, is doch och ſo zart und weiß wie dein Junge, der vielleicht jetzt ſchon quakt.“ Fritz Günther fühlt einen freudigen Schreck. Doch davon läßt ſich Paul Pirwitz nicht beirren, er ſpricht weiter: „Paß uff deinen Jungen uff, dat der ſich nich och ſo pellen muß wie du un ick und ihr“, er wendet ſich an die anderen, „ja, un nun jebt dem jungen Vater die Hand.“

Doch jetzt iſt es mit ſeiner eigenen Beherrſchung zu Ende. Er ſpringt auf, mit ihm Fritz Günther, und ihre Hände finden ſich in hartem Druck. Fritz Günther ruft in ſeiner Freude:

„Woher weißt du? Irmgard hat mir heute morgen nichts geſagt.“

„Det hab ick mir jedacht, die Weiber ſind ja dämlich, och meine; ſacht ſe doch zu mir, ſie jeht zur Irmgard, und dabei lachte ſie ſo komiſch. Ja, un ick kenn det, bin doch och bald wieder Vater.“

Das iſt alles verworren und ohne Gewißheit. Fritz Günther zuckt mit der Schulter und weiß nicht, was er machen ſoll. Teufel auch, Paul Pirwitz kann recht haben, und er iſt hier und die Irmgard braucht ihn, er iſt wieder bei ſeiner Männerſache und denkt nicht an ſie. Ratlos ſieht er ſich im Kreiſe um.

Walter Menerth hat ſehr ſchnell begriffen, worum es geht. Die Sorge um ſeine Männer iſt in dieſer Stunde, ſeine Aufgabe. Er geht zu Niels Peter und bittet für Fritz Günther um Urlaub. Nur ein paar Worte ſind nötig. Niels Peter geht mit ihm zu Fritz Günther, legt

ihm die Hand auf die Schulter und ſagt im Ton der alten Jugendfreundſchaft:

„Fritz, laß dir ein Rad von der Radfahrergruppe geben und mache, daß du zu Irmgard kommſt.“

In langen Sätzen ſpringt Fritz Günther hinüber. Paul Pirwitz packt ihm ſeinen Torniſter. Als Fritz Günther ſchon auf dem Rad ſitzt, muß er noch einmal abſteigen. Daß ihm noch einer ſeinen Torniſter nachtragen ſoll, wäre zuviel von den Kameraden verlangt. Unter Hallo und beſten Wünſchen ſauſt er los.

Bald danach hat Niels Peter ſeinen Sturm wieder antreten laſſen und iſt weitermarſchiert. Nun geht neben Karl Stuten der Zeichner Artur Borchert und wieder reißt es über die Straße ſchrimm, ſchramm, tripp, trapp, und ſie ſingen zum drittenmal:

„Ein Mädchen wollte früh aufſteh'n.“

Fritz Günther brauſt durch Hennigsdorf und hat für nichts Gedanken als für Irmgard. Ihm iſt hölliſch warm, aber was tut das ſchon. Weiter, nur weiter.

In der gleichen Stunde ſitzen Irmgard und Anna um den ſonntäglich gedeckten Tiſch. Irmgard nippt nur von dem Eſſen, in ihr iſt eine große Ängſtlichkeit und das Herz klopft bis an den Hals. Ganz leiſe ſpürt ſie das Kommen ihrer ſchweren Stunde. Und noch etwas anderes gibt dieſem Tag ſeinen Sinn. Es iſt jetzt ein Jahr her, ſeitdem Fritz Günther nach zwanzig Jahren aus der weiten Welt zu ihr in ihr Haus zurückkam. Das Herz drückt den Atem ſchwer und Anna fühlt, wie es um die Mutter ſteht. Sie ergreift deren heiße Hand. Auf den Lippen hat ſie den Vorwurf: „Und wieder iſt der Vater nicht bei dir“, doch ſie ſpricht ihn nicht aus. Die Mutter

würde ja doch sagen: „Wie kann ich deinen Vater von seiner Männersache zurückhalten.“ Sie streichelt leise die liebe Mutterhand. Irmgard legt die freie rechte Hand auf den hohen Leib. Sie brauchen beide nicht mehr von dem zu sprechen, was nötig ist. Irmgard nickt und Anna steht auf, streicht der Mutter über das Haar und gibt ihr einen Kuß. Was nun zu tun ist, geht schnell. Wenig später kommt auch Grete Pirwitz und steht helfend neben den Frauen.

Fast zu gleicher Zeit mit der Hebamme steht Fritz Günther vor seiner Haustür. Anna zieht ihn schnell in die Küche und fällt ihm um den Hals. Er macht sich frei, wäscht sich schnell und wartet mit mehr Angst als alle Frauen, bis er zu seiner Frau zu einem kurzen Händedruck ans Bett treten darf. So kurz er seinem Mädchen auch in die Augen sehen und über die nasse Stirn streichen darf, so unendlich viel Kraft gibt es Irmgard. Leise sagt sie:

„Das ist lieb von dir.“

Mahnend legt die Hebamme ihre Hand auf seine Schulter. Still geht er hinaus. Anna schiebt ihn in ihre kleine Stube. Sie selbst bleibt in der Küche. Wenn man das Gewicht ihrer beider Sorgen um die Mutter auf die Waagschale legen könnte, wäre es gleich schwer. Und gut ist es, daß von Zeit zu Zeit Grete Pirwitz zu ihnen kommt und ein paar Worte der Beruhigung findet.

Anna kann nicht mehr allein in der Küche bleiben, die Sorge um die Mutter liegt zu schwer auf ihrem jungen Herzen, sie geht zum Vater, da reißt Grete Pirwitz die Tür auf und ganz leise hören sie den ersten Schrei des neuen Erdenbürgers. Fritz Günther will zu seiner Frau. Grete Pirwitz wehrt ihm:

„Nicht so stürmisch, junger Mann", lacht sie freudig, „noch einen Augenblick. Sie sind mir übrigens ein sonderbarer Vater, wollen gar nicht wissen ..." Sie kann nicht weiter sprechen. Anna drängt sie zur Seite, fällt ihrem Vater um den Hals und flüstert mit stockender Stimme:

„Es ist ein Junge, ich habe einen Bruder!"

Alles ist um sie beide versunken, die Freude hüllt sie wie in einen Nebel ein.

Um die gleiche Zeit hat Niels Peter seinen Sturm wegtreten lassen. Paul Pirwitz hält nichts mehr bei seinen Kameraden, er muß wissen, ob er den Jungen richtig angesagt hat, oder ob es ein Mädchen ist. Langsam geht er die drei Treppen zu Fritz Günther hinauf. Er denkt an den Tag, an dem sein letzter Junge geboren wurde. Da haben sie ihn vorwurfsvoll angesehen und seiner Grete hatten sie mit beleidigenden Blicken nachgesehen. Das ist also auch anders geworden. Und damit drückt er auf den Klingelknopf, denn schließlich muß er doch wissen, ob es ein Junge oder ein Mädel ist und wie das Kind heißt. Fritz Günther kriegt er nicht zu sehen, seine Frau, die Grete, läßt ihn gar nicht erst in die Wohnung:

„Geh' ruhig nach Hause, hier stehst du doch nur im Wege."

Gewiß, das sieht er ein, jedoch dies ist nur heute so. Wenn er wieder Vater sein wird, stehen die anderen im Wege. Wenn das nun heute auch so ist, so muß er doch wissen, was der Klapperstorch gebracht hat, und da es nun ein Junge ist und er Peter heißen soll, geht er mit lachenden Augen, jedoch nicht nach Hause, sondern zu

Karl Stuten. Er trinkt deſſen Kaffee aus, raucht drei Zigaretten, bevor er den Mund aufmacht und ſagt:

„Menſch, Karl, wenn det ſo weiter jeht, werd' ich noch mal jung."

„Das biſt du doch", antwortet Karl Stuten und denkt dabei an ſich. Er geht an ſeinen Bücherſchrank, nimmt aus einem Buch ein Bild und zeigt es Paul Pirwitz. Es iſt Waldtrauts Bild. Paul Pirwitz ſieht es ſich lange an, nickt mehrere Male anerkennend und brummt:

„Nette Frau."

Karl Stuten nimmt ihm das Bild wieder aus der Hand, legt es in das Buch zurück und ſagt leiſe, von Paul Pirwitz abgewandt:

„Paul, ich möchte dich bitten, mein Trauzeuge zu ſein."

Paul Pirwitz macht große Augen. Dann ſteht er auf und drückt dem Freunde die Hand:

„Menſch, Karl, det is ſeit Jahren das erſte vernünftige Wort von dir. Aber laß man", er legt ſeine Hand auf des Freundes Schulter, „mit unſeren Kindern werden wir jung und ſtark und lernen wieder das Lachen, das wir faſt ſchon verlernt hatten."

Mehr haben ſie ſich für dieſen Abend nicht zu ſagen. Jeder verliert ſich in ſeine eigenen Gedanken. Sie wiſſen wieder, für wen und wozu ſie leben. Ihr Leben hat nicht nur den Sinn, den Körper mit mehr oder weniger Nahrung zu erhalten, ſondern ſie ſtehen in einem Auftrag, der Deutſchland heißt und das iſt mehr, als daß ſie ſatt werden wollen. Das neue Deutſchland, das nun auch das ihre iſt, in dem ſie nicht mehr die vaterlandsloſen Geſellen ſind wie in der Vergangenheit, wird mit ihnen zu

einem Beispiel einer neuen Ordnung und Gesinnung, wie Menschen miteinander arbeiten und leben. Diesen Auftrag fühlen sie in sich als ein Gesetz. Niemand kann ihnen den Auftrag mehr streitig machen, noch abreden, noch verfälschen, welche Macht der Erde es auch versuchen möchte.

Und so geben die Stunden der Arbeit ihren sinnvollen Anteil des Lebens und die Stunden der Freude und Sorge schließen den Tag ab. Ein Tag reiht sich so an den anderen zum Monat und dieser zum Jahr. Jahr zu Jahr geht mit machtvollen Schritten voran. Gewaltig greift die neue Ordnung aller Dinge in das Leben des Einzelnen, nimmt das kleine selbstische Ich und stellt es in die große verpflichtende Gemeinschaft aller Deutschen, und da ist es dann, daß des öfteren die Menschen sagen: „Deutschland ist schöner geworden."

Im Frühjahr des Jahres 1939 wird dem Kleeblatt an den drei Großdrehbänken, den Drehern Paul Pirwitz, Karl Stuten und Walter Menerth, eine große Freude. Ihr Betrieb schickt sie mit ihren Frauen auf eine lange KdF.-Reise. Drei Wochen dürfen sie an nichts anderes denken als an Freude und Erholung. Mit dem KdF.-Schiff „Robert Ley" soll es hinausgehen auf den Ozean, nach den Gestaden der lachenden Inseln Madeira und Tenerife fern im Süden. Nun schwimmen sie schon auf dem Atlantik. Die Augen schmerzend, flimmern die Sonnenstrahlen im leichten Spiel der Wellen. Die lange sanfte Dünung ist wie ein ruhiges Atmen des Meeres. Das soll nun der Ozean sein, das große unendliche Meer? denkt Karl Stuten. Er sieht auf Fritz Günther, der liegt mit Sonnenöl eingerieben in der Sonne und läßt sich wie

ein Spanferkel braten. Fritz Günther hat die Freunde nicht allein in die Fremde ziehen laſſen wollen und alle Hebel angeſetzt, um für ſich und Irmgard auch eine Schiffskarte zu bekommen. Von den anderen Freunden iſt keiner zu ſehen, und ſo verliert ſich ſein Blick wieder auf das Meer hinaus.

Waſſer, nichts als Waſſer zwar, jedoch ſo ſtill, wie das Waſſer eines märkiſchen Sees. Ruhig zieht das Schiff ſeinen Kurs auf Madeira zu. Eine Woche iſt bereits vergangen, ſeitdem ſie das Schiff betreten haben; zwei Wochen ſoll der Traum noch währen. Keine Sorgen, keine Arbeit, keine unfrohen Menſchen, keine Fragen, ſtill in ſeinem Liegeſtuhl hinträumen und ...

Auf den Liegeſtuhl neben Karl Stuten legt ſich ein Mann. Sie kennen ſich nicht. Siebzehnhundert Urlauber ſind auf dem Schiff. Auch hier an Bord iſt es ſo wie überall im Leben, kleine und kleinſte Menſchwelten ſind eine Einheit für ſich und wollen es auch bleiben, denn Urlaub haben die Menſchen, wollen ſich ſelbſt genug ſein. Karl Stuten hat ſeine Welt und der Mann auch die ſeine. Keiner will in die des anderen eindringen. Leiſe ſtreicht der Gruß des Mannes an Karl Stuten vorbei, in ſeine Gedanken eingeſponnen nickt er zurück. Der Mann ſchweigt, Karl Stuten dankt allen Göttern der Meere, daß er den Mund zu einer Antwort nicht aufzutun braucht, ſo faul iſt er. Jedoch der Dank iſt zu früh geſagt. Die Hände des Mannes, die ruhend auf den Stuhllehnen liegen, ziehen ſeinen Blick an. Seine Augen ſuchen über dem Geäder des Blutes und dem Spiel der Muskeln den Menſchen, noch mehr, er ſpürt wie ein Jäger dem Wild nach und ſucht den Beruf des

Mannes von der Hand abzuleſen. Er glaubt einen Metallarbeiter vor ſich zu haben. Und damit iſt Karl Stuten in der Welt der Arbeit, an die er in dieſen drei Wochen nicht denken wollte. Er wollte die Tage ſchön an ſchön reihen, als eine köſtliche Perlenkette erleben, und nun iſt es doch wieder die Arbeit, die ihn wie ein Magnet anzieht.

Mein Pech und mein Glück, beruhigt er das fragende Spiel ſeiner Gedanken und beſcheidet ſich, indem er das Denken an die Arbeit nicht ſtörend neben die Freude ſtellt.

Die rechte Hand des Mannes umgreift die Stuhllehne. Die Haut der Hand ſpannt ſich um die Knöchel und die Sehnenfäden ſpielen über das Gelenk. Es will Karl Stuten ſcheinen, als umgreife die Hand einen Hebel, um dieſen zum Arbeitsgang niederzudrücken. Der Mann denkt an ſeine Arbeit, an ſeine Maſchine, und die Hand arbeitet in der Reflexbewegung ſeiner Handgriffe, ſo deutet er deſſen Griff. Warum an ſeine Maſchine? fragen ſeine Gedanken, doch weiſt ſein Auge den Zweifel zurück. Eine ſich ſo ſpannende Hand – auch er umgreift die Stuhllehne – kann nur das Spiegelbild von einer ſein, die einen Hebel umgreift. In Karl Stuten lockt es, die Innenfläche der Hand des Mannes zu ſehen. Jenes bizarre Spiel der Rinnen und Riſſe, Berge und Täler. Die Landſchaft des Lebens dieſes Mannes möchte er überſchauen können.

Die Hand entſpannt ſich, und wieder wird ſie ihm zu einem Bild der Arbeit. In langen Reihen ſtehen die Maſchinen, und Hände ſind es, die ruhig und ſicher die Kurbeln und Hebel bewegen.

Das lachende Lied einiger Urlauber hebt für einen Augenblick seine Gedanken um den Mann und dessen Arbeit auf und führt sie auf die märkische Heide, den märkischen Sand. Still träumend im Bild der Mark Brandenburg lacht Karl Stuten in sich hinein. Was soll auch das Denken an die Arbeit auf einem solchen Schiff. Die Arbeit liegt weit zurück, ist im Sonnenglast des Horizonts versunken. Er summt das Lied von der märkischen Heide mit.

„Ich möchte für den gestrigen Abend danken", spricht der Mann neben Karl Stuten in die Worte des Liedes hinein. Karl Stuten reißt den Kopf hoch, das Lied verstummt in ihm. Der Mann neben ihm umgreift ihn mit seinem Willen, er will etwas von ihm. Der Mann hat sich also nicht von ungefähr, weil der Platz leer war, neben ihn gesetzt. Gestern abend hatten sie im kleinen Kreis über die Arbeit gesprochen, über ihren Sinn und Wert, da hatte Karl Stuten das Wort geführt und wohl auch das ausgesprochen, was sie alle dachten. Der Mann war also auch dabei gewesen. Weit über das Meer hinaus sucht dessen Blick. Die Sonne zeichnet sein eckiges, wie aus Holz geschnittenes Gesicht, auf die hellgelbe Wand in seinem Rücken. Karl Stuten sucht die Worte seiner Antwort. Der Mann dankt für die Stunde, die er in die Welt Karl Stutens hat sehen können. Mußte er selbst nun auch danken, weil der andere dankt? Er will etwas Belangloses sagen. Belanglos? Darf er so antworten? Noch wie er dies überdenkt, spricht leise der Mann:

„Von der Arbeit loszukommen, bedarf es einer langen Zeit."

Karl Stuten nickt, findet auch jetzt keine Antwort.

„Zwanzig Jahre arbeiten, Tag um Tag und immer wieder und weiter Tag um Tag. Was davor ist als Lehre, ist ja keine Arbeit, ist ja Spiel, ist Freude mit der Sache der Männer, ebenso wirken zu können, wie die. Ja und dann? Aber das ist unser Schicksal!"

Der Mann schweigt und Karl Stuten kann nicht anders als gegen die Meinung des Mannes, daß die Arbeit ein Schicksal sei, aufzubegehren:

„Wie kann man von einem Schicksal reden, was eine natürlich gegebene Pflicht des Menschen ist. Ich kann mir nicht denken", – er sieht auf die Hände des Mannes – „daß Sie unfroh Ihre Arbeit verrichten, als ein vom Schicksal geschlagener Mensch vor Ihrer Maschine stehen?"

Langsam wendet der Mann ihm den Kopf zu. Ein klares, gerades Gesicht, muß Karl Stuten denken und weiter, ein Mund, der nicht lügen kann und Augen, die nicht listig einen Vorteil suchen. Warum dann die Arbeit als Schicksal erleiden?

Der Mann muß die Frage in den prüfenden Augen Karl Stutens gelesen haben; ehe der sie jedoch in Worte kleiden kann, spricht der Mann:

„Sie haben mich mißverstanden, ich meinte nicht die Arbeit."

Ein Lächeln schiebt sich auf seinen Mund. Er hebt seine arbeitsgewohnte Hand, wechselt den Blick von Karl Stuten zu seiner Hand und dann wieder zu diesem zurück:

„Was sollte ich wohl sonst mit dieser Hand anfangen?"

„Warum sprechen Sie dann von einem Schicksal?"

Ein Atem kühler Luft ſtreicht an beiden vorbei, nimmt das Lächeln vom Munde des Mannes:

„Arbeiten iſt gewiß kein Schickſal, aber ein Arbeiter zu ſein, iſt es.“

Er richtet wieder den Blick auf das Meer hinaus. Karl Stuten folgt dem Blick des Mannes. Zu ſagen weiß er nichts. Er kann den Mann nicht verſtehen. Deſſen Hände und Geſicht widerſprechen ſeinen Worten. Eine Trauer weht ihn an, dem Manne nichts ſagen zu können. Vielleicht iſt es auch recht ſo und zwecklos, kommen ihm die Gedanken, und weiter muß er denken, iſt dem Manne geſtern abend ſein Arbeitertum nicht deutlich geworden, dann nutzen auch jetzt keine weiteren Worte.

Nicht lange ſchweigt der Mann, leiſe ſpricht er im Blick auf das Meer:

„Sie ſprachen geſtern davon, daß uns Arbeitern nichts geſchenkt wird, auch nicht unſere Ehre, alles müſſen wir uns ſelber erkämpfen.“

Karl Stuten nickt und möchte ſagen, daß er wenig von dieſer Ehre in ſich trägt und darum auch wohl wenig von dem Willen in ſich hat, ſie ſich zu erkämpfen, denn Arbeiter zu ſein und dies als ein Schickſal zu erleiden, zeugt von wenig Willen. Karl Stuten unterläßt es, darüber mit dem Manne zu reden. Eine Müdigkeit fällt ihn an. Wozu von der Ehre des Arbeiters zu einem Manne ſprechen, der um dieſe Ehre nicht kämpfen will. Der Mann ſpricht nicht weiter, ihm iſt es recht.

Das frohe Lachen einiger Urlauber läßt ihn den Mann vergeſſen. Er ſchließt die Augen, nicht um zu ſchlafen, er will an nichts denken, will ohne Gedanken das Leben

um sich lachen und freuen lassen, mit seinem Gesang und lachenden Wort. Kraft für die kommenden Arbeitswochen soll ihm durch die Freude werden.

Das Trompetensignal ruft zum ersten Kaffeetisch. Karl Stuten hat noch Zeit, er gehört zum zweiten Tisch, er kann also weiter in die Sonne dösen. So im Hinträumen, es ist still um ihn, kommen wieder die Gedanken an den Mann. Auch der scheint zu der zweiten Gruppe zu gehören. Ruhig, mit dem Blick auf das Meer, liegt der Nachbar in seinem Stuhl. Ein tiefer Ernst steht auf seinem Gesicht. Nun kann Karl Stuten doch nicht anders, er fragt:

„Was stimmt Sie in dieser Sonne und dem herrlichen Schiff so ernst?"

Der Mann zuckt mit der Schulter, hebt die rechte Hand, läßt sie wieder fallen:

„Das ist schwer zu sagen, was in meinem Kopf fragt und Antwort haben will. Sie haben es leichter, Sie haben über all die Dinge nachgedacht und haben Antwort bekommen. Ich muß jedoch die Worte suchen und habe dann doch nicht immer die richtigen."

Für einen Augenblick schweigt er. Seine Lippen bewegen sich und doch bleibt das Wort aus. Karl Stuten will ihm weiter helfen; irgend etwas, er weiß nicht was, er spürt es nur, verbindet sie miteinander, und das ist nicht nur, daß sie beide Arbeiter sind.

„Sprich zu mir, wie zu deinem Arbeitskameraden", beginnt er; „bin doch selber einer, arbeite auch zwanzig Jahre an der Maschine."

„Ich weiß darum, Sie haben gestern davon gesprochen."

„Ja und? – was hält dir das Wort auf der Zunge fest?“

Der Mann wendet Karl Stuten das Gesicht zu. Eine Frage ist in dessen Augen. Frage nur, denkt dieser. Das Gesicht des Mannes hellt sich auf. Karl Stuten findet dafür zunächst keine Deutung. Ihm gehen seine letzten Worte durch den Kopf. Unbewußt hatte er den Mann mit dem persönlichen Du angesprochen, wie es unter Arbeitskameraden üblich ist. Da die Frage in den Augen des Mannes bleibt, Karl Stuten aber weiter mit ihm kommen will, fragt er:

„Um mir lediglich deinen Dank für den gestrigen Abend zu sagen, hast du dich, so nehme ich an, nicht neben mich gesetzt?“

„Nein!“

„Ja und?“

Der Mann gibt sich einen Ruck und spricht:

„Ich weiß nicht warum und doch meine ich, daß, wenn mich einer verstehen kann, dann müßtest du es sein. Deine Worte gestern abend waren mir so verwandt. Ich hätte sie auch sagen können, und da möchte ich mit dir ...“

Die Augen des Mannes suchen Karl Stuten, der versteht ihn, reicht ihm die Hand und sagt:

„Laß es schon bei dem Du, wir sind Arbeitskameraden, an der Maschine würden wir das Sie ja auch nicht als Trennungsmauer zwischen uns hinstellen.“

Im Druck der Hände bricht das Eis zwischen beiden. Die Brücke des Vertrauens ist geschlagen:

„Ich möchte mich mit dir über die Arbeit aussprechen. Verstehe mich recht, Arbeit als unseren Sinn, in dem wir als Arbeiter unsere Existenz haben.“

Karl Stuten nickt, sieht wieder auf die Hände des Mannes, die sich um die Lehnen des Stuhles spannen, und es ist wieder so, als wollten sie den Hebel einer Maschine zum Arbeitsgang einschalten.

„Ich bin Bohrwerksdreher", beginnt der Mann nun, „arbeite nach der großen Arbeitslosigkeit sechs Jahre an der gleichen Maschine. Der Berg Arbeit, den ich Stück bei Stück mit meiner Maschine getürmt habe, ist beachtlich, und was darin an Fleiß und Genauigkeit steckt, wirst du ja wissen, bist ja auch Dreher."

Zustimmend nickt Karl Stuten, und der Mann spricht weiter:

„Darüber brauche ich nicht zu reden, das liegt im Handwerklichen und ist selbstverständlich. Was ich vor der Arbeit bin und wie ich darin stehe, das ist es, wovon ich mit dir sprechen möchte. Ich möchte auch, daß du mich verstehst, wenn ich vorhin gesagt habe, daß es ein Schicksal ist, Arbeiter zu sein."

Langsam suchend spricht der Mann:

„Ich habe an meiner Drehbank, so beim Schnitt, viel Zeit gehabt, über mich und meine Arbeit nachzudenken. Was ich da bedacht habe an fürsorglichem Leben für Weib und Kinder, so mit dem Mehren Taler um Taler, in bürgerlicher Anerkennung und Ehre meine Tage mit meinem Weibe zu beschließen, gab mir Sicherheit und bei der Arbeit auch manche Stunde der Freude. Doch nun, in dieser stillen, langen Woche auf dem Schiff, wo die Hände nichts mehr zu umgreifen haben, keinen Hammer, keine Kurbel, keine Feile, nicht mehr der Arbeitstakt meinen Gang und mein Denken bestimmt, die gewohnten Menschen und Straßen, all das, was in den

Jahren vorauf meinem Tag seinen Sinn und Inhalt gegeben hat, auf diesem Schiff keine Richtweise sind, fällt alle Sicherheit, in die ich mein Leben hineingedacht habe, von mir ab, wie Tünche von der Wand. Und all das, was ich an der Maschine um mich und meine Arbeit als Mauer der Ordnung aufgerichtet habe, steht ohne Fundament da. Hier auf dem Schiff, wo ich mich mit einer Welt, die so anders ist als die meine daheim, auseinandersetzen muß, ist mir mein Schicksal, ein Arbeiter zu sein, Arbeiter als Schicksal, gleich dem des Bauern, klar geworden. Die sechs Jahre Arbeit, ohne die Not, arbeitslos zu werden, im Nacken zu haben, haben mich in eine Besitzsicherheit des Lebens gewiegt, wie ein Kind in den Schlaf. Hier nun auf dem Schiff bin ich wach geworden, sehe mich in meinem Schicksal, mich als Arbeiter."

Er umgreift die Stuhllehnen, daß es in den Gelenken knackt und schweigt. Karl Stuten setzt sich im Stuhl auf, der Mann folgt seinem Beispiel. Man kann sich im Liegen nicht gut über die Arbeit aussprechen. Es will Karl Stuten nicht in den Kopf, daß dieser Mann sich und seine Arbeit als Schicksal erleidet. Der weicht dem fragenden Blick Karl Stutens aus und sieht auf das Meer hinaus. Dieser möchte gegen die Auffassung des Mannes etwas sagen, bezwingt sich jedoch, er will dessen Gedanken nicht durch seine Einwendungen stören und glaubt dessen Meinung von Arbeiter und Arbeitersein durch die ihm fremde Umwelt erklären zu können. Er kommt zu dem Schluß, daß, wenn sich der Mann darin gefunden hat, er das Leben und seine Arbeit auch wieder mit dem gleichen Willen anpackt, wie er es seinen Worten nach all die ver-

gangenen Jahre getan hat. Noch wie er dies so bedenkt, spricht der Mann:

„Es ist das wohl ein Schicksal zu nennen, als Arbeiter oder Bauer geboren zu sein."

Karl Stuten schüttelt den Kopf, sie sehen sich beide an. Bevor er etwas sagen kann, führt der Mann das Gespräch weiter:

„Ich meine es nicht im Sinne des Klassenkampfes, nein, auch nicht im Sinne von besser und schlechter, ganz anders meine ich es."

Er sieht auf seine Hände, richtet den Blick wieder zu Karl Stuten auf:

„Viel tiefer sehe ich mich in mein Schicksal gestellt. Schicksal im Sinne eines anderen Lebensauftrages, in seinem tätigen und untätigen Leben, gleich im Wert und der Ehre des Bauern und doch anders."

Er schweigt. Beide wissen, daß das Wort des Verstehens noch nicht gefallen ist. Noch sind ihre Rufe wie Stimmen von Insel zu Insel. Sie hören wohl den Klang, doch nimmt der Wind das Verstehen mit auf seinen Weg, und unverstanden bleibt des anderen Ruf.

Karl Stuten spürt dem Klang der Worte nach, darin war kein Neid, noch Überheblichkeit, sich besser als der Bauer zu dünken. Was der Mann gesagt hatte, kam aus der Tiefe seiner Besinnung, die noch der Deutung bedurfte. Doch eines wurde ihm deutlich, ein eigener Nenner, eine Gestalt, wie sie in der Geschichte und Gegenwart als Bauer ihren Wert hat, sucht ihre Deutung.

„Es ist wohl ein Schicksal zu nennen, als Arbeiter oder Bauer geboren zu sein", hatte der Mann gesagt. Noch als Karl Stuten dies bedenkt, und das verzerrte Leben

und Tun eines verstädterten Bauern vergleichend neben die Gestalt eines in seinem Bauerntum stolz dahergehenden Bauern stellt, glaubt er den Mann verstehen zu können; da sucht dieser sich im Beispiel selbst:

„Eine Arbeit muß sachlich und klar sein, eine andere Sinngebung lebt in einer uns Arbeitern fremden Wertung."

Er sieht auf seine Hand, macht eine greifende Bewegung um die Stuhllehne, löst sie mit dem Blick auf die gestreckten Finger und spricht nun:

„Die empfindende Sachlichkeit meiner Hand umgreift in ihrer Arbeit die Dinge fest oder lose, teilt es dem Gehirn mit, ob kalt oder warm, weich oder hart."

Von der Sonne umleuchtet sind all die Dinge um sie beide, und darin ist alles schön und freundlich, und so wendet Karl Stuten ein:

„Mehr noch umgreift die Hand mit ihrem Schaffen, denn all dein Tun findet in der Schönheit der Arbeit seine Freude."

Ein feines Lächeln umspielt den Mund des Mannes. Karl Stuten hat dafür keine Erklärung. Da der Mann schweigt, drängt er weiter:

„Sage, wie du es meinst, deine bloße Feststellung genügt mir nicht."

Das Lächeln steht immer noch im Gesicht des Schweigenden, doch nun gibt er Antwort:

„Ich arbeite nicht vor einem Spiegel um meine greifende Hand zu sehen, sondern um zu arbeiten; diesen Arbeitsvorgang schön zu finden, bleibt dem anderen überlassen, der die Schönheit sucht oder von ihr ergriffen wird."

„Und wie ist es mit der Freude?"

„Die kann da sein, ist aber nicht unbedingt nötig. Auf das andere kommt es in der Arbeit zunächst an, ob kalt oder warm, fest oder lose, weich oder hart, je nach dem, wie es die Arbeit erfordert."

„Willst du damit sagen, daß Arbeit von der Hand und vom Auge erlebt werden kann?"

„Ja – und noch mehr will ich damit sagen. Ich will damit deutlich machen, daß die Arbeit im Gefühl der Hand lebt. Ein Beispiel mag es dir deutlicher machen. Der Blinde ertastet mit seinen Fingern sich sein Bild von seiner Umwelt. Nicht anders auch ich; auch meine Hände geben mir das Bild und Wesen der Dinge, mit denen ich lebe und arbeite."

Ohne daß Karl Stuten es will, kommt in ihm eine Frage auf, und ohne sie recht zu bedenken, spricht er sie aus:

„Wer erlebt die Arbeit mit dem Auge?"

„Menschen, die im Kapitalismus ihre Existenz suchen."

Karl Stuten schüttelt den Kopf. Seine Frage, so will es ihm scheinen, ist damit nicht genügend beantwortet. Sieht doch auch er die Dinge mit seinen Augen und findet mit ihnen ihren Wert, und er ist kein Kapitalist. Etwas entgegnen kann er jedoch nicht, der Mann spricht weiter:

„Der Vorgang des Begreifens ist in mir ein anderer als in einem Menschen, der in Geld denkt. Ich begreife meine Dinge mit der Hand. Was die Hand fühlt, wird durch das Blut zum Bild und Sinn. Anders empfindet der Gelddenkende, der sieht ein Ding in der Erfahrung des Verdienstes, nicht im Sinne des Dienens, sondern des Geldes. Der fühlt sich dem Untergange nahe, wenn er kein Geld hat, ich, wenn ich nicht mehr arbeiten kann.

Ich fühle den Sinn meines Lebens in der Arbeit. Die Wertung der Dinge geschieht durch meine Arbeit, durch ihr Begreifen. Das muß im wortwörtlichen Sinne begriffen werden. Wie den Soldaten die Landschaft zu einer strategischen Betrachtung zwingt, den Bauern zur Wertung der Erde in Frucht und Ernte, so mich die Arbeit. Schwer und leicht umgreife ich mit meinen Händen meine Welt und deren Sinn. Darin ist keine Spekulation noch Täuschung, kein wogendes Ährenfeld, kein rauchender Schlot noch Schönheit der Flur. In meiner Welt ist alles sachlich. Was hart ist, kann nicht weich gelogen werden. Meine Arbeitswelt steht in ihren verschiedenen Aufgaben in den Notwendigkeiten des Lebens. Hierin meine ich mein Schicksal zu erkennen, ohne Romantik und Sentimentalität."

Karl Stuten streicht tastend wie ein Blinder über die Stuhllehnen. Das tastende Suchen seiner Hände nimmt der Mann neben ihm auf und spricht nun:

„Fühlen und Sehen sind zwei verschiedene Betrachtungsvorgänge. Ich fühle durch meine Hände meine Arbeitswelt. Suche in ihr Ordnung und Sachlichkeit, weil in dieser Sachlichkeit meine Hand den Fluch des Schweißes und die quälende Mühe überwindet. Je sachlicher und klarer meine Arbeit von meinen Händen geht, desto mehr Kraft bleibt für das Leben jenseits der Arbeit, dem Leben der Kultur, seinen Gütern, Schätzen und Freuden. Es wird dann, was ein Fluch der quälenden Mühe war, zu einer klaren Arbeitsaufteilung. Meine Arbeit schwingt und kreist dann in einem Arbeitsrhythmus, wie es sich uns in der Schmiede, im taktmäßigen Arbeiten von Meister und Gesellen am Amboß zeigt. In einer solchen

Arbeit, die ohne Not der Handgriffe und ohne die Not der quälenden Mühe schwingt, ist der Mensch der Führer der Arbeit und es treibt nicht die Arbeit den Menschen, errechnet vom Geldzweck. Führung und Gefolgschaft, gefühlt im Bilde der schwingenden Arbeit, im Bilde der Schmiede, sind nicht Befehl noch Gehorchen, sondern Sinn und Ordnung der Arbeitswelt und damit auch meines Lebens."

Karl Stuten nickt dem Manne zu, ist ihm doch im Bilde der Schmiede dessen Denken von Führung und Gefolgschaft in der Arbeitswelt deutlich geworden. Der Mann schweigt, und so verliert sich Karl Stuten im Bilde der Schmiede, in die Tage seiner eigenen Lehrzeit. Er steht vor dem Amboß und schlägt im klingenden Takt des Meisters mit seinem großen Hammer die formbildenden Schläge des Meisters vor. Obwohl der Schweiß die Stirn netzt, es schwingt und klingt mit den Hämmern in ihnen beiden. Der Mann, der sein Leben in einem neuen Sinn sucht, spricht weiter:

„Ich führe meine Arbeit, ich bediene nicht, noch diene ich der Maschine. Zu denken, daß der Arbeiter im Gehorchen und Willen der Arbeit lebt, ist ein Irrtum. In diesem Irrtum lebt, vom Sehen bestimmt, der im Geld denkende Mensch. Der sieht den Arbeiter in der Mühe seiner Hand und vergleicht sie mit der des Arbeitstieres, das im Gehorchen der Dressur lebt. An diesem Punkt wird die gelddenkende Arbeitsschau sichtbar. Sie sieht den Schweiß und die Mühe, und da sie selbst diese nicht kennt – und wenn – sie als niedrig empfindet, kann der gelddenkende Mensch die Arbeit nicht begreifen und somit ist auch in ihm kein Fühlen vorhanden, sondern nur ein

Sehen und so sucht das Auge das Bild der Arbeitsmühe als ein Etwas, was nicht zu ändern ist, nicht zu erklären und in das kapitalistische Weltbild einzuordnen. Deutet die Arbeit als ein von Gott gegebenes Gebot. Schwankt dabei zwischen Brutalität und Güte. Versteckt sich hinter einer Buchstabenkälte von Drohungen und Verboten, die er Arbeitsordnung nennt, oder verbleibt – von der christlichen Mitleidsideologie bestimmt – in einem patriarchalischen Denken von Lob und Tadel. Die kapitalistische Arbeitsschau kann nicht erkennen, daß der Schweiß und die quälende Arbeitsmühe der Hand ihre Ursache in einer unklaren und unsachlichen Arbeitsführung hat. Sie sieht die von der Mühe verzerrten Gesichter, das peinigt das Auge, und schon erwägt und konstruiert sie die Möglichkeit, die verzerrten Gesichter durch einen hoffenden Zukunftstraum aufzuhellen. Sie macht in Gefühlen, ob du nun den Himmel nimmst oder den Zukunftsstaat. In der Wirkung dienen beide dem gleichen Zweck. Vergessen wir nicht, daß Überläufer zu uns aus dem Kapitalismus – Karl Marx und Friedrich Engels waren welche – unsere Arbeit als Ausbeutung gedeutet haben und für uns zum Trost den Zukunftsstaat erfanden. Das Leben des Kapitalismus kommt zu keiner anderen Antwort.

Ganz anders ist unser Denken von der Hand, das wird nicht vom Sehen bestimmt, sondern von der richtigen Führung der Arbeit. Die von der Arbeitsführung bestimmten Notwendigkeiten können auf sentimentale Gefühle keine Rücksicht nehmen, sie stehen in der gleichen heroischen Verpflichtung, wie die Führung der Soldaten."

Der Mann sieht Karl Stuten an. Leicht wie eine Wolke am Sommerhimmel flieht ein wissendes Lächeln um seinen Mund und er spricht nun:

„Der Arbeit etwas anzudichten, was nicht in ihr ist, ist auch so ein vom Gelde her denkendes Sehen der Arbeit. Die Arbeitswelt kennt auch dieses dichterische Sehen nicht. Sie sieht, wie der Bauer nicht das in dichterischer Romantik wogende Ährenfeld, nicht die rauchenden Schlote und hört nicht die ratternden Hämmer als Symphonie der Arbeit, sondern fühlt mit der Hand das im Wehen der Reife stehende Korn mit den sich aus der Ernte ergebenden Arbeitsnotwendigkeiten."

„Und was ist mit der Symphonie der Arbeit, dem ratternden Hämmern und Donnern der Maschinen?" unterbricht Karl Stuten den Mann:

„Die gleiche Romantik". Wieder trifft Karl Stuten das wissende Lächeln des Mannes, und weiter spricht dieser: „Was da im Rauch der Schlote an Wärmeenergien verloren geht und im Rattern der Hämmer und dem Donnern der Maschinen an unseren Nerven zerrt, ist heute noch eine technische Not, morgen wird sie überwunden sein und kann darum nicht das Hohe Lied der Arbeit sein. Das Hohe Lied ist stumm, lacht in den Augen unserer Kinder, die stolz zu uns aufsehen, daß ihre Väter Arbeiter sind, und es ihnen nachtun wollen."

Seine beiden Hände ballen sich zu Fäusten:

„Nein!" spricht er dann; „die Arbeitswelt ordnet die Arbeit nicht mit schönen Worten, sondern führt sie nach der sachlichen und klaren Notwendigkeit des Arbeitsvorganges. Sie will mit dem möglichst kleinsten Energieverbrauch die Arbeit erledigen und sich nicht von Ge-

fühlen, die in der Zufälligkeit der einzelnen vorhanden sein mögen oder auch nicht, tyrannisieren lassen."

Er schweigt, wendet den Blick von Karl Stuten ab und sieht auf das Meer hinaus – wie diesem scheinen will – in der Erwartung, daß er nun zu dem, was gesagt worden ist, etwas zu antworten hat. Es ist wohl nun auch bei ihm, eine Antwort zu geben.

Die langen Jahre der Vergangenheit ziehen an Karl Stuten wie ein Bildstreifen vorbei. Darin sind die Jahre seiner Arbeit an der Drehbank, wo der Arbeitstag schwer wie Blei auf seinen Schultern lag und in ihm all das, was nach oben drängte, verkümmerte. Verkümmern mußte, weil man ihn in der Arbeit nicht als Mensch haben wollte, sondern als verlängerten Hebelarm einer toten Maschine. Und nun – die Jahre sind lange vergessen – sechs Jahre steht er nun mit einem neuen Sinn an seiner Maschine und jetzt ist er auf dem KdF.-Schiff „Robert Ley". Ein sichtbares Zeichen, daß es heute um den Menschen geht und nicht um den lebend verlängerten Hebelarm einer Maschine. Gewiß, er gibt sich einen Ruck, darum geht es heute. Es geht nicht mehr um schöne Worte, noch um den Himmelslohn, noch um den Zukunftsstaat. Es geht um den Menschen in der Arbeit, gleichviel, auf welchem Posten er steht, auch dafür ist das Schiff ein Beispiel. Sind doch auf diesem Schiff Arbeiter, Techniker, Angestellte und Betriebsführer eine Urlaubsgemeinschaft, ebenso wie sie eine Arbeitsgemeinschaft sind.

Karl Stuten reißt sich zusammen. Der Mann neben ihm will Antwort und ist ihm ein Beispiel, um was es heute geht. Geht es doch um diesen, um den Arbeiter in

ihm ohne Lästern und Preisen, um seine Gestalt, um seinen Sinn als lebende Wirklichkeit. So zwingend und wirklich, wie das KdF.-Schiff „Robert Ley" und auch so revolutionär. Revolutionär im Sinne der Wertung von Arbeiter und Arbeit: denn in welchem kapitalistischen Staat gibt es ein gleiches Schiff?

Karl Stuten steht in Gedanken wieder an seiner Drehbank und in ihm ist die Freude der Arbeit, den Stahl an das Werkstück heranführen zu können. Seine Bewegungen sind sachlich und klar. Der Stahl setzt an und der Span fließt wie ein silbernes Band über die Hohlkehle des Stahls von der Werkbank. Schön ist dieser Arbeitsgang. Im Bilde dieser Arbeit spricht er nun:

„Die Sachlichkeit der Arbeit an der Maschine und die Klarheit der Handführung schließen im Arbeitsvorgang die Schönheit und auch die Freude nicht aus!"

„Nein, gewiß nicht", antwortet der Mann, und in seinen Augen ist wieder das wissende Lächeln.

„Und doch", spricht er dann, „ist diese Schönheit und Freude eine andere als die vom Auge, sie ist beteiligter, sie wird selbst, wo sie vom Auge her häßlich erscheinen mag, im Umgreifen und Begreifen der Hand schön und zur Freude. Es ist in der beteiligten Freude und Schönheit kein Mitleid und keine Sorge um ein Arbeitstier und keine Lüge. Die in der Beteiligung gewordene Schönheit und Freude lebt in der freiwilligen Pflicht, für den anderen zu arbeiten, denn wie wenig arbeiten wir im einzelnen für uns, wenn wir an das Viele denken, das unser Leben ernährt und kleidet. Diese Freude und Schönheit aus der Beteiligung der Hand hat mit den sentimentalen Täuschungsversuchen des Kapitalismus nichts zu

tun. Dieſe Schönheit und Freude in der Arbeit iſt wie die Blüte in der Knoſpe. Dieſen von innen herkommenden Lebensſtrom – in ſeiner blühenden Schönheit und Frucht – kann man nicht wollen noch machen, der lebt im Wachstum der Arbeit. Was Baum iſt, muß Baum bleiben wollen und was Arbeit iſt, darf nicht als Tanz oder Not gedeutet werden. Die Arbeit iſt kein froher Tanz, wird es nie werden, keine kapitaliſtiſche Romantik im Schwunge ſich berauſchend leſender Worte wird daran etwas ändern und den Arbeiter in ein Etwas lullen, das am Ende doch nur Flucht vor der Arbeit iſt. Arbeit iſt eine harte, männliche Angelegenheit, in der man ſich zu bewähren hat. Wo hoch und hell die Fenſter des Arbeitsplatzes den Händen ihre Mühe mindern, der ſachliche Fluß der Arbeit von Maſchine zu Maſchine, von Werkbank zu Werkbank den Schweiß von der Stirn wiſcht, da gliedert ſich alles in der Schönheit der Arbeit. Keine Sentimentalität und Romantik umlügt das Werken der Hände."

„Und wir Männer der Arbeit – –"

Der Mann läßt Karl Stuten nicht weiter ſprechen, nimmt deſſen Wort auf und ſagt:

„Geſunden in einem ſolchen Arbeitsraum, in dem nicht mehr Akkorde von der Hand geſchunden werden, ſondern Leiſtungen den Fluß der Arbeit beſtimmen. Seltſam, aber es war wohl nicht anders möglich, erſt auf dieſem Schiff iſt mir unſere Arbeitswelt deutlich geworden. Vorher war ich noch von der kapitaliſtiſchen Lebensſchau und damit auch der falſchen Schau zur Arbeit beſtimmt. Was wohl auch erklärlich iſt; ſind wir doch in dieſer Welt ein halbes Menſchenleben gewandert und

unſere Väter ein ganzes, haben unſere Sehnſüchte getragen, die nicht von ihr erfüllt werden konnten, weil ſie falſch gedeutet wurden und ſomit auch ein Kampf um die Broſamen von der Herren Tiſche bleiben mußten. Heute jedoch packt uns unſere Zeit und unſere Arbeit an, ſchüttelt und rüttelt uns und wir lernen uns ſelbſt begreifen, in unſerem Sinne und Auftrag."

Karl Stuten hebt die Hand. Der Mann deutet die Bewegung richtig und ſchweigt. Sinn und Auftrag hatte der Mann geſagt, darüber hatten ſie noch nicht geſprochen. Er reißt die Frage von ſeiner Zunge, will die Stunde nicht zwingen noch vorgreifen, wo ihnen der Sinn und Auftrag deutlich werden wird. Mit dem Blick auf das Meer bittet er, daß der Mann weiter ſprechen möge. Im feinen Takt von Menſch zu Menſch fühlt der, daß Karl Stuten ſeine Frage zurückgeſtellt hat und er weiter ſprechen kann, und ſo geſchieht es denn auch:

„Sechs Tage ſind wir nun auf dem Schiff. Ich denke an die erſte Stunde, bin darin im Strom einer fremden Welt. Nicht mehr ſind die Zäune da, in deren Begrenzungen bislang mein Leben ſeinen Tag und ſeine Nacht hatte."

Karl Stuten nickt, auch ihm iſt es ſo ergangen.

„Verloren und klein habe ich meine Schritte von Deck zu Deck geſetzt. Wie ein Kind, ohne die ſchützende Hand der Mutter, bin ich meine Straße gezogen. Und dann im hellen Licht des Speiſeſaals iſt es nicht anders. Über mir iſt ein Etwas, mit dem ich nicht fertig werde, nicht Beginn noch Ende weiß. Es ſind nicht die fremden Menſchen, mit denen ich am Tiſch ſitze, da findet ſich über die Begrüßung hinweg ſchon ein Wort, es iſt etwas anderes.

Und dann weiß ich, was uns alle am Tisch wie eine Mutter bei der Hand nimmt, es ist der Steward, der uns das Essen bringt. Er ist nicht mein Diener oder Kellner, nein, er ist mein Vormann. Ich werde durch ihn in das Begreifen meiner Hand geführt. Sachlich und klar ist er in seiner Arbeit. Ich bin der dritte von rechts an seinem Tisch und damit nicht mehr noch weniger wie der vierte oder fünfte. So klar und sachlich ist er in seiner Arbeit, in der ich von ihm sattgemacht werde, nicht anders wie ein Werkstück von mir auf der Maschine bearbeitet wird. Alles, was dumm und klein in mir ist, fällt von mir ab wie ein Gipspanzer, der geborsten ist."

Für einen Augenblick schweigt der Mann und Karl Stuten muß denken, daß es auch ihm nicht anders ergangen ist.

Weiter spricht der Mann:

„An der Sicherheit, mit welcher der Steward seine Arbeit verrichtet, richte ich mich auf. Werde ein Arbeiter, der Urlaub hat. Steward und ich werden zum Sinnanteil der Arbeitswelt. Darin bin ich für den Steward eine Sache, in der die kleinen Spießerlichkeiten des Menschen keinen Platz haben."

„Aber du bist doch ein Mensch und keine Sache?" wendet Karl Stuten ein. Schallend lacht der Mann, daß es über das Deck hallt. Froh und gelöst ist sein Gesicht:

„Ja, ich bin ein spießerlicher Mensch gewesen und darum mußte ich all den Irrtum durchleben, mußte mit Gefühlen, deren Mischung mehr als komisch war, mich an den Tisch setzen. War kein Bürger, für den der Steward ein Diener ist, den er bezahlt, war kein Arbeiter, der Urlaub hat, nein, ich fühlte mich als spießerliche Sehn-

sucht des Bürgers, als ein Millionär und fiel dann wieder, da ich kein Bürger bin, in meine Welt zurück und mußte mich als Bettler fühlen."

Der Mann sieht Karl Stuten an, lacht wieder, liest in dessen Augen, daß es auch dem so ergangen ist. Noch mit diesem Lachen im Gesicht spricht er dann:

„Was wäre wohl geworden, wenn der Steward auch mit spießerlichen Gefühlen seine Arbeit getan hätte? Sicher der gleiche Irrsinn. So jedoch wurde ich durch ihn nicht nur satt, sondern noch mehr, ein Urlauber. Als ich dann vom Tisch aufstand, wieder auf das Deck ging, gemächlich um das Bootsdeck wanderte, begriff ich das Schiff und dann auch mich. Ich fand die Ruhe und Sicherheit, die herrliche Umwelt und auch das Schiff als Urlauber zu erleben. Und wenn ich weiter an den nächsten Morgen denke, dann ist darin der gleiche Umbruch. Um die Zeit, da ich sonst an meiner Maschine stand, liege ich in der Sonne auf meinem Liegestuhl, wie ein Schwein in der Suhle. So habe ich mich zunächst gefühlt und ich habe lange Stunden gebraucht, um mich als ein Urlauber zu fühlen. In den verflossenen sechs Tagen ist da noch so manches gewesen, was dumm und spießerlich mir die Stunden verdorben hat. Und das war alles nötig, um mit dem Spießer in mir fertig zu werden, um zu begreifen, daß mein Tag mit dem des Bürgers nichts Gleiches hat, ebensowenig wie mit dem des Bauern. Deren Lebensgefühle und Arbeitsnotwendigkeiten ordnen ihre Dinge anders als ich. Das ist es, was ich als Schicksal meine. Ich muß mir meinen Tag, wie auch die den ihren gestalten, ich muß ihm meinen Sinn geben. In dieses Muß ist auch meine Arbeit eingeschlossen und darum ist es

wohl ein Schickſal zu nennen; denn wäre ich ein Bürger oder Bauer, wüßte ich meinen Tag einzurichten. Klar und geordnet iſt deren Tag. Doch wie ordne ich den meinen? Ich muß mich erſt zu mir ſelber hindurchkämpfen, und das iſt nicht einfach. Hier auf dem Schiff iſt ein Steward nötig, der mich in ſeiner ordnenden Sachlichkeit zum Urlauber macht. Hätte er es mit ſpießerlichen Gefühlen getan – die gleichen, die mir den Tag verdorben haben –, wäre ich nie ein Urlauber geworden."

Der Mann ſchweigt und Karl Stuten denkt über deſſen Worte nach. Er muß ihm recht geben; denn auch er iſt, wenn er es recht bedenkt, von ſeinem Steward zum Urlauber erzogen worden. Und was in der Arbeit des Stewards ſchön und freudig war, hatte wohl zutiefſt ſeine Urſache in der klaren Sachlichkeit des Schiffes, in all ſeinen Einrichtungen. Aber Urlauber zu ſein iſt kein Schickſal, ſondern Erholung und Kräftigung für das Eigentliche, das dem Leben ſeinen Sinn gibt, für die Arbeit. Sie ſind Arbeiter, alſo geht es darum. Wo iſt alſo der Sinn ihrer Exiſtenz und ihres Auftrages?

Das zweite Signal ruft zum Kaffeetiſch. Sie ſtehen beide auf, lachend geben ſie ſich die Hand und der Mann ſagt:

„Laſſen wir uns ſatt machen und zum Urlauber erziehen."

Karl Stuten nickt zurück. Beide gehen ſie in ihre Kabinen und ſind in der klaren Sachlichkeit des Schiffes Urlauber. Am Kaffeetiſch geht das Wort munter von einem zum andern. Nur Karl Stuten ſchweigt, er iſt immer noch in Gedanken bei dem Manne, der vom Steward zum Urlauber erzogen worden iſt. Daß Karl Stu-

ten ſchweigt, beachtet niemand, ſie kennen ihn alle und wiſſen, daß er oft lieber ſeinen eigenen Gedanken nachhängt, als ſich an einer Unterhaltung zu beteiligen. Durch einen Schlag auf ſeine Schulter wird er von Fritz Günther etwas unſanft aus ſeinen Grübeleien geriſſen. Das geſunde, gebräunte Geſicht und der lachende Mund Fritz Günthers laſſen eine unwillige Abwehr der Störung nicht zu, ſo kann er den Störenfried nur fragend anſehen.

„Warſt wieder ganz wo anders?“ ſpricht Fritz Günther. Karl Stuten nickt beſtätigend, er hatte von der Unterhaltung ſeiner Freunde nichts gehört:

„Nun gut“, geht Fritz Günther, ſeinen Freund verſtehend, darüber hinweg, „was die anderen geſprochen haben, war nicht wichtig – jedoch was ich ſage, mußt du nun ſchon hören und beherzigen.“

Karl Stuten nickt auch dazu.

„Alſo mein lieber Karl Stuten, wir werden morgen in Madeira ſein. Nach ſieben Tagen wieder Erde unter unſeren Füßen fühlen, zwar nicht unſere, es iſt eine andere Erde. Anders ſind auf ihr auch Baum, Strauch und Menſch. Grell und flammend werden die Farben der Blumen auf uns eindringen und manches andere werden wir noch ſehen. Mit großen Kinderaugen werdet ihr all das Fremde als bleibende Erinnerung in euch aufnehmen. Ja, und dann wird euch noch etwas erwarten. Jedoch wird dies nicht auf Madeira, ſondern auf Tenerife ſein.“

In Erwartung, was ſie ſehen werden, ſind die Augen der Freunde fragend auf Fritz Günther gerichtet. Um die Spannung zu erhöhen, ſchweigt er. Er hat wirklich etwas Schönes mitzuteilen. Ein Jahr iſt er während

seiner Wanderung durch die Völker auf Tenerife gewesen und ist Freund mit dem Manne geworden, von dem er jetzt zu den Freunden sprechen wird. Die Erinnerung legt eine schöne Freude auf sein Gesicht und so spricht er nun:

„Seht mich nur als ein Wunder an, ich bin es zu eurer Beruhigung nicht, aber was ihr sehen werdet, das wird für euch eine große Freude sein. Und für dich", er spricht nun direkt zu Karl Stuten, „besonders du wirst auf dieser Insel ein Stück deutsche Erde erleben. In dem Dorf Orotava wohnt ein deutscher Bäcker, den werden wir besuchen und dessen Freude, wieder einmal Landsleute um sich zu sehen, wird unsere sein, und sein Garten ist ein deutscher Garten mit Stachel- und Johannisbeeren und all dem, was in einem deutschen Garten wächst, Nelken und Rosen, Küchenkraut, und auch unser Kohl lacht uns an. Alles in allem, ein Stück deutsche Erde."

Zwei Tage später waren sie dann Gast bei dem deutschen Bäcker gewesen, und was Fritz Günther in seiner erinnernden Freude vorausgesagt hatte, war Wirklichkeit geworden. – Ja, aber nun? Wozu war die Erinnerung von Nutzen? Weit, weit im Atlantischen Ozean liegt Tenerife. Steht der Bäcker in seinem Garten. Wird lange, vielleicht sehr lange auf einen deutschen Gast warten müssen. Krieg ist zu dieser Stunde, da Karl Stuten in der Erinnerung lebend über seinen Reitstock gelehnt auf den Drehstahl sieht. Heute hat er keine Kurbelwelle auf der Drehbank, heute ist es ein Schiffsgeschützrohr. Nicht singt die Maschine das Arbeitslied des Friedens, Krieg braust durch Räder und Gestänge. Und auch Walter Menerth, der junge Arbeitskamerad, hat die Ma-

schine mit einem Gewehr vertauscht. Er hält am Westwall die Wache. Und Karl Stuten arbeitet nun an zwei Maschinen, die Maschine des jungen Kameraden darf nicht stillstehen. Überall in Deutschland, wo im Frieden zwei Männer standen, steht heute ein Mann, ob am Westwall oder an den Maschinen, verdoppelt hat sich die Kraft der deutschen Menschen. Gleich in der Verantwortung und Leistung, das steht in den Gesichtern der Männer, und auch in denen der Frauen steht die gleiche Bereitschaft.

Karl Stuten sieht von seiner Arbeit auf. Sein Blick wandert über die großen Maschinen der Männer hinweg zum Mittelschiff der großen Maschinenhalle, da stehen die kleinen Maschinen. Bunte Kopftücher winken ihm zu, die flinken Hände der Frauen führen dort die Arbeit. Auch Walter Menerths Frau ist darunter und Karl Stutens Waldtraut hat zum Federhalter und der Schreibmaschine gegriffen, sie arbeitet in der Lohnbuchhalterei. Ja, und Irmgard Günther ist bei den Kindern der Frauen, die an den Maschinen stehen. Hält Zucht und Ordnung wach und singt mit ihnen die Lieder der Hoffnung und des Stolzes. Denn auch das ist wahr und kann keine Lüge vor der Geschichte fälschen: mit dem englischen Kriegsultimatum fühlt sich jeder Deutsche beleidigt. Damit ist offenbar geworden, daß England die Deutschen in die dumpfe, stumpfe Haltung von Sklaven zwingen will, nicht anders als all die Völker, die unter der würgenden Faust der Weltausbeuter verelenden und sterben.

Karl Stuten lacht auf und ruft in der Geradheit seines Stolzes, ein Deutscher zu sein, die Geräusche der Arbeit übertönend:

„Lewer dod as Sklav!"

Jawohl, lieber tot als ein Sklave. Dies Wort Detlef von Liliencrons war der Schlachtruf seiner Jugend gegen den Kapitalismus gewesen. Heute war es nun wieder so, doch nun hatte der Ausbeuter selber die Klarheit der Front geschaffen, ein Verstecken gab es nun nicht mehr, er hatte sich selber die Maske abgenommen und sein Gesicht gezeigt. England und immer wieder England, seine Geldplutokratie und die Juden, das waren die Ausbeuter und sind es auch heute wieder. Das sind die Kapitalisten, die nicht wollen, daß Arbeit im Wert und der Achtung mehr als Geld ist. Und darum dieser Krieg, aber nun erst recht:

„Lieber tot als ein Sklave!"

Karl Stuten hatte seinen Schlachtruf wieder über den Lärm der Arbeit hinweggerufen. Fritz Günther, der unweit von Karl Stuten am Verschlußteil eines Geschützes arbeitet, hatte das Wort ihrer gemeinsamen Jugend gehört, er lacht und denkt, recht so, der Freund hat das richtige Feuer für den Abend im Herzen. Wieder einmal ist die Stunde ihrer Aussprache herangekommen. Ihr Lebenskampf gegen Ausbeutung und Mißachtung der Arbeit steht in der letzten Bewährung, Tod oder Sieg lauten die Würfel.

Die Freunde sitzen am kleinen Tisch in Irmgards Wohnung. Fritz Günther sitzt in seiner Ecke. Karl Stuten hat ihm gegenüber seinen Platz. Die Frauen sind in der Küche, sie haben ihren eigenen Plausch.

„Der Winter hat es dies Jahr eilig, schon im Dezember Schnee und Frost, das haben wir seit Jahren nicht gehabt", spricht Fritz Günther.

Karl Stuten antwortet:
„Immer noch beſſer als der Dreck im November."
Er greift in die Taſche:
„Walter Menerth hat geſchrieben."
„Was ſchreibt er?"
Karl Stuten faltet den Brief auseinander. Seine Augen ſind noch gut, Fritz Günther braucht ſchon eine Brille, ſo lieſt er dem Kameraden den Brief vor:

„Lieber Karl Stuten!

Wenn ich das alles bedenke, was in den letzten Monaten geweſen iſt, will es mir wie ein Tag erſcheinen, ſo ſchnell hat uns das Geſchehen vorangeriſſen. Jetzt, in den Tagen um Weihnachten, ſind mir die Stunden, da ich als Poſten über die weite weiße Fläche des Schnees hinweg die Wache halte, Stunden der Beſinnung. Warum und wozu dieſer Krieg? habe ich mich gefragt und bin dann immer nur zu der einen Antwort gekommen, der Feind will nicht, daß wir Deutſchen unſer eigenes Lied ſingen, wir dürfen nur das ſingen, wozu er den Takt ſchlägt. Welche Anmaßung und Verblendung, zu meinen, die Erde ſei nur für die Engländer geſchaffen! Unſere Erde iſt unſere und England wird ſich bequemen müſſen, ſie auch fürderhin als die unſere anzuerkennen. In unſerem Hauſe ſind wir die Herren und nicht die ehrenwerten Herren Lords. Englands Herrentum hat ſich nicht bewieſen noch bewährt, das haben wir tauſendfältig in Polen feſtſtellen können und Fritz Günther wird noch mehr Beweiſe haben als ich. Gewogen und zu leicht befunden.

Und dann möchte ich Dir noch schreiben – damals 1914–1918 – als Du hier an der Front die Wache gehalten hast, Du hast oft zu mir davon gesprochen, da waren Heimat und Front zwei Welten, heute quält keinen von uns an der Front hier diese Not. Ich weiß, wenn Du an meiner Maschine arbeitest, dann bist Du bei mir. Wenn Deine Hände nun die Kurbeln drehen, die ich all die Jahre bewegt habe, dann gibst Du mir die Hand. So geht es uns allen hier und so ist zwischen uns kein Zwiespalt, Front und Heimat sind ein Wille und eine Gewißheit, das macht uns stark. Und nun muß ich auf Posten.

Grüß die Kameraden und sag' ihnen, wie froh und sicher es uns macht, zu wissen, daß es zwischen dem Frontsoldaten und dem Arbeitssoldaten und dem Bauern keinen Unterschied gibt, daß wir alle in der gleichen Verantwortung und Leistung leben. Wir Soldaten an der Front denken so.

Dein Kamerad
Walter."

Karl Stuten legt den Brief auf den Tisch, Irmgard soll ihn auch noch lesen. Fritz Günther legt seine Hand auf den Brief, er muß es, es ist ihm, als gebe er Walter Menerth die Hand. Er nimmt den Kopf zu Karl Stuten hoch:

„Mehr Beweise soll ich haben, gewiß, die habe ich, möchte jedoch jetzt schweigen von all den Dingen, die ich erfahren und erlebt habe in der Welt der englischen Herrschaft, nur über meine letzte Begegnung mit England will ich zu dir sprechen."

Er lehnt sich bequem in seinen Sessel zurück. Mit dem Blick auf den Brief, als spreche er auch zu dem jungen Kameraden an der Front, beginnt er nun:

„Das ist nicht so lange her, als daß ich es schon vergessen haben könnte. Ich werde es wohl nie vergessen. Du wirst dich des schönen Tages auf Tenerife erinnern. Ich habe damals meinem Freund, dem Bäcker, geholfen, seinen Kuchen zum Grand Hotel Taoro zu schaffen, und da ist es dann gewesen, daß ich ein Gespräch zwischen Engländern gehört habe. Den einen davon kannte ich, vor Jahren war er mein Gewerkschaftssekretär in London gewesen, heute ist er das ehrenwerte arbeiterparteiliche Unterhausmitglied Mister Greenwood. Um unser Schiff, den ‚Robert Ley' ging es, England gönnte uns Arbeitern die Freude nicht. Der Reichtum und die Schönheit der Welt ist nur für Englands Herrenkaste da, das zeigte mir deutlich der Schluß des Gespräches. Mister Greenwood meinte: ‚Noch ein solches KdF.-Schiff können wir uns nicht gestatten, der Arbeiter mag seinen Fußball haben, aber mehr auch nicht.'

Darauf antwortete der andere Engländer:

‚Mister Greenwood, Sie werden den Bau des Schiffes nur durch einen Krieg verhindern können.'

‚Gut', antwortete Greenwood, ‚dann bedeutet es eben Krieg; noch einige Jahre diesen deutschen Sozialismus, und um uns ist es geschehen, unsere Arbeiter werden dasselbe haben wollen, nein, das deutsche Beispiel muß aus der Welt.'

Mehr brauchte ich damals nicht zu hören, ich kenne die Engländer und wußte, daß es Krieg geben würde. Damals habe ich geschwiegen, ich wollte euch nicht die

Freude nehmen. Jedoch heute ist kein Grund zum Schweigen, der Krieg ist da. Will der Engländer unseren Sozialismus nicht, gut, wir wollen auch seinen Kapitalismus nicht, und damit ist dieser Krieg ein Krieg des deutschen Arbeiters. Wir beide und mit uns Millionen Deutsche stehen zum zweitenmal im Krieg. Im ersten Krieg war alles unklar, da fehlte die große, verpflichtende Idee, damals sagten wir Arbeiter ‚Eigentum ist Diebstahl' und standen damit im Neidgefühl der Klasse im Kampf. Heute ist das Neidgefühl der Klasse eine immerwährende Warnung aus der Vergangenheit und unsere Gegenwart lebt in dem verpflichtenden Wissen: ‚Eigentum ist Pflichttreue, ist Verantwortung, privater Egoismus, ist Unehre und Schande. Und darum, weil all dem so ist, gibt es nur noch ein Vorwärts und nun erst recht!"

Sie nicken sich beide zu im Wissen, daß ihr Leben in einer großen Zeit in die Pflicht der Bewährung gestellt ist. Und als dann die Frauen kommen, weicht der Ernst aus ihren Gesichtern und sie freuen sich mit den Frauen, daß ihr Leben von keiner Sorge verbittert wird. Der Krieg ist ihnen keine Sorge, der ist ihnen das letzte Stück ihres schweren Lebensweges zu einem Ziel, für das es sich gelohnt hat, zu leben.

Und als dann Karl Stuten viel später noch lange wach in seinem Bett liegt, ganz ruhig, damit Waldtraut nicht in ihrem Schlaf gestört wird, schließt er die Rechnung seiner bisherigen fünfundvierzig Lebensjahre damit ab, daß sein Denken und Trachten immer nur in dem einen Gedanken gelebt hat, mit blanken Augen als deutscher Arbeiter bestehen zu können und daß darin auch der Auf-

trag und Sinn seines Lebens beruht. So soll es bleiben, noch lange will er leben und stolz sein dürfen, ein deutscher Arbeiter zu sein.

Ganz leise legt sich Waldtrauts Hand auf die seine. Ob im Schlaf oder auch nicht, ihm ist dies keine Frage, er weiß eines: wohl einem Volk, das solche Frauen hat. Jedoch, dann nimmt auch ihn der Schlaf in seine tiefe Stille, in der die Kraft und der Wille zum Sieg für den kommenden Arbeitstag wächst.

KARL MICHBROOT

Ein Deutscher fand zurück